Gefahrvolle Wege.

Historischer Roman

aus der Zeit Ludwig's XIV.

Von

George Hiltl.

Zweiter Band.

Berlin.

Verlag von Th. Lemke.

Sebastianstr. 19.

Berliner Associations-Buchdruckerei (Urbat u. Gen.), Kommandantenstr. 53.

Der Laborant und seine Tochter.

An dem Westende des Platzes Maubert lag eine kleine Sackgasse, welche den einfachen Namen Cul-du-sac de la Place Maubert führte. Der Eingang zu dieser Gasse war durch ein hölzernes Gitter mehr bezeichnet, als geschlossen, denn die Thür desselben stand fast immer offen. Den Schluß des kleinen Gäßchens bildete ein altes, graues Haus mit schmalen Fenstern und halbeingesunkenen Thürbögen. Ueber der Hauptthür sah man ein altes Steinbild, an dem noch hie und da Vergoldungen bemerkbar waren. Es stellte einen Apotheker dar, welcher in dem vor ihm stehenden Mörser Etwas zu zerstampfen schien. Der Mörser und die Mörserkeule waren ehedem vergoldet gewesen. Unter diesem Bilde befand sich eine Inschrift, welche man aber nicht mehr zu enträthseln vermochte. Ob dieses Haus in der Sackgasse am Platz Maubert von Alters her zur Ausführung chemischer Arbeiten bestimmt war, konnte Niemand angeben, aber die Figur über der Thür schien eine Art von Zugkraft auszuüben, denn schon oft genug hatten Chemiker oder Apotheker in dem alten Gebäude ihre Werkstätten aufgeschlagen, bis endlich im Jahre 1650 ein ältlicher Mann dasselbe kaufte. Dieser Käufer war wiederum

ein Apotheker, Chymist, Naturaliensammler und Ausstopfer. Er hieß Pierre Huet. Man weiß bereits, daß Huet für den Bader La Vienne arbeitete und mit den verschiedensten Anatomen, Collegien und Aerzten durch seine Geschicklichkeit in der Herstellung von Präparaten in Verbindung stand.

Mehr noch als der, durch ein Herkommen aus alter Zeit feststehende Brauch, dem zufolge stets Apotheker das Gebäude in der Sackgasse bezogen hatten, schien wohl die einsame Lage desselben für Laboranten einladend. Man konnte sich ohne Aufsehen in die Gasse hineinverlieren, wenn man vom Platz Maubert kam, man konnte sich aber auch auf zwei vollständig öden Wegen, welche Holzplätze und einstöckige Waarenhäuser begrenzten, von dem Seineufer aus durch die Straße Perdu an das Hintergebäude begeben, ohne von Jemand bemerkt zu werden. Hier lag vor dem Hause ein kleiner Garten, in welchem Weinreben ihre Bögen spannten und einzelne ihrer Ausläufer bis zum ersten Stockwerke entsendeten.

Der alte Huet bewohnte das Erdgeschoß des Hauses. Nach dem Garten hinaus lag sein ziemlich geräumiges Laboratorium und er konnte von dem Seineufer her Stoffe jeder Art ohne alles Geräusch in das Haus schaffen. Ein mächtiger, gewölbter Flur mit Bänken von Sandstein ringsum versehen, mit großem Heerde und Feuerböcken, mit einem breiten Treppenaufgang, bildete den Eingang von der Sackgasse aus in das Gebäude. Im ersten oder vielmehr einzigen Stocke des Hauses wohnte eine Dame, die Wittwe Brunet, als Mietherin Huet's. Madame Brunet lebte sehr still und eingezogen. Sie zehrte von einer kleinen Rente und gewann sich noch daneben ein anständiges Sümmchen durch Vermiethung einzelner Zimmer an Herren von Stand oder Amt, welche irgend eine kleine Anstellung bei den Bureaux inne hatten. Der große Hausflur theilte das Erd-

geschoß des Gebäudes in zwei Hälften. Rechter Hand lag das Laboratorium, linker Hand die Wohnung Huet's. Wer in den ersten Stock wollte, der mußte über den Flur zur Treppe gehen, die auf demselben mündete.

Ein seltsamer, narkotischer Geruch zog durch das Erdgeschoß des Hauses. Zuweilen kräuselte sich an den Bögen des Flures ein leichtes Wölkchen zusammen. Die zum Laboratorium führende Thür ward schnell geöffnet und der Besitzer des Hauses trat heraus. Pierre Huet war ein mittelgroßer Mann. Er hatte weiße Haare und Bart. Sein Gesicht zeigte Wohlwollen und Intelligenz. Er trug ein ledernes Wamms und hielt seine Mütze in der Hand.

„Puah!" rief er, „das heißt gearbeitet. He — da! holla! Amande, Amande! wo steckst Du denn? ich will einen frischen Trunk. Meine Kehle ist ganz trocken wie ein präparirter Froschschenkel. Amande!"

Auf diesen Ruf öffnete sich die gegenüberliegende Thür und ein junges Mädchen trat in den Flur. Sie trug auf zinnerner Platte, welche wie Silber glänzte, eine Crystallflasche mit Wein und zwei geschliffene, venetianische Gläser. Amande Huet, die Tochter des Apothekers, war ein bildhübsches Mädchen. Ihr blondes Haar hatte sie unter einer kleinen, rothen Kappe halb verborgen, doch so, daß die dicken Flechten sichtbar waren, welche sich an ihre Schläfen legten. Die Kappe selbst hatte sie durch seidene Bänder befestigt, die unter dem Kinn in eine große Schleife zusammengebunden waren. Amande trug ein so reizendes, neckisches Gesichtchen zur Schau, wie man es eben bei einer allerliebsten, französischen Bürgerstochter jener Zeit finden konnte, der die kleidsame Tracht trefflich stand und deren Lebensweg noch kein Kummer uneben gemacht hatte.

„Meine Güte," rief das muntere Mädchen, „Papa,

was ist das für Geschrei!? Ich höre auf den ersten Ruf. Da bringe ich schon das Verlangte."

Huet kniff mit den Fingern der einen Hand die rosige Wange der hübschen Tochter, nahm mit der andern die Weinflasche, schenkte sich ein Glas voll und trank es hastig.

„Halt," rief Amande. „Absetzen — genug. Du sollst nicht soviel auf ein Mal trinken."

„Eh — ich bin zu durstig. Wetter und Hagel, meine Kehle ist zu trocken," sagte Huet.

„Was hast Du denn wieder heraus gekriegt aus Deinen alten Retorten, Helmen und Kapellen, Papa? Ich merke schon seit heute Morgen, daß etwas Großes im Werke ist, denn nach dem Garten hinaus ziehen die Dämpfe durch die kleinen Abzugsröhren. Der Herr Secretair oben wird brummen. Er hat zwar seine Fenster geschlossen, aber es zieht doch hinein."

„Meinetwegen," lachte Huet, der sich auf eine der Steinbänke seines Flurs niederließ. „Ich kehre mich nicht daran. Die Frau Brunet mag mitsammt ihren Miethern ausziehen. Ich möchte so am liebsten die Zimmer im ersten Stock für mich haben. Es wird hier zu eng."

„Nicht doch, Papa!" sagte Amande sich auf des Vaters Schulter stützend. „Die Frau Brunet ist gut und sanft. Sie ist gern in unserem Hause und die Leute, die ihr Zimmer abmiethen, beklagen sich nie. Lieber Himmel, wenn mal Einer von ihnen brummt, daß ihm die Dämpfe, aus Gott weiß welchen Büchsen und Mischungen in die Zimmer steigen, so kann ich ihm das wahrlich nicht verdenken. Es geht mir auch so. Zuweilen Papa, mischest und kochst Du ganz abscheuliche Dinge."

„Ja — ja — la — la," sagte Huet, eine pfiffige Miene annehmend. „Ihr versteht es. Je mehr Dunst, je häßlicher und widerwärtiger der Geruch, desto wichtiger

und werthvoller das Präparat. Ich habe heut Etwas gebraut — hi —. Ich kann es Dir nicht so genau auseinandersetzen, obwohl Du schon einige Kenntnisse der Droguen, Stoffe und Pflanzen Dir erworben hast. Aber Glaser wird Augen machen. Er versteht nur nicht die höhere Kunst. Ach — das ist eine Freude."

„Nun — ich kenne doch auch so Mancherlei. Du weißt, ich verstehe mich auf seltene Dinge. Ich bin Dir zur Hand, wenn es gilt abzuwägen. Habe ich nicht schon die feinsten Stoffe genau und richtig ausgewogen? wie oft hast Du sogar scharfe Gifte in meine Hand gelegt, um sie zu Herrn La Vienne zu schaffen, die der junge Théria zu seinen Arbeiten braucht, um die Salben oder Schminken daraus zu fertigen. Ich kann die Dinge auf den ersten Blick erkennen. Bin ich doch oft genug in Deinem Laboratorium. Was hast Du also heute gebraut?"

„Amande, laß mich. Ich erwarte heute noch Glaser bei mir. Er soll es sehen. Es sei Dir genug, wenn ich Dir sage: Es ist ein herrliches Erzeugniß und ich werde doch dahin kommen, wohin ich eigentlich will. Oh — ich arbeite unabläßig."

„Ja, das weiß der liebe Himmel. Wie oft sehe ich, sobald ich von Sorge für Dich getrieben aufstehe und nach dem Laboratoriumfenster blicke, das Licht noch glühen, wenn es schon frühe Morgenstunde ist. Das darfst Du nicht mehr. Du sollst nicht so stark arbeiten wie bisher, denn Du wirst — nicht jünger — sondern älter. Und dann — dann bist Du gar nicht gut. Sieh, es ist mir nun schon einige Male so ergangen. Wenn ich an die Thür des Laboratoriums pochte und rief: Papa, mach auf! oder: Papa, geh' zu Bett! hast Du mir nie geantwortet und doch warst Du im Gewölbe, denn Deine Lampe

brannte lustig, und daß Du arbeitetest, sah ich an dem Dampfe, der aus den Röhren in den Garten zog."

Pierre Huet wurde unruhig. Er erhob sich von der Bank und faßte heftig die Hand der Tochter. „Das warst Du also?" fragte er ernst. „Du warst an der Thür des Laboratoriums zur Nachtzeit? — Amande, Amande! Du weißt, ich hab' Dich lieber als mich selbst, aber ich könnte Dir böse werden, Dich recht derb ausschelten, nun ich das gehört habe. Geh' mir nicht wieder an die Thür zur Nachtzeit, bleib' auf Deinem Zimmer oder — Du wirst mich als strengen Vater kennen lernen."

„Du solltest mir zürnen können? Du?" lachte Amande. „Nein, das bist Du gar nicht im Stande. Und weil ich Nachts an Deiner Thür horchte? weil ich besorgt um Dich bin? Geh' doch, Papa, Du freust Dich über meine Fürsorge. Gieb mir einen Kuß."

Huet strich das Haar zurück und hielt die Tochter mit der Hand von sich.

„Nein, nein. Ich spreche ernst. Komme nie wieder an die Thüre zur Nachtzeit."

„Aber was ist denn da Entsetzliches, Sträfliches?" Ich werde doch an der Thüre sein können? ich werde doch die Schwelle betreten dürfen, die ich zehn Mal des Tages überschreite?"

„Nicht zur Nachtzeit, hörst Du? nicht zur Nachtzeit. Es giebt gewisse Experimente, die mit dem Laufe der Gestirne eng verbunden sind, die man nur in der Stille der Nacht um die bestimmte Stunde wahrnehmen darf, die aber nicht glücken, wenn sie belauscht oder unterbrochen werden. Ich dringe immer tiefer in die Geheimnisse der Natur, in die unbekannten, berufenen Gefilde ein. Ah — was sah ich schon für seltsame Dinge! und dann die Anwendung erst; was werde ich noch Alles finden? O — ich könnte

Tag und Nacht bei den Retorten sitzen, die Massen in Fluß kommen sehen, die Niederschläge betrachten. — Aber Du, Amande, Du sollst nicht an der Thüre stehen, oder rufen, oder sehen. Ich verbiete es Dir. Genug. Nun noch Eins. Der Abend dunkelt herein und Lavienne erwartet heut noch die zwölf Fläschchen Rosenwasser. Morel ist beschäftigt, meine Kolben zu reinigen, Du mußt also die Flaschen noch zu dem Bader tragen."

Amande fuhr auf, sie schüttelte langsam das Haupt und sagte ruhig: „Nein, mein Vater! ich will lieber einen Mann von dem Platze hereinrufen, einen Träger, wenn Morel beschäftigt ist, aber in das Haus des Baders gehe ich nicht."

„Wie? Du bist heut eigensinnig, Amande?" sagte Huet mit leichtem Stirnrunzeln, „Du weißt, daß Lavienne ein guter Zahler ist und daß ich sammle, für Dich mein Kind, damit Du einst, wenn ich nicht mehr sein werde, glänzend und bemittelt in der Welt stehen kannst. — Ja, vielleicht wirst Du einst Könige fragen können: „Was kosten Eure Reiche?" wenn mir mein Experiment gelingt. — Aber bis dahin brauchen wir Geld, und Lavienne zahlt gut. Also Du wirst den Gang thun. Er sieht es immer wie eine Art von Ehrenbezeigung an, wenn ich Dich hinsende."

„Schon gut, Vater," sagte das Mädchen, „aber ich gehe nicht in des Baders Haus. In keinem Falle. Du wirst mich nicht zwingen."

„So erkläre mir nur, weshalb nicht?"

„Weil das Haus des Baders ein verrufenes Haus ist, über dessen Schwelle keine ehrbare Bürgerstochter den Fuß setzen darf. Wenn man sich dem Hause nähert, öffnen sich die Fenster der Nachbarhäuser und die Leute schauen Einem nach so weit sie können, und die Mägde kichern und man hört allerlei Reden: „Das ist auch ein Fang für den Bader"

oder: „Schade um das Kind" und dergleichen. Es gehen furchtbare Dinge im Hause des Baders vor. Man erzählt: Neulich sei eine Frau von Wahnsinn befallen worden, die ihr entführtes Kind bei Lavienne gesucht und es endlich in den Armen der Wüstlinge gefunden habe. Sie sagen, der Teufel habe die Alte in das Haus des Baders geführt."

In diesem Augenblick schob sich die Klappe der Thüre des Laboratoriums zurück und ein Gesicht ward hinter derselben bemerkbar. Es war das Antlitz Morel's, des Gehülfen. Morel war ein abscheulich häßlicher Mensch. Seine rothblonden Haare begannen sich schon mit Grau zu mischen; sein Gesicht zeigte den Ausdruck von Bosheit und Sinnlichkeit. Die breite Nase, der große, von wulstigen Lippen gebildete Mund, eine überhängende Stirn und kleine funkelnde Augen verliehen der Person Morel's den Stempel der Gemeinheit. Seine Gestalt war untersetzt, kräftig und den Oberkörper trugen ein Paar Säbelbeine. Er mochte etwa fünfzig Jahre zählen. Dieser Gnom war Huet's Diener im Laboratorium. Morel hatte eine große Tugend: Er war still und verschwiegen. Huet's Arbeiten brauchten zwar das Licht der Oeffentlichkeit nicht zu scheuen, aber die Forschungen, welche der Chemiker machte, seine kleinen Geheimnisse bezüglich der Präparirung von Thier- und Menschenkörpern oder einzelnen Theilen derselben, konnten doch leicht durch die Schwatzhaftigkeit eines Genossen in die Oeffentlichkeit gelangen. Huet hatte den häßlichen Diener seit etwa drei Jahren in seinem Hause. Er hatte ihn verschiedene Male auf die Probe gestellt und Morel bestand jedesmal diese Prüfung, er ging mit Niemandem aus der Nachbarschaft um, sprach wenig und verstand die Handgriffe bei chemischen Arbeiten recht leidlich, außerdem trotzte sein eisenfester Körper den gefährlichen und lähmenden Wirkungen der Dünste, welche aus den chemischen Apparaten, den Oefen

und Flaschen hervorquollen. So sehr daher auch die Außenseite Morel's abstieß, Huet ließ sich durch Niemand irre machen, sondern suchte ihn an sein Haus zu fesseln.

Morel verlangte auch durchaus keine Aufmerksamkeiten oder Bevorzugungen; er erhielt seine Speise auf den Steinrand des Flurheerdes gestellt und verzehrte sie hier ruhig, ohne Säumen oder Murren. Er nahm seine Besoldung mit kurzem Danke entgegen, gab sie aber bald an Huet zurück, mit der Bitte, ihm das Geld, welches er nicht benutzen könne, zu verwahren. Nur zuweilen bat er sich ein Stück Geld aus, wenn er ein neues Kleidungsstück beschaffen mußte. Er schlief in einem kleinen Gartenhause, welches dicht an dem Ausgange des Gärtchens in die Straße Perdu gelegen war.

Als Morel die Klappe der Laboratoriumsthüre öffnete, standen Huet und Amande mit dem Rücken nach jener Thüre, sie bemerkten also das Gesicht des Dieners nicht, der einen stechenden, lauernden Blick auf Vater und Tochter richtete.

„Und man hat nicht erfahren, wer jene unglückliche Frau war, die ihr bedauernswerthes Kind an dem verrufenen Orte suchte?" fragte Huet.

„Doch," sagte Amande. „Es ist die Wittwe eines wackern Kaufmanns aus der Straße Lombardes. Sie heißt Rosier." Der Kopf Morel's verschwand von der Thüre.

„Wenn es so arg ist," sagte Huet, „bleib' Du zurück, mein Kind, von dem Hause des Baders und laß Morel die Flaschen dahintragen. He Morel! Morel!" Huet ging in das Laboratorium, um den Diener zu suchen.

Der Abend war gekommen und die Schatten lagerten sich auf dem großen düstern Hausflure. Die Uhr von Notre-Dame summte die siebente Stunde.

„Nun muß er bald kommen," flüsterte Amande vor

sich hin und durch das Hinterfenster des Flures in den Garten lugend. „Der Vater wird in dem Laboratorium sein. Er erwartet noch Besuch, ich soll fern bleiben, also bin ich ungestört.“ — Sie ging an die Thür, öffnete dieselbe und schaute in die Ferne. Ganz am Ende der Straße Perdu wurde eben eine Laterne angezündet und dann an eiserner Kette hochgewunden. Amande trat wieder in den Hausflur. Sie richtete ihre Blicke auf die Thür des Laboratoriums und sagte leise: „Ich täusche mich sicher nicht. Der Vater verläßt das Haus zur Nachtzeit. Wie verlegen und unruhig er wurde, als ich ihm von meinem Lauschen erzählte? Wohin mag er gehen? was hat er vor? Dieser Glaser ist ein seltsamer Gesell. Ich muß Acht geben, mein Vater ist zu eifrig, wenn es gilt, ein neues, wichtiges Geheimniß der Natur abzulauschen. Sie könnten ihn leicht mißbrauchen.“

Die Hausglocke schlug an. Huet eilte aus dem Laboratorium und öffnete die Thür. Zwei Männer traten ein. Der erste war Glaser, der zweite ein hochgewachsener Mann, welcher dem Laboranten sowohl als seiner Tochter unbekannt war.

„Meister Huet,“ begann Glaser, „ich biete Euch einen guten Abend und erlaube mir den Freund einzuführen, von dem ich gestern zu Euch gesprochen.“

Huet begrüßte die Ankömmlinge freundlich. „Tretet einen Augenblick hier in das Laboratorium, Meister Glaser,“ sagte er, „und Sie, mein Herr, ebenfalls; ich will nur meiner Tochter ein paar Worte sagen.“

Die Fremden gingen in das Gewölbe. Huet trat zu Amande.

„Mein Kind,“ sagte er, „ich bleibe mit Glaser und dem Fremden allein. Wir haben ein herrliches Experiment vor und dürfen die Retorten nicht einen Augenblick verlassen. Störe uns nicht. Morel hat Speisen und Wein

in das Laboratorium gebracht, Niemand braucht Hülfe oder Dienste zu leisten. Halte dich zu Haus und sei verschwiegen, wenn eben ein neugieriger Besuch kommen sollte." Er küßte die Tochter auf die Stirn und ging in sein Laboratorium, dessen Thür Amande mit schweren Riegeln schließen hörte.

Das schöne Mädchen ging in ihr kleines Zimmer; die Fenster dieses Zimmers hatten die Aussicht auf den Garten. Amande öffnete leise einen Flügel und beugte sich hinab. „St! St!" tönte es von unten herauf.

„Hier bin ich," flüsterte das Mädchen. Im Dunkel des Abends hätte nun ein Lauscher die Gestalt eines Mannes bemerken können, welche mit großer Gewandtheit sich auf die Stackete der Weinlaube manövrirte und dann auf dem breiten Fenstersimse Platz nahm. Amande war so gefällig, dieser Gestalt den zweiten Fensterflügel zu öffnen. Trotz der Dunkelheit fanden ihre niedlichen Hände die Hände des Mannes, trotz der Dunkelheit fanden sich die Lippen und drückten einen leisen Kuß auf einander, dann erst sagte die Stimme des jungen Mannes: „Den schönsten, besten guten Abend, meine geliebte Amande," worauf die Stimme des Mädchens antwortete:

„Sei von Herzen gegrüßt, mein theurer René."

Es war der Student und Herzog René Damarre, welcher auf dem Fenstersimse von des Apothekers und Chemikers Huet Wohnhause, in der Dunkelheit bei der schönen Amande saß. René hatte diese Liebe nicht gesucht, nicht wie andre junge Bursche, die nichts Eiligeres zu thun haben, als ihre Herzen auszubieten, weil es unter jungen Leuten so sein muß, hatte der Herzog sich von den Reizen der schönen Amande fesseln lassen. René war als Student in das Haus des Laboranten gekommen, da er einen Cursus in der Medicin durchmachen sollte. Die Besuche bei Huet's galten Anfangs nur der Wissenschaft, aber dabei blieb es

nicht allein. René machte außer manchen interessanten, wissenschaftlichen Entdeckungen auch die, noch weit interessantere, daß Huet eine reizende Tochter habe.

Als René eines Tages das Laboratoriums betrat, saß statt des abscheulichen Morel ein wunderhübsches Mädchen an dem Tische des Alten und wog mit ihren rosigen Fingern die Pülverchen und Pflanzenbündel, oder füllte Fläschchen und schloß sie mit Deckeln von Glas, was sie Alles sehr geschickt und zierlich zu machen verstand.

René warf sich jetzt mit ungeheurem Eifer auf das Studium der Chemie. Er versäumte oft genug die Mahlzeit im Hotel Damarre, und es dauerte nicht lange, so erfuhren seine Eltern auch noch, daß er Abends im Laboratorium anwesend sein müsse, um die Wirkungen gewisser Säuren kennen zu lernen, die nur des Abends bereitet werden könnten. — Der Herzog Claude hatte den Kopf geschüttelt und sich begnügt zu sagen: „Was die Leute nicht Alles heutzutage wissen wollen.“ Die stille Mutter äußerte nur die Besorgniß: daß René sich von den Retorten ein Leiden durch Einathmung der giftigen Dämpfe zuziehen könne. Da aber der junge Herzog immer frisch und munter blieb, seine Gesichtsfarbe durchaus nicht der eines Quecksilber- oder Bleiarbeiters glich, fanden sich die Eltern bald in diese Abweichung von der Hausregel.

Amande hatte die Liebeserklärung des schönen jungen Mannes mit eben solcher Freude aufgenommen, als René sie ihr machte. Der junge Herzog war, wie gesagt, nicht auf Liebesabenteuer ausgegangen, er hatte den ersten Eindruck so unvorbereitet empfangen, seine Liebe entstand so plötzlich, so unvermuthet, wie die echte, jugendliche Liebe entstehen soll. Amande war nicht nur ein schönes, reizendes Mädchen, sie war auch ein kleines interessantes Wesen. Sie

plauderte allerliebst über Liquor und Droguen, über Gewichte, Planetenzeichen und Scheidekünste.

René war sehr glücklich und pries den Magnificus der Hochschule, der den jungen Rechtsgelehrten das Studium der Medicin anempfohlen hatte. Nachdem Amande seine Schwüre empfangen hatte, waren auch bald die Zeit, der Ort für das Stelldichein gefunden. Die einsame Straße gewährte freien Zugang und Huet war in seinem Gewölbe festgebannt, denn wenn René Vormittags in das Laboratorium kam, fand er nur Gelegenheit, der schönen Amande einige Worte zuzuflüstern. Es waren noch vier oder fünf Schüler der Sorbonne mit ihm zusammen da, und Huet ließ seine reizende Tochter nicht immer vor den jungen Leuten erscheinen. So hatten denn die Liebenden das trauliche Plätzchen vor dem Fenster sich ausgewählt; war Huet nicht bei seinen Retorten, so fand René das Gartenthürchen geschlossen, war der Augenblick günstig, so stand die Thür offen.

„Heut Abend bist Du recht lange geblieben,“ schmollte Amande nach den ersten Begrüßungen.

„Ich riß mich so schnell los als ich konnte. Aber Geliebte, es hielt schwer. Da waren so lästige Besuche, der alte Marschall Gassion, ein Waffenfreund meines Vaters, hat uns mit Kriegsgeschichten aller Art tractirt. Oh — es wollte gar kein Ende nehmen.“

„René, ich möchte das wohl ein Mal mit anhören. Es muß doch schön sein, wenn so vornehme Leute so recht merkwürdige Dinge erzählen.“

„Du plauderst viel hübscher, Amande,“ sagte René, die Wange der Geliebten küssend. „Ich höre Deine Worte gar zu gern. Weißt Du wohl, daß ich im Traume Dich fortwährend plaudern höre?“

„Wirklich, René? ah — das ist schön von Dir. Ich träume auch,“ seufzte Amande, „aber nicht immer so gut,

so schön. Neulich sah ich Deinen Vater so streng, bös, herrisch vor mir — im Traum, René — er wollte Dich fortreißen und wetterte, verbot Dir, mich zu lieben, verwünschte die Chemie, die Dich in das Verderben gelockt habe — das war doch hart, nicht wahr?"

„Aber es war ja nur ein Traum, liebes, kleines Mädchen," lachte René.

„Wenn er zur Wahrheit würde?"

„Wo denkst Du hin? meinen Doctorhut werde ich bald empfangen, sicher sehr bald, dann ändert sich die Sache. Ich trete vor meinen Vater und sage ihm Alles, wie ich Dich liebe, wie Du mein einziges Glück, meine Hoffnung, mein Alles bist. Er muß einwilligen. Er kann ja nicht anders, hat er denn meine schöne, tugendsame Mutter nicht auch aus bürgerlichem Stande zur Herzogin gemacht? Nun, und der Rang wäre doch das Einzige, was mein Vater entgegensetzen könnte."

„Ja — aber, wenn er nun durchaus nicht einwilligt? wenn er fest bleibt?"

„Dann, Amande, gehen wir auf und in die weite Welt. Oh — ich habe nicht nur ein Wappen, nicht nur die Herzogskrone, ich habe hier oben einen tüchtigen Schatz von Kenntnissen." René deutete auf seine Stirn. „Mir jagt man nicht so schnell Furcht ein mit dem Enterben oder Verstoßen. Palsambleu! wie Heinrich IV. sagte, ich fürchte nicht den Teufel und seine Großmutter. Ich fordre Jeden heraus — auf Klinge, Feder oder Wort — ich."

„Um Gotteswillen, lieber René, Du bist so eifrig, Du wirst von dem Simse herabfallen. Führe nicht solche Reden von Teufel und derlei Dingen. Entführen? ja, ich gehe mit Dir, René; aber," sagte Amande, an ihrer Haubenschleife zupfend, „besser wäre es doch — wenn wir in Paris bleiben könnten."

„Es wird sich Alles finden. Bleib' mir gut, Amande, und Du sollst sehen: wir kommen zum Ziele. Dein Vater mag mich sehr gern, wenn — —“

„Mein Vater,“ entgegnete Amande, „ist sehr gut — aber er versteht von unsrer Liebe nichts. Die Wissenschaft, die Sucht, Geheimnisse zu erforschen, hat alles Andere bei ihm in den Hintergrund gedrängt. Sein Sinn ist nur auf Experimente gerichtet, er verkehrt nur mit Leuten, die wie er denken und handeln. Er möchte für sein Leben gern alle Menschen in eine große Retorte sperren und sie destilliren, bis Alle aufgelöst erscheinen, oder sie mit seinen Elixiren füttern, um die Wirkung derselben zu beobachten. Dann auch — —“ Amande stockte.

„Nun, und dann?“ sagte René. „Was verlangt er denn noch, Dein Vater?“

„Nein — ich — lieber René,“ sagte das Mädchen, „ich muß Dir — ich wollte eigentlich Dir Etwas anvertrauen. Brrr! ist es die feuchte Abendluft oder eine unerklärliche Angst, die mich schauern macht — ich weiß es nicht, aber ich habe Etwas auf dem Herzen.“

René rückte dichter zu der Geliebten. Er zog den Flügel des Fensters an.

„Was ist es, Amande? sprich.“ Er ergriff ihre Hand und drückte sie an sein Herz.

„Es geht Etwas mit meinem Vater vor,“ flüsterte Amande. Ich kann es noch nicht entdecken, aber ihn beschäftigen sonderbare Dinge. Er spricht stets von einem seltnen, wunderbaren Präparate, welches er erfunden — daran bin ich gewöhnt. Aber schon seit vielen Nächten verläßt er das Haus.“

„Wie? er, der sonst so streng darauf hält, daß die Nacht geheiligt werde?“

„Doch ist es so. Ich habe mich an die Thür des

Laboratoriums geschlichen, geklopft, gerufen. Es war umsonst. In dem Gewölbe brannte Licht und ein feiner Dampf zog durch die Röhren nach dem Garten hinaus. Beides geschah, um mich zu täuschen. Mein Vater war sicherlich nicht in der Werkstätte, denn sonst wäre er auf meinen Ruf an die Thüre geeilt. Das Licht brannte in dem Raume, damit ich glauben sollte, mein Vater sei bei der Arbeit, und als ich am folgenden Tage in das Laboratorium kam, sah ich auf dem Heerde eine Schaale mit neapolitanischem Räucherwerk. Man hatte diese Dämpfe erzeugt, um glauben zu machen, es werde drinnen laborirt; dieses Räucherwerk hält lange vor, ist aber zu keiner Arbeit nütze. Es war ganz aufgezehrt, hatte also lange gestanden und geglüht. Morel schlief in seinem Hause. Er hat auch nie den Schlüssel, wenn der Vater ausgeht. Ich hörte meinen guten Alten erst um vier Uhr des Morgens in sein Zimmer kommen."

„Gut," sagte René. „Hörtest Du nicht eine der schweren Hausthüren gehen?"

„Das ist mir das Unerklärlichste. Ich hörte Nichts; obgleich ich nicht auf dem Flure hätte bleiben können, weil ich entdeckt worden wäre, müßte ich doch die Thür des Laboratoriums gehört haben — aber Alles blieb still."

„Wenn Du Dich doch getäuscht hättest?"

„Sicher nicht, René. Ich bleibe dabei: der Vater bringt gewisse Stunden des Nachts außer dem Hause zu. Zu welchem Zwecke? das weiß Gott allein." Amande seufzte und sah den jungen Herzog fragend an.

„Soll ich mich ein Mal auf die Lauer legen?" sagte René. „Oh — ich liebe solche Abenteuer. Ich bin ein Freund davon — obwohl ich eigentlich noch nie so Etwas mitgemacht habe. Aber ich möchte es wohl wagen. Ich habe gelesen, wie man es machen muß, wenn Gefahr droht."

Ein zischender Ton drang durch die Luft und zugleich fuhren aus zwei eisernen, über dem vergitterten Fenster des Laboratoriums angebrachten Röhren weiße Dampfwolken in die Luft. „Da — jetzt geht wieder Etwas vor,“ sagte Amande. „Mein Vater ist mit Glaser und einem unheimlich aussehenden Fremden bei der Arbeit. Sie kommen vielleicht hieher. Geh', lieber René, für heute, und versprich mir, keine Nachforschung zu halten.“

„Wenn Du es durchaus willst? Aber vielleicht komme ich durch Zufall dahinter, dann darf ich doch weiter forschen?“

„Dann ja. Wenn ich in Nöthen oder Angst bin, rufe ich Dich sicher und Du kommst, René, nicht wahr?“ Statt aller Antwort schloß René die schöne Geliebte in seine Arme, drückte einen Kuß auf ihre Lippen, dann noch einen auf die rechte, dann einen auf die linke Hand und glitt an dem Weingeländer hinab. Er hatte nur einige Fuß, um bis auf den Boden zu kommen. Von unten herauf rief er noch ein Mal leise: „Gute Nacht!“ und huschte dann durch den Garten.

Sobald er das Gitter hinter sich hatte, richtete sich die plumpe Gestalt Morel's, aus einer Ecke hervorkriechend, auf.

„Der kann ruhig ziehen,“ murmelte der Diener, „ich kenne diese Studenten. Sie haben nie Etwas in der Tasche. Ich hätte bei ihm einen noch schlechteren Fang gemacht, als bei dem Théria. Und dann — den Teufel auch; er hätte mich wieder erkannt. Es war ein Glück, daß Pecheur den Théria so zurecht legte, sonst wäre ich verrathen worden. — Nu — 's ist doch wenigstens der Brief gewesen. Der kann noch ein Sümmchen bringen, wenn ich nur erst den Lachaussée gesehen habe, der kennt alle Wappen, er muß mir herausbringen, wem das Siegel gehört. Hi — hi — hi. Ich bin glücklich im Finden von Papieren. Und hier die Liebschaft mit Amande.“

Morel ging während dieses Selbstgesprächs die Straße Perdu hinab. Vor ihm wanderte der junge Herzog durch den Nebel seinem elterlichen Hause zu.

Die Tropfen des Italieners.

Als Huet die beiden Angekommenen in sein Laboratorium geführt hatte, schloß er sogleich wieder die Thür hinter sich.

„Erlaubt, daß ich Euch den neuen Freund vorstellen darf, Meister Huet," sagte Glaser. Es ist ein Mann von großem Namen und seltenem Talent. Es ist der berühmte Signor Matteo Exili."

Der Doctor schlug seinen Mantel zurück und grüßte den alten Huet mit freundlichem Grinsen. Der Laborant trat einen Schritt zurück und blickte den Doctor erstaunt an. „Ich habe Euren Namen schon oft gehört," sagte er zu dem Italiener.

„Und gewiß nicht mit den besten, freundlichsten Empfehlungen," lachte Exili.

„Man spricht viel in dieser Welt," entgegnete Huet. „Jetzt sind Sie mir durch meinen Freund Glaser empfohlen worden und daher willkommen. Darf ich fragen, was Sie zu mir führt? Ein bestimmter Grund? oder nur um meine Werkstätte kennen zu lernen. Ich kann Ihnen gerade etwas Schönes zeigen."

„Einen Augenblick Geduld, Meister," sagte Glaser. Der Doctor will erstens Eure Hülfe in Anspruch nehmen zur Fertigung eines Mittels, dann aber sollen wir Beide

ihn heute noch einführen in das Collegium." Huet sah den Freund betroffen an. Glaser nickte und legte die Hand auf Huet's Schulter.

Beruhigt Euch, Meister Huet," sagte er. „Der, den Ihr vor Euch sehet, ist vollkommen würdig, in die Gemeinschaft Jakob Rose's aufgenommen zu werden. Es ist ein Whetaretz, ein Gewaltiger. Ich habe ihn bei mir vor dem Ofen Dinge schaffen sehen, von denen wir Alle uns Nichts träumen ließen."

„Wenn Ihr, mein Herr," entgegnete Huet sich zu Exili wendend, „so gewaltig seid, weswegen kommt Ihr zu mir, um Dienste zu verlangen?"

Der Doctor Exili erhob sich von dem Sessel, auf welchen er sich niedergelassen hatte und trat zu Huet. „Meister," begann er, „ich habe eine schwere Kur vor. Als ich nach dem Feldzuge in Ungarn wieder gen Venedig mich wenden wollte, baten mich die Feldherren, ohne Zaudern nach Paris zu kommen, wo die Königin Mutter an unheilbaren Uebeln darniederliegen soll. Sie hoffen, es werde mir eine Kur gelingen. Deshalb ging ich, immer der Schaar der Soldaten von Weitem folgend, bis hieher. Meine Mischungen sind tiefe Geheimnisse. Um was ich Euch bitten will? Ihr sollt mir den Gebrauch Eurer Geräthschaften gestatten, ich will in Eurem Laboratorium die Salben, die Essenzen und Tränke bereiten, deren ich mich zur Heilung der Königin bediene."

„Aber habt Ihr meinen Freund Glaser nicht näher? Er hat sein Laboratorium nur wenig Schritte weit von hier in der Straße der Bernhardiner, weswegen kommt Ihr zu mir?"

„Weil Eure Geräthschaften die besten in Paris sind. Ich werde mich erst später häuslich einrichten und eine Werkstatt eröffnen. Wollt Ihr mir so lange Raum bei Euch geben?"

Huet warf einen fragenden Blick auf Glaser, dann sah er seinen Ofen an, auf welchem unter dem kupfernen Helme ein Kolben ruhte. In dem Ofen glühte es und ein Kenner wie Exili konnte sogleich bemerken, daß irgend ein chemisches Präparat seiner Vollendung entgegenging. Der Doctor folgte den Blicken Huet's.

„Ihr seid ängstlich," lachte er. „Ihr denkt, ich werde Euch Eure Geheimnisse ablauschen. Ohne Sorge. Ich möchte wohl wissen, was ich von Euch zu lernen hätte."

Huet's Antlitz zog sich in Falten. Der Laborant war in ihm beleidigt. Mit einer raschen Bewegung trat er zu dem Ofen. „Ihr sollt sehen," sagte er stolz, „daß ich Eure Weisheit nicht fürchte. Ich habe hier in diesem Kolben Etwas, das Ihr mir nicht so leicht enträhseln sollt. Ein Arcanum, welches ich in wenig Tagen dem Collegium zeigen werde, und man wird mir den ersten Platz nicht mehr versagen können."

„Das wäre viel, Meister Huet," sagte Exili mit ungläubigem Lächeln.

Huet wurde sichtlich ärgerlich. „Herr Italiener," rief er, „ich wage Alles. Auf die Gefahr hin, mein Stück durch Euch verrathen zu sehen, möchte ich wohl bitten: Tretet näher und untersuchet."

„Wie nennt Ihr denn das seltene Kunststück, Meister?"

„Ei nun — es ist nichts Geringeres als das Arcanum corallinum des Paracelsus, welches ich aufgefunden habe. Jeder, der die Geheimnisse des großen Meisters sich zu eigen machen will, muß wissen, daß die Anleitung zur Präparation dieses seltenen Universalmittels leider verloren gegangen ist, daß Theophrastus Paracelsus in seinen Schriften nur dunkle Andeutungen gegeben hat, wie das wunderbare Mittel zu fertigen sei. Ich, Herr Doctor — ich habe Monate lang Tag und Nacht gesonnen, geprüft, gearbeitet und seit gestern

bin ich fertig — glücklich fertig, denn ich habe es heraus. Fünfzig Phiolen mit der seltenen Mischung sind mir zerplatzt, eine Menge kostbarer Stoffe habe ich vergebens dazu verwendet und nun — — "

„Nun habt Ihr gesehen, daß einfache Stoffe genau dasselbe Erzeugniß liefern. Das ist in der Chemie nicht anders," sagte Exili lachend. Huet sah den Italiener verblüfft an.

„Gut denn, Ihr sollt mein Erzeugniß sehen. Hier in der Sand=Capelle steht eine Phiole über gelindem Feuer, in dem Kolben dort glüht schon ein zweites Quantum."

Er hob vorsichtig eine Phiole empor und hielt sie gegen die Lampe. Ein röthliches Pulver war in dem Gefäße sichtbar. Dann eilte der geschäftige Huet zu dem Destillirkolben und nahm den Helm vorsichtig ab. Die Massen waren in Fluß, sie hoben und senkten sich, leichte Blasen zeigend.

Mit stolzem Blicke betrachtete Huet den Italiener, der aufmerksam die Substanzen in dem Kolben und der Phiole prüfte. Es verging eine geraume Zeit. Glaser und Huet standen dicht bei dem Genossen ihrer Kunst. Der alte Chemiker kicherte leise vor sich hin, als er sah, wie Exili seine Stirn runzelte und das Haupt schüttelte.

„Ist es erlaubt, ein kleines Quantum aus der Phiole zu nehmen?" fragte der Doctor.

„Nach Belieben," sagte Huet seines Sieges gewiß. „Nach Belieben. Ihr werdet so klug sein, als zuvor."

Der Italiener schüttete einen kleinen Löffel voll rothen Pulvers auf eine eiserne Platte, dann zog er aus seiner weiten Rocktasche ein Fläschchen und bevor der alte Huet noch Zeit gewonnen hatte, eine Frage an ihn zu richten, goß er einige Tropfen auf das Pulver. Ein starker Dampf, der mit heftigem Zischen emporstieg, umnebelte einige Augenblicke die Gruppe der Adepten und zog dann langsam durch

die Röhren ins Freie. Als er sich verloren hatte, betrachtete Exili die Platte wieder, auf welcher eine Art Niederschlag sichtbar war.

„Ist das Euer Geheimniß des Paracelsus?“ sagte er geringschätzig lächelnd.

„Nun — ja. Ihr werdet doch wohl einsehen, daß es ein großes Ding ist?“ sagte Huet ängstlich.

„Für Euch, mein guter Meister — ja. Für mich ist es nur eine Spielerei. Was soll dieses Arcanum heilen?“

„Allerlei Krankheiten: den Krampf, den Aussatz; es treibt alle unreinen Säfte aus dem Körper, es zieht die Schäden aus den Gebeinen. Es ist das Corallinum des Paracelsus.“

„Gereinigter Mercur, ein Aufguß von Spiritus Nitri, das Alles zusammen in eine Sand-Capelle gesetzt, mit gelindem Feuer getrieben, bis der Spiritus ausgeraucht ist; das, was unten zurückbleibt, bildet ein rothes Pulver, dieses Pulver reibt auf einem Marmorstein und dann habt Ihr Euer sonderbares Universalmittel, wie das dort in der Phiole, mein guter Meister. Ein wenig Gift, das ist der ganze, gewaltige Spectakel von dem Corallinum.“

Huet war bleich geworden. Der Italiener hatte die Substanz und deren Anfertigung richtig beurtheilt. „Aber ich habe so lange gebraucht, bis ich es heraus hatte,“ rief er.

„Weil Ihr nicht richtig gefeuert habt, Alter. Geht — laßt mich andre Sachen sehen.“

„Ich will Euch Nichts weiter zeigen. Hier meine Präparate, hier meine Thiere — Ihr wißt mehr als ich, Meister Exili — vielleicht morgen einmal weiter davon. Ich freue mich, einen so großen Mann kennen zu lernen; meine sämmtlichen Geräthe, Kolben, Oefen, Recipienten, Alles steht Euch zu Gebote, wir wollen zusammen laboriren, ja — oh, es wird eine Freude werden, mit Euch zu

arbeiten. Ich glühe für die Wissenschaft, vielleicht finden wir das Salz der Philosophen oder den Pflanzengeist."

„Kann schon sein, Meister," sagte Exili. „Ich will Euch noch Vielerlei zeigen."

„Nun," rief Glaser, „und haltet Ihr meinen Freund Matteo für würdig, in das Collegium geführt zu werden? Glaubt Ihr, er werde uns eine Probe liefern können?"

„Ich freue mich, Glaser, daß Ihr mich der Ehre würdig gefunden habt, den Meister in unsere Gesellschaft einführen zu dürfen. Kommt. Schon weisen die Uhren die neunte Stunde, wir müssen gehen. Heut ist ein genußreicher Abend. Zunächst noch einige kleine Vorrichtungen."

Huet stellte nun die Lampe an der Ecke des Tisches so auf, daß sie ihren Schein gerade gegen die Fenster des Laboratoriums warf, dann nahm er neapolitanische Rauchkügelchen, legte sie in ein metallenes Becken und entzündete den darunter befindlichen Docht. Sogleich stieg weißer Qualm empor, der seine Wolken nach den Abzugsröhren entsendete.

„So mache ich meinen Hausgenossen ein Schnippchen," lachte der Alte. „Sie denken, wenn sie das Licht sehen und den Dampf riechen, ich sei bei der Arbeit, während ich im Collegium bin. Nun vorwärts, Ihr Herren." Huet ergriff eine Blendlaterne, warf seinen Mantel um, stülpte seinen Hut auf und ging dann durch das Laboratorium bis zu einer Stelle, wo ein breiter, plump gearbeiteter Tisch nebst Drechselbank befindlich waren. Er schob den Tisch zurück, und man konnte nun unter demselben eine Platte gewahren; Huet hob sie mittels des, an der Seite befestigten Eisenringes empor. Die Männer standen vor der Oeffnung, von welcher eine schmale Treppe in die Tiefe führte.

„Ich werde vorangehen, ihr Herren," sagte Huet. Er ging, die Laterne emporhaltend, die Stufen hinab; bedächtig

folgten ihm Glaser und Exili. Endlich verschwanden alle Drei in der geheimnißvollen Tiefe und von Huet in Bewegung gesetzt, schloß ein verborgener Mechanismus lautlos die Fallthür über den Häuptern der dunklen Gestalten.

Die Jünger des Collegium Rosianum.

Eine der merkwürdigsten, unerklärtesten, berühmtesten und zugleich berüchtigsten Persönlichkeiten des sechszehnten Jahrhunderts ist der Arzt und Adept Philipp Theophrast Paracelsus. Woher stammte dieser Mann? welches waren seine eigentlichen Zwecke? War er ein Schwärmer? ein Betrüger? oder beides zugleich? — Auf alle diese Fragen wird die Geschichte eine erschöpfende Antwort schuldig bleiben. Paracelsus ist grade so hoch erhoben, so mit Ehren überhäuft worden, als er von anderer Seite her in den Staub gezogen und mit Schmähungen beschüttet wurde.

Der wunderbare Mann hatte viele Länder gesehen, überall seltsame Kuren unternommen, geheimnißvolle Mittel erkundschaftet. Er hatte nie eine Hochschule besucht, wenigstens nicht regelmäßig. Nach Art der Alchymisten und Theosophen durchreiste er den Orient, Deutschland, Italien. Er giebt in seinen Schriften an, auch in Schweden gewesen zu sein. Mit Goldmachern, Geisterbannern und Schatzgräbern zog er umher — und mochte er nun wirklich einige wunderbare Mittel besitzen oder wohnte ihm eine gewisse rohe Kraft inne, welche die Sitze und Wege der Krankheiten ausfindig machte und sie zu vernichten wußte, genug, Paracelsus machte in seinem dreiunddreißigsten Jahre eine

Menge glücklicher Kuren, so daß sich ihm der Markgraf Philipp von Baden in schwerer Krankheit anvertraute und vollkommen geheilt ward.

Paracelsus' Ruf stand fest. Schon im Jahre 1526 erhielt er eine Stelle an der Universität zu Basel als Professor der Physik und Chirurgie. Ein wüstes Durcheinander von Wahrheit, Wissenschaft — Lüge und Albernheit, von Prahlerei und wirklichen Resultaten, das waren die Dinge, welche Paracelsus in Basel zu Tage förderte. Gleichwohl strömte ihm die Menge zu. Sein Vortrag, wie der eines jeden Fanatikers mit volltönenden Phrasen geschmückt, eine wilde, energische Ausdrucks- und Gestikulationsweise, der Zauber des Geheimnißvollen, mit welchem er sich zu umgeben verstand, dieses Alles versammelte eine gläubige Masse um ihn, die auf ihres Meisters Allmacht schwor. Paracelsus verachtete, wie die meisten Schwärmer und Fanatiker, jedes gründliche Wissen. Er lebte in einer Geisterwelt, aus welcher er wie ein ächter Theosoph die Mittheilungen erhielt. Er besaß die Kenntnisse der Kabbalah, und huldigte der Ansicht: daß Alles beseelt sei, Alles, auch die Mineralien Speise und Trank zu sich nähmen, und wieder verdauten. Er sah Luft, Wasser, Erde und Feuer von Elementargeistern belebt, glaubte an gewisse Vermischungen der Geister und Menschen und rief die Gestirne bei seinen Kuren an. Die Pulsadern der Füße standen unter dem Einflusse Saturns und Jupiters, die Halsschlagadern unter Mercur und Venus u. s. w. Seine chemischen Arbeiten waren ähnlichen Constellationen unterworfen; bei seinen Kuren wendete er die Kabbalah an und verfocht eifrig die Behauptung: daß Talismane, welche er in Umlauf setzte, sichere Mittel gegen die Zauberei seien. Obwohl Paracelsus mit der Zeit einen Theil seines Ruhmes einbüßte, fand er dennoch genug Nachahmer, Anhänger, Schüler

und Gleichgesinnte. Seine Lehren breiteten sich aus, und Aerzte, wie Gerard Dorn, Peter Severin, Ehlinger, Martin Ruland und Andere folgten den Wegen des Meisters.

Vieles hätte zum Heile der Wissenschaft aus der ruhigen Auffassung der Lehren des Paracelsus hervorgehen können, denn der seltsame Mann hatte bei aller Verrücktheit doch auch manches Beachtenswerthe geliefert und eine neue Theorie hingestellt.

Aber weit mehr als seine Arzneikunde zog die geheimnißvolle Welt, in welcher Theophrast gelebt, seine alchymistischen Versuche, namentlich die, wie er behauptete, untrüglichen Recepte zur Wandlung der Metalle, eine nach Außergewöhnlichem begierige Menge an. Man glaubte den Stein der Weisen gefunden zu haben, oder finden zu können; auf Paracelsus' System der Gestirneinwirkung baute man neue Luftschlösser, das Wandeln unedler Metalle in edle sollte nun endlich vor sich gehen können, eine Universalmedicin, ein Perpetuum mobile — Alles wurde verheißen. Erhitzte Köpfe fanden sich zusammen, die Schwärmerei dictirte wunderliche Statuten, Zeichen, Namen und Symbole und die Orden der Rosenkreuzer entstanden. In diesen geheimen, fest aneinander geschlossenen Gesellschaften suchte man durch wunderliche chemische Experimente der Natur abzuringen, was sie hartnäckig festhielt.

Der Orden zerfiel in verschiedene Theile. Es bildeten sich Systeme, und eine Abzweigung des seltsamen Bundes entstand im Jahre 1628, als Jakob Rose, ein Spanier von Geburt, in Frankreich das Collegium Rosianum stiftete. Rose zog nur drei Wissende in das Geheimniß. Einer von ihnen suchte das Perpetuum mobile, der Zweite die Universalmedizin, der Dritte machte Gold.

Allmählig wuchs die Sucht nach Geheimnissen, und wenn auch die drei ersten Adepten die Meister in den my=

stischen Arbeiten blieben, versammelten sie doch eine große Zahl Genossen um sich. Die Gesellschaft oder der Bund des Collegium Rosianum zerfiel in neun Abtheilungen: Die Magier, die Magister, die Adepten, die Aelteren, die Jüngeren, die Philosophen, die Praktiker, die Theoretiker, die Jüngsten. Jede Klasse hatte ihre Zeichen und Farben bei den Versammlungen, ihren besonderen, häufig aus dem Hebräischen entlehnten Namen. Jene Versammlungen mußten wöchentlich zwei Mal stattfinden. Hier wurden die Arbeiten vorgezeigt, geprüft, besprochen. Eine Art von Cultus fand Statt, die Gemüther erhitzten sich durch fanatische Vorträge, die Geister wurden rege durch wunderliche Experimente. Die Magister durften Fremde, die ihnen sicher und als Männer, welche in der Kunst bewandert, bekannt waren — einführen.

Die medicinische Facultät von Paris, welche schon zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts den Spießglanz für Gift erklärt hatte, und mit größter Schonungslosigkeit alle geheimen Arbeiter verfolgte, sobald sie die Anfertigung von Arzneien betrieben, spürte den Schülern des Jakob Rose eifrig nach, und wenn auch mit der Zeit die Chemie zu Ehren kam, ließ man doch von Seiten der Aerzte die mystischen Arbeiter des Collegium Rosianum durch die Agenten der Polizei vertreiben, um die Verbreitung ihres Systems, sowie die Anwendung ihrer Wunderarzneien zu hindern.

Dennoch gehörte eine große Zahl der Aerzte, Chemiker, Apotheker und Laboranten schon aus Haß gegen ihre Verfolger zu den Anhängern der geheimen Gesellschaft; aber nur an abgelegenen Orten, in der Stille der Nacht, unter dem Schutze dichter Gewölbe und nach genauer Angabe ihrer Zeichen kamen die Mitglieder des Collegiums zusammen.

Die Verbindung Huet's mit der medizinischen Facultät,

seine Lieferungen der Präparate, die Apothekerkünste, welche er trieb, schützten ihn vielleicht vor der Ahndung, wenn die Spione der Aerzte von Paris auch einige Nachrichten von dem Treiben der geheimen Gesellschaft eingezogen haben mochten, bei welcher Huet ebenfalls in besonderem Ansehen stand.

Als die drei Genossen die leiterartige Treppe hinabgestiegen waren, befanden sie sich in einem Keller des Huet'schen Gebäudes. Man wird sich erinnern, daß dieses Gebäude in der Sackgasse des Platzes Maubert lag. Von dem Platze aus bis zur Straße La Harpe sind es kaum tausend Schritte in grader Linie. Unter der Straße La Harpe zogen und ziehen noch jene ungeheuren Steinbrüche hin, welche man gleich den unterirdischen Höhlen Roms und Neapels: Katakomben nennt. Zur Zeit unsrer Erzählung bestand noch keine Controle dieser unheimlichen, mit Dunkel und Nacht bedeckten Gänge.*) Seit dem vierzehnten Jahrhundert hatten die Erbauer der neuen Stadttheile und Häuser ihr Baumaterial von hier entnommen, ohne durch die Behörden an gewisse Verhaltungsregeln gebunden worden zu sein.

Man war von dem südlichen Theile der Vorstadt St. Marcel bis in die Mitte derselben gedrungen und hatte nach verschiedenen Richtungen hin den Boden ausgehöhlt. Da ein vollständig planloses Wühlen stattfand, konnte es nicht fehlen, daß die unterirdischen Steinbrecher bei dem Weiterführen der Gänge häufig genug auf Kellergewölbe

*) Eine genaue Eintheilung und Bestimmung der Gänge fand erst 1786 durch den Polizeilieutenant De Crosne Statt. Dennoch blieben die Steinbrüche zum Theil unerforscht bis 1818. De Crosne wollte sie vollständig ebnen lassen, ward aber 1793 guillotinirt.

der an ihren Wegen liegenden Häuser stießen und bei der regellosen Arbeit, welche sie oft höher, oft tiefer führte, die Wände solcher Keller einschlugen. So wurde denn manches Haus mit den Katakomben in Verbindung gesetzt, und wer sich in den Windungen der Steinbrüche zurecht finden konnte, der stieg in der Straße Tournon hinab und kam, durch das unterirdische Labyrinth schreitend, aus einem Hause der Straße La Harpe wieder zum Vorschein. Bei der geringen Controle durch die Behörden waren die Steinbrüche Schlupfwinkel für Gesindel und Verbrecher aller Art, ein sicherer Fluchtweg oder eine Festung. Aber auch sonstige Verbindungen, welche das Licht der Oeffentlichkeit zu scheuen hatten, bedienten sich der finsteren Gänge, um ungestört sich ausbreiten und in ihre Werkstätten schleichen zu können. Eine solche Verbindung war das Collegium Rosianum.

Huet schritt, seine Laterne vor sich haltend, den beiden Andern den Weg zeigend durch das Kellergewölbe. Die drei Männer gelangten zu einem Bogen, dessen Wölbung einen rohen Durchbruch überspannte.

„Jetzt haltet Euch fest an Glaser, Herr Doctor," sagte der Führer, „denn der Weg wird eng. Wir sind unter dem kleinen Platze Maubert. Hier münden die Kanäle von der Straße La Harpe, in welche wir von meinem Keller aus gelangt sind."

Sie betraten einen schmalen Gang. Das Licht der Laterne brannte düsterroth, von dem Nebel, den die Nässe erzeugte, mit einem Kranze umgeben. Bei dem Weiterschreiten stießen sie oft gegen zackige Vorsprünge der Seitenwände, bis sie endlich in einen geräumigeren Gang kamen. Dumpfes Geräusch rollte über ihnen.

„Nun sind wir unter der Straße La Harpe," belehrte Huet. Die Wandrer in dem Labyrinthe waren zwischen den Steinbrüchen. Gelbweiße Kalkfelsen ragten hervor aus

der Dunkelheit; nur spärlich von dem geringen Lichte der Laterne bestrahlt nahmen diese Zacken und Brüche die abenteuerlichsten und phantastischsten Gestalten an. Hier war es ein wildes Gesicht mit ungeheurer Nase oder ein weit gähnender Rachen mit langen Zähnen; dort schien eine weiße Gestalt auf dem Vorsprunge zu kauern. Dann streckte sich ein Arm entgegen, dann wölbte dicht über den Köpfen der Drei eine mächtige Kralle ihre gebogenen Finger. An einigen Stellen glänzten die Wände wie mit Silber belegt, durch welches dunkle Streifen liefen. Zuweilen schienen riesenhafte Muscheln ihre gerippten Schalen zu öffnen und das innerhalb derselben verborgene Ungethüm zu zeigen. Wieder an andern Orten flammten kleine, unstäte Lichter empor und gaukelten auf und nieder, bis sie in tausendfach klaffenden Spalten oder Ritzen verschwanden. Die ganze Steinwelt, welche sich hier ausbreitete, ward zuweilen belebt. Scheußliche Eidechsen huschten an den Wänden entlang, Gruppen schwarzer, träge sich hinschleppender Molche flüchteten langsam vor dem unwillkommenen Lichte der Laterne, und die eintönigen Rufe der Unken mischten sich mit dem hellen Klange der in die unterirdischen Wasserbecken fallenden Tropfen, die von dem porösen Kalkgestein herabsickerten.

Die Drei wandten sich nach rechts. Der Gang ward wieder enge. Dann machte der Führer eine Wendung nach links, leitete seine Genossen in einen keilförmigen Raum und stand mit ihnen vor einer eisernen Gitterthüre still, welche das Vorschreiten hinderte.

„Wir sind zur Stelle," sagte er, „hier ist der Keller des Hauses von der Straße Serpente. Es liegt hart an der Ecke. Wartet."

Huet klopfte in gewisser Weise gegen die Eisenplatte des Schlosses. Die Schläge wurden aus der Ferne beantwortet.

„Die Arbeiter des Collegiums haben einen weiten Weg,“ sagte Exili.

„Nicht Alle,“ entgegnete Huet. „Aber wer sich der unterirdischen Gänge bedienen kann, der thut es. Viele gehen auch durch die Straße La Harpe.“

Hinter dem Gitter ward Lichtglanz bemerkbar, er schien aus der Höhe zu kommen und bald sah Exili einen Mann die zum Gitter führende Treppe herabsteigen. Dieser Mann trug eine Fackel in der linken Hand, in der rechten Hand ein Pistol. Er schritt zur Thüre und ließ das volle Licht seiner Leuchte auf die Harrenden fallen.

„Wer klopft mit den Schlägen der Geweihten?“ sagte er nach einer Pause.

„Ich und Einer vom Bunde des Jakob,“ antwortete Huet.

„Gebt mir die Losung.“

„Hitakel,“ antwortete der Gefragte.

„Wer seid Ihr im Bunde?“

„Wir sind Meister vom Scheine des Lichtes.“

„Welches sind Eure Farben?“

„Die vier Hauptfarben auf einem Kreuze, welches innen von Gold, außen mit weißer Emaille geziert ist.“

„Was zahltet Ihr bei Eurem Eintritte?“

„Drei Mark selbstgewonnenen Goldes.“

„Trete ein.“

Der Fragende schlug das Gitter auf und ließ die Drei in das Gewölbe treten, hinter ihnen fiel die Pforte wieder in das Schloß.

„Wer ist der Dritte, den Ihr bei Euch habt?“

„Er ist ein Magister der Kunst, den ich herbringe, weil er Proben ablegen will vor dem Collegium.“

Huet löschte nun seine Laterne und gab Exili einen Wink, ihm zur Seite zu bleiben. Alle folgten dem Fackel-

träger, der die schneckenförmig gewundene Treppe hinaufstieg und den Nachfolgenden mit seiner Fackel leuchtete. Nachdem etwa dreißig Stufen überschritten waren, gelangten die Drei in einen geräumigen Vorsaal, der keine anderen Zierrathen als schlecht entworfene Landkarten trug, welche an den Wänden umherhingen.

Bei näherer Besichtigung dieser Karten sah Exili, daß jede derselben eine Stadt und deren Umgebung, planartig dargestellt zeigte. In den Ecken dieser Pläne waren verschiedene Namen zu lesen: Smirna, Venetia, Frankofurtum 2c.

„Das sind die Stationen oder Conventions-Plätze unseres Bundes,“ sagte Huet.

Eine Glocke, deren Klöpfel nur ein Mal anschlug, tönte aus den anstoßenden Gemächern.

„Machet Euch bereit, Doctor,“ sagte Glaser. „Wir treten ein.“

Eine große aus zwei Flügeln bestehende Thür am Ende des Vorsaales öffnete sich. Der Glanz von Kerzen strahlte hervor und eine Stimme rief: „Tretet ein.“

Glaser, Huet und Exili schritten in ein Gemach, dessen Wände ringsum mit Schränken bestellt waren, auf denen sich in malerischem Durcheinander die zahlreichste Sammlung chemischer, alchymistischer, chirurgischer Instrumente und Geräthe zeigte.

In der Mitte des großen Raumes war eine grüne Decke ausgebreitet, deren Ränder mit kabbalistischen Zeichen durchwirkt waren. Auf dieser Decke stand ein aus neun Stufen zusammengefügtes Postament, welches eine große gläserne Kugel trug. Diese Kugel war in zwei gleiche Hälften getheilt, deren eine dunkel blieb, während die andere in hellem Glanze strahlte.

Neun kleine, einfache, runde Tische trugen ebenso viele

Leuchter mit brennenden Wachskerzen; in Form eines Quadrates gestellt umgaben den Fuß des Postamentes neun Gläser, in denen, wahrscheinlich durch Weingeist oder sonstige Essenzen verwahrt, die wunderlichsten Dinge schwammen, deren Formen und Gestalten schwer auf den ersten Blick zu erkennen waren.

Ein andrer Tisch mit Granitplatte trug ein Kohlenbecken, zwei eiserne Zirkel und mehrere Servietten, endlich stand eine lange Steintafel an der Hinterwand des Saales. Als die Drei eintraten, war das Gemach von den Mitgliedern der Gesellschaft gefüllt. Auf ein Zeichen des, neben dem neunfüßigen Postamente sitzenden ersten Meisters begaben sich Alle an ihre Plätze. Man sah sogleich, daß die Anwesenden in gewisse Abtheilungen oder Grade zerfielen.

„Die dort oben," flüsterte Huet dem Italiener zu, „sind die Höchsten oder Magier, dann kommen die Magister, dann die Adepten, die Majores, die Minores, die Philosophen, die Praktiker, die Theoretiker, die Jüngsten."

Der erste Meister erhob sich. „Wer seid Ihr Alle?" rief er. „Irdische Leiber," sagte eine Stimme, „welche den Geist, den der Körper gefangen hält, reinigen wollen."

„Was bedeutet die Kugel?"

„Das Licht und die Finsterniß."

„Welches sind die Namen der neun Stufen."

Seele, Quecksilber, Wasser, Geist, Schwefel, Luft, Leib, Salz und Erde."

„Es ist ein Fremder unter uns," rief der Meister nach einer Pause. „Wer hat ihn hergeführt?"

Huet trat vor.

Ich — ein Magister, mit dem Bundesnamen Pedemontanus. Es ist ein Praktiker und er will unsern Bund kennen lernen."

„Woher kommt er?"

„Aus dem Lande Italien."

„Will er eine Probe machen?"

„Er ist bereit dazu."

„Meine Brüder des Bundes von Jakob Rose, wir wollen einen Arbeitsabend beginnen."

Vier Brüder rollten nun die große Steintafel in den Vorgrund und brachten verschiedene Apparate herbei. Die ganze Gesellschaft umstand den Tisch. An dem einen Ende desselben saßen die drei ersten Meister: ein Meister der Transmutation, ein Meister der Universalmedizin, ein Meister des Perpetuum mobile. Exili lehnte am unteren Ende der Tafel und verfolgte aufmerksam jedes Experiment oder betrachtete die vorgelegten Proben.

Die Versuche, welche zur Findung eines Perpetuum mobile von den verschiedenen Künstlern gemacht waren, wurden gezeigt; aber mit den Worten: „es ist noch nicht an der Zeit" wiesen die Meister ihre Jünger zurück, welche stumm und demüthig gehorchten. Nach diesen Arbeiten kamen die Bereiter der Goldtinktur an die Tafel. Unter Absingung eines Liedes trugen sie ihre Substanzen, Geräthe und Proben herbei.

Mit gespannten Gesichtsmuskeln sah Alles auf diese wichtigen Experimente.

Als die Massen, welche bereitet waren, sich in Wallung befanden, trat ein junger, schöner Mann zum Tische und leitete das Experiment. Er ward als der Erfinder des wunderbaren Goldpulvers bezeichnet und dieser Adept war kein Andrer, als der uns schon bekannte Camille Théria.

Camille ließ sich mit wohltönender Stimme über die Art, seine Versuche zu machen, vernehmen. Als er das Pulver in Fluß gebracht hatte, nahm er ein Kügelchen desselben aus der Retorte und zeigte es herum. Jeder prüfte

das Pulver, man erkannte es als eine Mischung von Borax, Cremor und Quecksilbersublimat.

Der junge Adept nahm die Stoffe zurück und warf sie in einen Tiegel, unter welchem ein Feuer angemacht wurde, dann, als wieder die Masse flüssig geworden, streute er ein gelbliches Pulver darauf. Der Inhalt des Tiegels quoll hoch auf und drohte fast überzulaufen; endlich beruhigte sich die brodelnde Materie. Camille nahm mit einem Schöpflöffel ein Quantum heraus und goß es auf eine Marmorplatte. Es hatte das Aussehen einer Schlacke. Als dieselbe entfernt war, blieb ein glänzender Ueberzug zurück. Die Meister empfingen die Platte, prüften und wogen die Substanz.

„Es ist Gold," sagte der Aelteste, „im Gewicht von zwei und einer halben Drachme."

Man beglückwünschte Camille, der die Umwandlung des Metalls bewirkt hatte.

„Unser Jünger kommt dem Ziele näher," sagte der erste Meister. Exili lächelte.

„Was sagt Ihr nun?" flüsterte Huet ihm zu.

„Wartet ab, Meister," entgegnete der Italiener.

Die nächsten Proben galten der Universalmedizin, zu deren Auffindung die Brüder des Collegium Rosianum die schwierigsten Arbeiten unternommen hatten.

Die Pulver, Tränke und Mixturen, welche alle Schäden und Krankheiten der Menschen kuriren sollten, verkauften die Jünger des Collegiums um hohe Preise. La Vienne und ähnliche Leute waren ihre Abnehmer.

Ein ältlicher Mann trat an den Steintisch und pries sein Mittel. Er brachte drei Brüder mit, welche den Meistern zuschworen, daß sie die Wirkung der Arznei genau beobachtet, und von deren Trefflichkeit genügende Proben gesehen hätten.

Dieselbe wunderbare Mischung sollte eine Lähmung geheilt, eine Blutung gestillt und die Krämpfe vertrieben haben. Mit ihrer Hülfe waren die Augen eines Mannes, der bereits dem Erblinden nahe, zur Genüge hergestellt und die bösartigsten Schäden aus dem Körper gezogen worden.

Andere Mitglieder der Gesellschaft reichten ihre Medicamente dagegen ein und priesen die Trefflichkeit derselben. Es entstand ein gelehrter und zugleich sehr heftiger Streit, der nur dadurch beendigt wurde, daß der Meister mit kraftvoller Stimme befahl, die Ordnung des Zirkels nicht zu stören und sich bereit erklärte: drei der vorgezeigten Mittel an Kranken versuchen zu wollen, die insgeheim durch Freunde des Bundes herbeigeschafft werden sollten.

„Ihr werdet nicht lange zu suchen brauchen," rief plötzlich die Stimme Exili's. „Es finden sich arme, unwissende und hungrige Lumpe genug, die Eure Zahnbrecher-Tincturen verschlucken, wenn Ihr ihnen ein Mittagessen versprecht."

Die Versammlung horchte auf. Ein Schweigen war die erste Antwort. Dann erhob sich der Meister. „Wer darf hier wagen, das Wort zu nehmen und also zu reden gegen die Genossen Jakob Rose's?" rief er.

„Um Gotteswillen, ruhig," flüsterte Huet.

„Laßt mich," rief der Italiener. „Ich — ich habe das Wort genommen, Ihr drei Meister. Ich will Euch sagen, daß Alles, was Ihr da vorgebracht seit zwei Stunden, eitel Blendwerk und Trug gegen Euch selbst ist. Ihr beharret in der Täuschung wider Euch und steckt die Andern damit an. Statt den wahren Weg zu gehen, den einzigen, der gerade zum Ziele führt: nämlich, suchen in der Natur selbst und die Proben zu machen an den Lebendigen, wühlt der größte Theil von Euch in alten Pergamenten umher,

die Alles enthalten, nur keine Wahrheit. Es giebt Ueberlieferungen — ja. Es sind Mittel aufbewahrt für die Nachwelt, aber Keiner von Euch besitzt diese Recepte, und die Schlüssel zu jenen dunklen Höhlen, worin die gewaltigen Kräfte der Natur gefesselt liegen, hat noch keines Eurer Mitglieder gefunden. Ich dachte erstaunliche Proben zu sehen — ich habe chymische Spielereien erblickt, die ich Euch tausendmal besser zeigen kann."

Ein Gemurmel des Unwillens ließ sich vernehmen. Huet stand auf Kohlen.

„Murret nicht, Ihr Adepten, Magier und Meister," fuhr Exili fort. „Wo sind Eure Beweise? Wollt Ihr ein Perpetuum mobile erfinden? ha! ha! ha! ewige Bewegung? wo es noch Mittel giebt, welche jede Bewegung auf der Stelle hemmen, da giebt es keine immerwährende Triebkraft. Sucht doch erst die Dinge aus der Natur zu entfernen, welche das Leben, die treibende Gewalt zerstören und lähmen, dann forscht nach dem Stoffe, aus welchem ihr jene nie ermüdenden, nie schlaff zusammensinkenden Federn herstellen könnt. Gold macht Ihr? ich lache wiederum. Jener Mann dort," er wies auf Camille, „täuscht sich selbst. Sein Gold ist eine Vergoldung. Weiter Nichts. Ihr habt die Urstoffe untersucht und Quecksilber, Borax sind die Hauptbestandtheile — alte Historie, Ihr Herren. Jeder Goldmacher will daraus seine Tincturen zusammensetzen. Gebt her die Mischung und mit einer Säure, die ich aus Salpeter zog, ätze ich die dünne Farbe im Nu hinweg, die Ihr Gold nennt."

„Prüfet das Gold," rief der erste Meister. „Es ist wirkliches, ächtes Gold. Haltet Ihr uns für Ignoranten?"

„Behüte, Ihr Herren. Aber für Phantasten. Jener schöne, junge Adept dort, der uns vorher die Tinctur zeigte, möge sich vorsehen. Ich frage ihn: woher bezog er seine

Stoffe, um das Zeug zu mischen? Ihr seid Alle in chymischen Versuchen wohlerfahren und wisset, wie leicht eine dünne Goldkruste entstehen kann, wenn zufällig ein Quentlein goldhaltigen Zinnobers oder Erzes in das Pulver geschüttet wird. Ich war auf Eure Experimente vorbereitet — da — hier seht, hier ist das Goldarcanum jenes Bruders, prüfet es und Ihr werdet ein gleiches Gewicht Gold darin finden." Exili zog eine Büchse hervor und legte sie auf den Tisch.

Camille starrte den seltsamen Menschen an, der seine Arbeiten so schonungslos verwarf.

„Was Eure Universal-Medizin betrifft," fuhr der Italiener fort, „pah — Ihr Herren, das sind die Stücklein auf Messen und Märkten. Ich habe die Flasche mit dem wunderbaren Elixir in der Hand gehalten, habe es geprüft, schnell gekostet und weiß, woraus es besteht. Ich rufe den Meister Huet, der mich hieher gebracht, zum Zeugen auf, daß ich mich verstehe auf Scheidung und Zersetzung der Mittel."

Huet nickte stumm.

„Ihr läugnet also die Möglichkeit, unsere Bestrebungen von Erfolg gekrönt zu sehen? Ihr haltet die Bundessatzungen, das Ziel für Gaukelei, welches Jakob Rose sich und uns gesteckt?"

„Da geht Ihr zu weit," sagte Exili. „Es kann das Ziel vielleicht erreicht werden, aber Ihr seid Alle weitab davon. Ich habe Nächte hindurch gearbeitet, gedacht, geprüft, um das zu erreichen, was Ihr erreichen wolltet. Ich wollte das Beste, das Heilsamste für die Menschheit finden, und bei dem Suchen habe ich nur Etwas gefunden: das vernichtendste — Gift. Aber wie dieses Gift vernichtet, ebenso erhält es wiederum, und mein Wappen ist die Schlange, die aus dem Schädel sich windet mit dem Spruche:

Aus Tod kriecht Leben hervor. All' Eure Lebensessenzen sind Nichts, nur die Kraft, welche zu zerstören vermag, vermag auch zu erhalten. Ihr habt mir nur von Proben gesprochen, die Ihr gemacht — was Ihr gezeigt habt, hält meiner Wissenschaft nicht Stand; ich aber will Euch eine Probe geben, Ihr Jünger des Collegium Rosianum, und wer sie mir nachmacht, der soll seinen Fuß auf meinen Nacken setzen und sagen: Ich bin Dein Meister."

Die Jünger des Collegiums rückten zusammen und blickten den Fremden mit scheuer Ehrfurcht an; selbst die Meister erhoben sich, um ihn besser betrachten zu können. Camille Théria brannte vor Begierde, die Proben des Italieners zu sehen, und verlangte das Wort.

„Ihr habt meine Arbeit verworfen, Herr," rief er. „Nun bleibt Ihr selbst nicht bei dem Reden, lasst uns eine Probe der Kunst schauen, wodurch Ihr beweiset, daß Leben und Tod zugleich in Eurer Hand ruhen."

„Habt Ihr ein Thier bei der Hand? gleichviel welcher Art," fragte Exili ruhig.

„Wir haben Thiere draußen, die zu unserer Arbeit nothwendig sind," entgegnete einer der Meister.

„Bringt zwei derselben herbei und laßt mich machen. Legt zwei Bestecke zum Seciren bereit."

Es geschah. Während einer der Brüder hinausging, um Thiere zu holen, an welchen die Experimente gemacht werden sollten, entleerte der Italiener seine Taschen. Er nahm ein kleines Lederfutteral, öffnete es und zog verschiedene Fläschchen daraus hervor, die er auf den Tisch, eine gewisse Reihenfolge beobachtend, stellte. Die Versammlung folgte stumm seinen Bewegungen, in dem Saale herrschte tiefe Stille.

Der Abgesendete kehrte mit zwei feisten Kaninchen zurück.

„Zwei Kaninchen," rief Exili, „das ist gut. Ihr

wißt Alle, daß nach den Erfahrungen der alten Laboranten diese Thiere dem Gifte trotzen, daß Paracelsus selbst das Gehirn der Kaninchen als ein Mittel wider die Vergiftung preist; um so besser, ich will an ihnen meine Proben machen."

Der Italiener ergriff nun eines seiner Fläschchen, welches mit grüngefärbtem Korke geschlossen war. Der Inhalt der Phiole glich dem Trinkwasser.

„Tretet zurück, einen Schritt etwa," sagte der Italiener. „So — bleibet stehen, damit die Dünste Euch nicht schädlich werden."

Nach diesem Befehle nahm Exili einen Schwamm heraus, der mit Schnüren versehen war, und band sich denselben vor Mund und Nase. Dann entkorkte er die Flasche, faßte sanft eines der Kaninchen und öffnete ihm das Maul. Blitzschnell fielen zwei Tropfen in den Schlund hinab; der Italiener setzte das Thierchen auf den Steintisch. Kaum eine Minute war vergangen, als das Thier, einen klagenden Laut ausstoßend, in die Höhe sprang, seine Haare sträubten sich, die Augen rollten wild, der Unterkiefer sank herab und zuckte in krampfhaften Bewegungen auf und nieder, die Seiten schwollen an, dann streckten sich die Glieder — es war todt. Die ganze Procedur hatte nicht drei Minuten gewährt.

„Mein Mittel wirkt schnell," sagte Exili. „Meister Huet, untersucht mir die Eingeweide dieses Thieres, während ich das zweite abthue. Ihr werdet bald sehen, meine Herren, weshalb ich Dieses verlange. Sorgt nicht — das Arcanum schadet nicht mehr."

Huet ergriff ein Besteck und begann den Körper des Thieres kunstgerecht zu bearbeiten. Er legte die innersten Theile, die Därme, den Magen bloß. Während dessen nahm Exili eine andere Flasche. Sie war mit einem Glasstöpsel geschlossen, über welchen sich ein vergoldetes Häutchen

spannte. Der Italiener öffnete die zweite Phiole, griff das andere, noch lebende Thier, sperrte ihm behutsam die Kiefer auseinander und brachte ein Tröpfchen in den Schlund. Die Wirkung war noch gewaltiger. Den Tropfen empfangen, aufzucken und verenden war das Werk eines Augenblickes.

„Jetzt, Meister Glaser, öffnet dieses verreckte Thier," sagte der Italiener, „und dann wollen wir sehen."

Glaser machte sich an die Arbeit. Als die Eingeweide der Thiere bloßgelegt waren, hieß der Italiener die Gesellschaft an den Tisch treten.

„Ihr sehet nun," begann er, „das erste Thier. Der Magen ist brandig, der Darm zerfällt in Stücke, die Bauchhöhlen spielen Farben von wunderlichem Glanze. Jetzt betrachtet das Zweite."

Camille und einige Andere hefteten ihre Blicke auf das geöffnete Thier.

„Untersucht es genau, ob Ihr von all' den Anzeichen, die bei dem Ersten sichtbar sind, das Geringste findet — doch bevor Ihr herantretet, hier — hier sind die Flaschen. Ich stelle sie vor Euch auf, beobachtet sie wohl, damit Niemand ein Taschenspielerstückchen vermuthe, wenn meine größte Probe geschieht." Er schob die Phiolen zusammen.

Die Jünger des Collegiums untersuchten mit dem Eifer der Wissenden und Lernbegierigen den Leichnam des Thieres.

„Es ist keine Spur von gewaltsamem Eingriff in das Leben zu entdecken," sagte endlich ein alter Adept.

„Ihr seht also," fuhr Exili fort, „daß ich zweierlei der stärksten Mittel besitze. Das eine tödtet, indem es Spuren hinterläßt, das andere vernichtet, ohne ein Merkzeichen zu hinterlassen. Bedenkt, welche Macht mir durch meine Wissenschaft gegeben ist. Jene schnell, spurlos und unfehlbar tödtlichen Tropfen sind, mäßig gebraucht, eine heilsame Arzenei, welche aus dem Geblüte des Leidenden

das tödtliche Uebel entfernt, denn sie fallen mit ebenso unwiderstehlicher Kraft die Stoffe an, welche ein Leben bedrohen, wie sie dieses Leben selbst vernichten, wenn die Weisheit des Arztes nicht die genauen Maße zu halten verstünde. Diese Tropfen sind ein Universalmittel für den Geweihten. Und nun gebt Acht."

Der Italiener nahm eines der zusammengestellten Fläschchen, goß aus demselben einen Löffel voll in ein kleines Glas und leerte es mit einem Zuge. Dann ergriff er die Phiole, welche das schnellwirkendste seiner Gifte enthielt, träufelte zwanzig große Tropfen in die Glasschaale und führte sie an den Mund. Ein Ruf des Schreckens und der Angst hallte durch den Saal, aber Exili hatte bereits die furchtbare Essenz verschluckt. Er lächelte triumphirend, stülpte die Schaale um und schaute die Versammelten mit ruhigem Blicke an.

Nicht die geringste Wirkung zeigte sich; der Italiener blieb aufrecht, ohne zu wanken, stehen, als hätte er ein Glas leichten Weins getrunken.

„Gift und Gegengift, meine Herren des Collegium Rosianum. Wer zeigt ein Mittel, dem meine Tränke widerstehen? habe ich Ihnen zu viel versprochen? halte ich Leben und Tod in der Hand?"

„Ihr seid ein großer Meister," sagte der Aelteste. „Wir sind Schüler gegen Euch."

Der Italiener packte gleichgültig seine Phiolen zusammen und schob das Futteral dann wieder in die Taschen seines Mantels.

„Was soll die Brüderschaft des Collegiums Euch bieten für die Entdeckung der Geheimnisse, für die wunderbaren Tropfen, welche Leben und Tod in sich bergen?" fragte der Aelteste.

„Es ging doch nicht mit rechten Dingen zu," rief Camille Théria.

„Noch ungläubig?" lachte Exili. „Gut denn, noch eine Prüfung. Nehmt schnell dort vom Schranke einige Probegläser herab und ich werde Euch Beweise liefern, daß ich im Stande bin, jedes Atom der geheimnißvollen Mischung in seiner ursprünglichen Form wieder herzustellen."

Die Gläser wurden gebracht; der Italiener füllte sie halb mit Wasser, zog dann wieder seine Phiolen hervor, schüttete aus diesen kleine Quantitäten in die mit Wasser gefüllten Gläser und goß in jede so gemischte Flüssigkeit aus verschiedenen andern Phiolen Tropfen. Es bildeten sich in den Gefäßen sofort kleine Wolken von röthlicher, gelber oder grüner Färbung, welche als Niederschlag auf den Boden der Probegläser sanken.

„Da sind die Urstoffe meiner Arcana. Ich gebe sie Eurer Untersuchung preis; es wird damit gehen, wie mit dem Golde. Die Stoffe, aus denen es besteht, könnt Ihr zersetzen, aber bindet sie zusammen, kettet sie aneinander? Ihr werdet es umsonst versuchen. So ist es mit diesen Tropfen. Ich kann Euch ohne Gefahr die einzelnen Bestandtheile zeigen: sie zu *vereinigen*, darin liegt das Geheimniß, dessen Besitz mein eigen ist. Ich will es Euch lehren, den Aerzten zum Trotz, die meine Feinde sind wie die Eurigen, und dafür verlange ich nichts, als den Schutz Eures Bundes. Wenn ich hier in dieser großen Stadt meine Wunderkuren beginne, wird die Verfolgung der blinden Theoretiker mein Dank sein, gewährt mir in Euren dunklen Räumen, in den Windungen der unterirdischen Höhlen eine Zuflucht und steht zu mir, wenn ich verfolgt werde; das ist der Lohn, den ich für die Offenbarungen verlange."

„Eure Kunst ist eine ebenso hohe, als schreckliche,"

sagte der Meister. „Der Weg, den Ihr wandelt, ist gefahrvoll, er führt zum Ruhme oder in's Verderben, je nachdem Ihr die Kräfte verwendet, über welche zu gebieten Euch vergönnt ist. So lange Ihr aber nicht mit einem Verbrechen belastet seid, werden die Thüren Euch offen stehen. Was verderblich wirkt, das kann ebenso heilsam wirken: aus Tod blüht Leben."

Er schlug an eine Glocke. Zwei Brüder brachten eine Kiste herbei, aus welcher der Meister ein goldenes Kreuz, mit weißer Emaille geziert, hervornahm. Diesen Schmuck reichte er dem Italiener, der alsdann von jedem Anwesenden einen Handschlag empfing.

„Die Arbeiten Jakob Rose's und seiner Genossen sind vorüber," sagte der Meister.

„Die Stunde ist da, wo das Licht heraufsteigt," rief eine Stimme aus der Menge.

„Wir scheiden," tönte des Meisters Antwort.

Mit einem Schlage verlöschten die Lichter, nur die Laternen der Führer funkelten in dem dunklen Saale; durch verschiedene Thüren verließen die Laboranten den großen, mit fast erstickender Hitze gefüllten Raum.

Huet und Glaser nahmen den Italiener in ihre Mitte; sie stiegen dieselbe Treppe, welche sie hinaufgeführt hatte, hinab, man schloß das Gitter hinter ihnen und die Drei befanden sich in dem Gange.

„Trachtet nun vor allen Dingen, die Höhlen genau kennen zu lernen," sagte Huet. „Mir ahnt, Ihr werdet Euch bald in den Schutz derselben begeben müssen."

„Ich glaube es auch," entgegnete Exili; „aber meine Verfolger werden nicht mehr an das Tageslicht gelangen."

Er schlug auf das Flaschenfutteral. „Sie können wählen, die Herren: Heil oder Verderben."

Huet erbebte. Er kämpfte mit sich, ob er den Italiener

noch einmal auffordern sollte, sein Haus zu besuchen; aber die Sucht nach Ergründung der wunderbaren Geheimnisse war mächtiger in ihm, als die Furcht vor der Gefahr, in welche die Verbindung mit dem seltsamen Manne ihn stürzen konnte. Er wandelte schweigend seinen Genossen vorauf.

Als sie in die Höhle gekommen waren, welche sich unter dem Platz Maubert hinzog, stand der Führer einen Augenblick still.

„Wir trennen uns hier," sagte er. „Glaser wird Euch führen. Ich gehe in meine Behausung. Wann werde ich Euch wiedersehen?"

„Ich komme, sobald mein erstes Werk in Paris beginnt," sagte Exili. „Gehabt Euch wohl."

„Und Ihr werdet mir noch andere Dinge zeigen? nicht wahr? Ihr müßt eine Metallwandlung vornehmen, ich lasse Euch keine Ruhe."

„Verlaßt Euch darauf," lachte Exili, dem Alten die Hand reichend.

Sie trennten sich. Huet schlug den Weg nach rechts ein, Glaser und sein Gefährte wandten sich links. Nachdem sie eine Zeitlang fortgewandelt waren, dämmerte ein bläuliches Licht in der Ferne vor ihnen auf.

„Das ist der Ausgang bei der Straße Tournon," sagte Glaser. Sie gingen dem Lichte entgegen, welches immer heller wurde, bis sie vor einem, aus rohen Steinblöcken gebildeten Thore ankamen. Vier bis fünf Stufen führten in die Höhe. Zerbröckelte Steinmassen lagen umher. Die beiden Männer stiegen über diese Trümmer hinweg und gelangten, einem seichten Graben nachgehend, in die Straße Tournon. Sie verloren sich unter der Menge von Leuten, welche zum Markte zogen.

Bei der La Vallière.

Zwei schöne Damen waren in dem reizend geschmückten Salon des Hôtel Biron mit sehr verschiedenen Dingen beschäftigt. Die Eine tändelte nachlässig mit einer kleinen Meerkatze, deren weiches, langhaariges Fell sie mit allerlei bunten Bändern und Schleifen zu schmücken versuchte, während die Andere einen Tisch servirte. Auf diesem Tische standen Schaalen mit Früchten, Bisquite und Liqueure, welche durch die Hand der Dame in eine gewisse Ordnung gebracht wurden. Von Zeit zu Zeit blickte diese Dame auf die Uhr und eilte, wenn sich draußen das Geräusch eines Wagens hören ließ an das Fenster.

Die beiden Damen, welche sich so verschiedenartig beschäftigten, waren Françoise Louise von La Valliére nnd Athénais von Montespan. Die Geliebte des Königs fühlte inmitten des geräuschvollen Hoflebens dennoch eine große Leere. Louise liebte den Monarchen allein, und fern von dem Wunsche nach Auszeichnung oder Erhöhung hatte sie es stets versäumt, sich Freunde zu verschaffen, ein Heer williger Diener um sich zu versammeln, deren Existenzen an die ihrige gekettet waren, die sich ihres Glanzes freuen konnten und daher mit Bangen der Stunde entgegensehen mußten, in welcher die Neigung Ludwig's sich einer neuen Geliebten zuwendete.

Niemand suchte die Freundschaft der La Valliére, denn die bescheidene Auserwählte verstand es, nicht um glänzende Stellungen für Ehrsüchtige bei dem königlichen Geliebten zu bitten. Nur das muntere Wesen der neuen Hofdame Athénais von Montespan hatte die schwermüthige La Valliére angezogen. Louise flüchtete aus der Umgebung des Hofes, die sie mit kalter, erzwungener Demuth behandelte, zu der

heiteren Unterhaltung der schönen, geistreichen Athénais. Anfangs hatte der Marquis Henri von Montespan diesen Umgang gemißbilligt. Es ward ihm verdacht, daß seine Gattin die Gesellschaft einer Dame suchte, deren Verhältniß zum Könige Anstoß erregte. Die Zerwürfnisse, welche Ludwigs Liebe zur La Vallière in der königlichen Familie herbeiführten, mußten unter der großen Schaar von Hofleuten Partheien erzeugen. Eine Parthei stand auf Seite der Königin, die sehr schwer von der Untreue ihres Gatten betroffen ward, die andere Parthei neigte zur La Vallière, oder vielmehr zum Könige, dessen Zorn sie fürchtete.

Athénais von Montespan hatte aber durch die Gewandtheit ihres Geistes, durch die Liebenswürdigkeit ihres Wesens alle Partheien für sich gewonnen. Sie war ebenso gern bei der Königin, bei Madame und der Prinzessin von Montpensier gesehen, als bei der La Vallière. Nach und nach gewöhnte sich der Marquis daran, seine Gattin bei der stillen, bescheidenen Dame zu wissen. Athénais mied den König, der noch immer ganz mit der La Vallière beschäftigt erschien. Ihr Wort: „Ich würde eher sterben als die Stelle der La Vallière einnehmen," war gewissermaßen historisch geworden, es hatte die Königin erfreut, und da nun Fräulein von La Vallière ein Mal nicht zu beseitigen war, so ließ man der neuen Hofdame, die sich bald durch ihren Geist in allen Kreisen fast unentbehrlich machte, die Freundschaft der Maitresse nicht entgelten.

Die Königin Mutter war aus den Reihen der Lebenden bereits gestrichen; obwohl sie noch athmete, einen Hofstaat unterhielt, galt sie doch, durch ihre furchtbare Krankheit gefesselt, nicht mehr als eine Statue, ein Bild, eine Erinnerung. Ihre Einflüsse waren vorüber und ihre Mißbilligung hatte Niemand zu fürchten. Sie duldete in dem von ihr gestifteten Val de Grâce.

Athénais gewöhnte sich täglich mehr an die große, bewegte Welt. Sie hörte in den Unterhaltungen der älteren Hofdamen von den kühnen Schritten sprechen, welche begünstigte Damen des alten Hofes zur Erreichung hoher Zwecke gethan, von den gefährlichen Wegen, welche sie eingeschlagen hatten; diese Gefahren schilderte man in reizender, poetischer Weise. Romanhafte Berichte von stiller, dann plötzlich ausbrechender Liebe, die verlockenden Beispiele schöner, geistreicher Frauen, welche durch diese Liebe endlich zur Macht gelangt waren, erhitzten die Phantasie der jungen Marquise. Allmählig begann sie sich mit Gedanken zu beschäftigen, die anfangs nur eine unbestimmte Form annehmend, endlich in dem einen Punkte zusammenliefen: Macht besitzen zu wollen. Sie betrachtete ihr reizendes Antlitz, sie rief sich die geistigen Siege zurück, die sie schon seit ihrer Anwesenheit bei Hofe in den verschiedensten Kreisen errungen hatte, sie malte sich aus, wie viel Glück sie stiften könne, wenn sie eine gebietende Person geworden. Tauchte dann aus dieser Fülle hochstrebender Ideen die Gestalt des Gatten, ihres Henri vor ihr auf, so schüttelte die Marquise seufzend das Haupt; sie liebte ihn, aber wie eine gute Bürgersfrau ihren Gatten liebt. Henri von Montespan war mit Gedanken für die Verbesserung seiner Felder beschäftigt. Athénais sah Kronen vor sich funkeln. Henri sehnte sich aus diesem Gewühle von Intriguen, Festen und Menschen aller Art zurück in die ländliche Stille. Athénais suchte die licht- und glanzerfüllten Sääle der Palläste. Wie Viele hatten der schönen Frau sich genaht? wie manche Huldigung war ihr geworden? Athénais hatte sie angenommen, und kaum war dies geschehen, als die Verläumdung sich zischend erhob. Man nannte Namen, bezeichnete Persönlichkeiten, erfand Anekdoten. Die Marquise lächelte darüber. Aber diese Ruhe ward durch Ausbrüche der Eifersucht gestört,

welche Henri von Montespan herbeiführte. Anfangs freute sich Athénais dieser zärtlichen Wuth, dann, als sie sich häufiger zeigte, ward sie ihr lästig; zugleich gewöhnte sich die Marquise daran, die Stiche und Bisse der Verläumdungen zu ertragen. Sie sah die frivolsten Damen des Hofes glänzen; ohne angetastet zu werden, ohne eine Mißbilligung zu erfahren gingen diese Schönen mit Glanz überschüttet, bewundert, beneidet durch das Leben, und sie, die schöne, geistreiche Athénais, sie sollte zurückbleiben? in kleiner unbedeutender Stellung verharren? Athénais rief sich die Prophezeiungen der Marquise von Brinvilliers zurück.

„Sie hatte Recht, diese tolle Frau. Es sind gefahrvolle Wege, die zum hohen Ziele führen, aber wer rechts oder links blickt ist verloren. Wer vom Schicksal ein Mal bestimmt wird zu Großem, der muß Abschied nehmen von der Welt, die ihn einst umgab, sonst hängen sich kleinliche Begriffe, Rücksichten wie Blei an die Schwingen, die ihn zur Höhe tragen sollen." Welches ihre Wege sein sollten, wer sie auf dieselben leiten würde? davon gab sie sich keine Rechenschaft. Athénais mied, wie gesagt, den König. Sie trat ihm nur da, wo es ein Ceremoniell des Hofes erforderte, gegenüber. Nahte die Stunde, wo Ludwig seinen Besuch bei der La Vallière machte, dann eilte die Marquise hinweg. War es Rücksicht für die La Vallière? war es Bescheidenheit? nein — die Montespan wußte, daß sie eine Macht besaß; eine innere Stimme sagte ihr, daß der König, wenn er sich ihr in vertraulicher Weise, ohne im Glanze der Majestät zu erscheinen, nähern würde, ihren Reizen, ihrem Geiste nicht Kälte oder Empfindungslosigkeit entgegensetzen könne, aber sie hatte Furcht vor diesem ersten Zusammentreffen, denn sie ahnte, daß es entscheidend werden müsse für ihr Leben. Von dem Augenblicke an, wo sie das Bild gesehen, bis zu diesem Tage, war Ludwig in jeder

Stunde ein Mal wenigstens an ihrem Geistesauge vorüber-gegaukelt. Athénais glaubte an eine hohe Bestimmung, an ihr Glück; sie war gefeiert, gesucht in der Welt, welcher sie angehörte, und die finstern Wolken, welche der geheimnißvolle Vorfall mit dem gefährlichen Buche, der Fluch, welcher daran haftete, einst an dem heitren Himmel ihrer Jugendzeit heraufgezogen hatten, waren längst, so glaubte sie, zerstreut.

Aufmerksam folgten dieser sich gestaltenden Laufbahn der Marquise die Häupter der Parthei, welche die La Vallière zu stürzen beabsichtigte. Lauzun stand an der Spitze dieser geheimen Feinde. Täglich erzählte er von der Schönheit, dem Geiste und der Anspruchslosigkeit der Marquise von Montespan dem Könige. Ludwig wußte, daß die La Vallière die schöne Hofdame in ihre Nähe zog, er hörte von allen Seiten ihr Lob. Einige Male ward ihm gesagt: „Soeben hat mich die Montespan verlassen.“ Dann erzählte ihm ein Longueville, oder ein Nogent, ein Beuvron oder sonst Einer des Hofes: Wie herrlich gestern Abend die Marquise von Montespan eine ganze, große Gesellschaft unterhalten habe, dann lobte die Königin selbst die Freundin der verhaßten Nebenbuhlerin, und so kam es denn, daß der König die Hofdame länger und aufmerksamer betrachtete als sonst und sich endlich sogar fragte: „Weshalb meidet dieses schöne Wesen denn so beharrlich meine Nähe?“ Nach dieser Frage lächelte der König vor sich hin. „Sie fürchtet die Sonne,“ dachte er. Der König wußte, wie gefahrvoll die Wege waren, welche in seine Nähe führten.

Fräulein von La Vallière war also an jenem Tage, von welchem wir zu Anfang dieses Kapitels sprachen, schon verschiedene Male an das Fenster geeilt, und war ebenso oft mit einer verdrießlichen Miene zurückgekehrt. Sie über-

blickte das kleine, mit Erfrischungen besetzte Tischchen und sagte dann:

„So. Es ist nun Alles fertig und geschmückt zum Opfer. Der Gott kann bald erscheinen."

„Er scheint sich noch mit Wolken umgeben zu haben," scherzte Athénais, „denn sein glänzendes Gespann ist nicht am Himmel sichtbar."

„Der König ist sonst sehr pünktlich," sagte die La Vallière; „ich weiß, daß er mit dem Schlage zwei Uhr an der Terrasse vorfährt. Es muß heut eine besondere Veranlassung ihn zurückhalten."

„Meine Theure, Sie erlauben, daß ich mich verabschiede," sagte Frau von Montespan. „Es ist spät, und ich muß heute noch einen Besuch bei der alten, guten Parabère abstatten. Das Wetter droht, wir werden vielleicht Schnee haben, und in der Nähe des Luxembourg halten nur wenige Miethskutschen. Morgen sehen wir uns wieder."

„Athénais, es ist recht böse von Ihnen, daß Sie mich schon verlassen wollen. Wenn Ihre Bescheidenheit durchaus Ihnen verbietet mit dem Könige zusammenzutreffen, so können Sie wohl so lange warten, bis der Wagen hier unten vorfährt. Der Läufer meldet den Herrn jedes Mal erst an, und Sie haben Muße genug durch die Seitenzimmer zu entweichen. Apropos! wissen Sie, daß der König neulich mich gefragt hat: Weshalb Sie nie hier zu finden seien? es muß auch auffallen, Athénais. Sie treiben Ihre Bescheidenheit zu weit. Denken Sie doch, daß eine Stunde mit dem Könige verplaudert, von großer Wichtigkeit für Sie sein kann. Sie wollen doch Ihre Familie protegiren?"

Die La Vallière sprach diese Worte mit so liebenswürdiger Unbefangenheit aus, daß Athénais unwillkürlich erröthete. Sie stotterte verlegen eine Art Entschuldigung, welche Louise mit Lachen entgegennahm.

„Und kann ich denn wissen,“ sagte die Montespan, „ob ich dem Monarchen genehm bin? Wenn er nun Sorgen, Verdrießlichkeiten mitbringt, ein ganzes Füllhorn, welches er nur in den treuen Busen seiner Louise ausschütten will? ist die Gegenwart einer dritten Person nicht dabei höchst unerwünscht?“

„Wie können Sie glauben, Athénais. Der König ist ein Freund der Heiterkeit, der guten Laune. Gerade deshalb bin ich so fest von seiner Liebe zu mir überzeugt, denn Sie wissen selbst: heiter bin ich selten. Ich darf es vielleicht nicht sein.“ Die La Vallière seufzte. „Der König aber,“ fuhr sie fort, „läßt sich durch meine Schwermuth nicht zurückhalten, stets freundlich und liebenswürdig zu sein; wenn ich ihm also in diesen Räumen, hier bei mir eine angenehme Zerstreuung, einen heitren Augenblick bereiten kann — oh mit welcher Freude geschieht das, und Sie Athénais haben die Gabe erhalten: durch Ihren Geist, durch Ihre Anmuth Alles zu verschönen und zu erheitern.“

„Ah — Sie wollen mich also zum Hofnarren Sr. Allerchristlichsten Majestät erheben?“ lachte die Montespan. „Ich soll dieser ehrenvollen Beförderung entgegensehen?“

„Sie müßten reizend sein, Athénais, in einem phantastischen Gewande, die Kappe auf Ihrem prächtigen Haare — Sie würden manches Gute stiften können mit Ihrem Geiste, Ihrer Schärfe des Verstandes, wenn Sie dem Könige unter Scherz und Lachen die ernsten Dinge vorbrächten, welche zu wissen oft genug eine Nothwendigkeit ist, von deren Mittheilung tausend Mal das Wohl und Wehe vieler Menschen abhängt. Oh — Sie können glauben, ich thue das auch, ich spreche für so manches Gute — Große — Treffliche, aber bei mir nimmt das Alles eine so strenge Miene an, während Sie die Dinge reizend zu machen verstehen, die Farben leicht, heiter schim-

mernd auftragen. Das ist eine glückliche Gabe Athénais, und Sie könnten Großes dadurch erreichen."

Unbewußt, welche Saite sie bei der Freundin vibriren machte, plauderte die La Vallière in dieser Weise fort. Immer lebhafter schlugen die Pulse der Montespan bei dem Gedanken, daß sie die mächtige Triebfeder zu großen Dingen werden, daß sie in ihrer zarten, weißen Hand die Entscheidung über Tausende von Geschicken halten könne. Sie richtete sich unwillkürlich höher empor, ihre Augen blitzten und es zischelte ihr eine Stimme in die Ohren:

„Der Weg öffnet sich weiter, schreite vorwärts! Muth! Muth!"

In diesem Augenblicke ließ sich das Rasseln eines Wagens vernehmen. Louise von La Vallière eilte zum Fenster! —

„O — es ist mein Herr, mein lieber Sire," rief sie, freudig in die Hände klatschend. „Er kommt; nun Athénais, bleiben Sie, ich bin Ihnen böse, wenn Sie gehen."

Fühlte die La Vallière, daß sie selbst zu einfach sei, um den König angenehm zerstreuen zu können? hatte sie bereits bemerkt, daß Ludwig sich in ihrer Gesellschaft hin und wieder ein wenig langweilte?" — es lagen in ihrem Tone zugleich die Bitte und eine gewisse Aengstlichkeit. Athénais blieb. Sie stellte sich dicht neben den großen, mit Marmor bekleideten Kamin, so daß der König bei seinem Eintritte sie nicht gleich erblicken konnte.

Die Thüren öffneten sich und ein in kornblauen mit Pelz verbrämten Sammetrock gekleideter Läufer trat mit tiefer Verbeugung näher.

„Seine Majestät wünschen einzutreten," rief der Diener. Die La Vallière neigte sich. Daß der König seinen Wunsch selbst für einen Befehl ansah, ging einfach aus der Schnellig-

keit hervor, mit welcher er unmittelbar nach der Meldung auf der Schwelle des Gemaches erschien.

Die Schönheit seiner Person wurde durch das einfache Kleid, dessen Sammetfalten die elegante Gestalt umschlossen, noch bedeutend gehoben. Von der Ansicht ausgehend, daß seine Erscheinung keines äußeren, übertriebenen Prunkes bedürfe, um zu entzücken, trug der König seit einem Jahre etwa nur bei Festlichkeiten reichgestickte Kleider von heller oder auffallender Farbe. Gewöhnlich zeigte er sich in einfach dunklem Kleide, welches aus braunem oder schwarzem Sammet gefertigt war und dessen einziger Zierrath in massiv goldenen Knöpfen bestand, während die Unterkleidung eine leichte Stickerei zierte. Er trug nie Ringe, hatte aber diamantene Kniegürtel und Schuhschnallen, auch war seine Hutagraffe mit kostbaren Steinen besetzt.

In solch einfachem, braunem Kleide erschien er heute bei der La Vallière.

„Meine theure Louise — ich grüße Sie," sagte der Monarch, jetzt erst seinen, mit kurzen Federn besteckten Hut ziehend. Er trat in das Gemach. Auf seinen Wink entfernte sich der Läufer.

Louise von La Vallière ging dem Herrscher entgegen, der sogleich ihre Hand ergriff und sie küßte. Die Augen der liebenswürdigen Dame strahlten Glück und Freude. Hätte sie nie den Hof mehr besuchen dürfen, wäre es ihr vergönnt gewesen, stets nur bei sich den König zu empfangen, sie wäre das glücklichste Weib geworden. Der König warf seine Augen umher.

„Ah — da steht ja eine herrliche Collation," sagte er freundlich lächelnd, indem er auf das mit Früchten und Leckereien bedeckte Tischchen zeigte. „Sie haben für den hungernden Besuch im Voraus Sorge getragen." Er trat näher und musterte die aufgetragenen Speisen. Der König

liebte gute Tafel, er war, wie alle Glieder seines Stammes, ein starker Esser. Die Nachkommen des heiligen Ludwig erfreuten sich fast Alle eines gesunden Appetits, sie ließen sich durch keine Erregung, Gefahr oder wichtige Sache von dem Genusse der Tischfreuden zurückhalten.

Als der König die kleine Tafel besichtigte, welche in der Nähe des Kamins stand, fiel sein Blick auf die Marquise von Montespan, die sich fast in die Ecke, zwischen Wand und Marmorbekleidung gedrückt hatte.

„Sieh, sieh!" sagte Ludwig mit ungekünstelter Ueberraschung. „Da ist ja noch etwas Schönes. Ei — Louise, Sie haben heute zu viel gethan. Ich werde dem Hôtel Biron besondere Privilegien verleihen müssen. Die Frau Marquise von Montespan? wenn ich recht sehe." Athénais trat mit eleganter Verbeugung, eine gewisse Schüchternheit, die zum Theil wirklich ungekünstelt war, zur Schau tragend, dem Könige gegenüber.

„Läßt sich die Schönheit endlich einmal herab zu diesem Irdischen?" sagte der König galant. „Man sieht Frau von Montespan nur im Prunk, von den Kerzen meiner Hoffeste bestrahlt; ich danke Ihnen, Louise, daß Sie mir heute dieses Idol unserer jungen und alten Welt so in der Häuslichkeit, so einfach geschmückt zeigen. Sie sind hier, wie im Louvre, gleich anziehend, Madame."

„Majestät sind in Allem Meister und Herr," entgegnete die Montespan, welche sich sehr bald gesammelt hatte. „Auch in der Kunst: die Gemüther durch Nachsicht und Lob zu verwirren."

„Wollen Sie etwa sagen: das Lob sei übertrieben? sei nicht gerecht? Ah — Frau Marquise, dann würden Sie Ihren König leise der Ungerechtigkeit beschuldigen," lachte Ludwig.

„Sire, ich bin hoch erfreut, ich bin beglückt durch die

gnädigen Worte aus Euer Majestät Munde. Weshalb soll ich es läugnen? noch nie hatte ich die Ehre, die Freude, meinem Könige so gegenüber zu stehen, wie heute. Ich betrachtete bis zu diesem Augenblicke mein ganzes Thun, mein Auftreten in jenen glänzenden Kreisen als eine Prüfungszeit. Durch Euer Majestät Beifallsworte ist diese Zeit beendet, von heute an bin ich mündig gesprochen worden, ich habe einen Ritterschlag empfangen und darf mein Haupt höher tragen.“

„Sie haben unsere Marquise stolz gemacht, Sire,“ scherzte die La Vallière. „Sie wird uns Alle nicht mehr durch ihre Scherze erfreuen, denn das Lob des Herrschers ist — —“

„Nicht doch, Louise —“ fiel schnell die Montespan ein. „Stolz! ja, auf dieses Lob bin ich stolz, aber Sie kennen mich, hoffe ich, besser. Würde jemals diese Regung in mir entstehen? sollte ich fürchten müssen, durch meines Königs gnädige Anerkennung, durch die Versicherung seines Wohlwollens dem Dämon des Stolzes zu verfallen? ich fühle mich erhaben, beglückt — stolz, ja, nennen Sie es denn so, aber dieses Gefühl bewahre ich für mich ganz allein. In einsamen Stunden denke ich an die Worte des Herrn, ohne jemals es zu wagen, sie auf meinen Schild zu setzen; sie sind Kleinode, die ich nicht Jedem zeige. Wenn ich sagte: ich darf mein Haupt höher tragen, so meinte ich damit: die Freude läßt mich hoch aufgerichtet einherschreiten. So lange mir noch das Beifallswort meines Königs fehlte, ging ich gebeugt, ängstlich, scheu durch die Menge. Seitdem ich seines Wohlwollens gewiß bin, darf ich kein Urtheil mehr fürchten: der König hat zu meinen Gunsten gesprochen. Sollte aber jemals — und das Glück macht ja so häufig stolz — die Hoffart mein Herz erfüllen wollen, nun dann —“

„Was würden Sie dann thun?“ fragte der König gespannt.

„Dann, Sire, würde ich suchen, so oft als nur möglich in Ihre Nähe zu gelangen, um bei dem Anblick Ihrer Größe, Ihres Ruhmes, Ihrer Herrlichkeit zu empfinden, wie gering, klein und unbedeutend Athénaïs von Montespan solcher Erhabenheit gegenüber ist, und die arme Marquise aus Schloß Mortemart's mittelalterlichen Hallen, aus jenen stillen, dichten Wäldern in den Strahlenkreis gezogen, der um Eure Majestät sich breitet, würde sehr bald wieder demüthig werden, denn die Sonne Ihres Glanzes, Sire, schmelzt das Wachs an den Flügeln Derer, welche es wagen, sich zu ihr empor zu schwingen. Alle sinken, von ihrer Gluth vernichtet, hinab in die Tiefe."

Der König lächelte sehr freundlich und geschmeichelt. Athénaïs hatte während ihrer Reden kein Auge von dem Monarchen gewendet, obwohl sie das Haupt demüthig gebeugt hielt. Hin und wieder erhob sie den Blick, und ihre wunderschönen Augen, deren Glanz fast bezaubernd war, richteten sich schnell auf den König, der diesem Zauber nicht zu trotzen vermochte, denn er senkte seine Wimpern. Ludwig XIV. war ein Mann, der erst kühn und rücksichtslos im Genusse wurde; vor dem Siege war er schüchtern.

„Genug nun von all' Diesem," sagte der König. „Wir wollen unsere liebenswürdige Wirthin nicht länger warten lassen." Er reichte der La Vallière den Arm, führte sie an den Tisch und schob mit seiner königlichen Hand einen Sessel für die Montespan heran. Dann gab er einen Wink, Platz zu nehmen. Er schenkte sehr graziös drei Gläser voll, hielt eines derselben in die Höhe und sagte: „Den schönen Insassen des Hôtels Biron." Die Damen erhoben sich Beide und nippten von dem in ihren Gläsern funkelnden Weine.

„Sie haben gewiß ein wenig geschmollt, Louise," begann der König, „daß ich so spät kam? gestehen Sie es."

„Jede Minute, in der ich Ihre Gesellschaft entbehren muß, Sire, ist für mich eine verlorene. Geschmollt habe ich nicht, Sire. Wie würde ich das wagen? weiß ich doch genugsam das Glück zu schätzen, welches mir dadurch zu Theil wird, daß Sie, mein königlicher Herr, einige von Staatsgeschäften freie Stunden Ihrer Louise widmen."

„Heute waren es nicht Staatsgeschäfte, die mich zurückhielten. Ein ernstes Familienereigniß beschäftigte mich und raubte mir einige Zeit."

„Es ist doch kein nachhaltiger Kummer, keine schwere Sorge, die Sie bedrücken könnte, Sire?"

„In gewisser Hinsicht doch. Zwar sind Wir schon auf das Aeußerste vorbereitet, aber diese Ungewißheit ist drückender, quälender, als die schlimmste Entscheidung. Ihre Majestät die Königin Mutter soll von Val de Grâce, wohin sie sich seit dem letzten Unfalle von Vincennes aus begeben, in den Louvre getragen werden, um dort einer neuen, besonderen Kur sich zu unterwerfen. Ich weiß, Sie, Louise, widmen dem Leiden ein stilles Bedauern, wenn auch Ihre Majestät nie besonders freundlich zu Ihnen waren."

Der König blickte ernst auf seinen Teller nieder und seufzte leise.

„Ich bitte Gott, daß er das Leiden Ihrer Majestät lindern und die schwergeprüfte Fürstin erhalten möge. Sie ist Ihre Mutter, Sire. Haben Sie Hoffnung?"

„Man erwartet einen Arzt, dessen Kunst gerühmt wird. Der Marschall La Feuillade hat ihn aus Ungarn mitgebracht. Es ist ein Italiener von Geburt, hocherfahren in geheimen Künsten, wie man sagt. Er traf gleich nach der Ankunft der Hülfstruppen in Paris ein — seinen Namen habe ich nicht behalten. Ich höre jede Woche eine Menge verschiedener Aerzte nennen, die sich um die Heilung der Königin Mutter verdient machen wollen — viel Charlatane.

Jeder ist willkommen, wenn er Rettung verspricht. Genug auch hiervon. Ich will nicht so trüben Gedanken Audienz geben."

Der König fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Erzählen Sie mir Neues, meine Damen. Welche Roben haben Sie in Aussicht für die nächste Soirée bei dem Herzog von Orleans? welche Dame wird die schönsten Steine tragen? Wer verschenkte in neuester Zeit sein Herz? — ja, da fällt mir ein, aber Sie müssen mir erlauben, Ihnen das Wort abzunehmen, daß Sie discret sein wollen, wenn ich Ihnen mittheile, was ich weiß — Nun?"

Ludwig reichte den beiden Damen seine rechte Hand mit anmuthigem Lächeln.

„So — ich habe Ihr Wort, denn wir wollen keine Klatschereien machen — nicht wahr? keine Unterhaltung, wie sie in Molière's Stücken vorkommt — Also: Lauzun und Beuvron haben mir heute Morgen beim Lever erzählt, daß die Marquise von Brinvilliers, trotz ihrer Neigung zur Frömmigkeit, einen neuen Anbeter begünstigen soll. Man nennt einen Herrn von Saint-Croix, Lieutenant bei de Tracy Dragonern, als den Glücklichen. Der Marquis soll seinen Friedensstörer selbst in's Haus gebracht haben; es ist ein Waffenbruder, der ihm bei der Schlacht — ich weiß nicht gleich bei welcher — das Leben gerettet hat. Die Marquise zeigt sich öffentlich mit dem Galan; man spricht von heftigen Auftritten, welche zwischen dem Vater der Marquise und dem Gatten stattgefunden haben. Ich bin ein Feind dieser Familienscenen, wenn sie öffentlich dargestellt werden."

Louise von La Vallière befand sich während dieser Erzählung des Königs in peinlichster Verlegenheit. Sie blickte schüchtern, ängstlich auf Athénais von Montespan, die stumm und anscheinend gleichgültig dem Gespräch zuhörte. Der König plauderte unbefangen weiter. Seine Mittheilungen

und Ansichten über den Handel der Marquise mit Saint-Croix waren in der That naiv, denn das Sträfliche jenes Verhältnisses konnte nicht größere Zerwürfnisse in der Familie der Aubray's und Brinvilliers herbeigeführt haben, als das Verhältniß Ludwigs mit der La Vallière in der königlichen Familie erzeugt hatte. Fräulein von La Vallière litt gewaltig. Sie bemerkte zum Ueberfluß noch, daß die Augen der Montespan fortwährend auf ihr ruhten. Sei es nun, daß sie dem Gespräch eine andere Wendung geben, sei es, daß die sanfte La Vallière der Freundin auch einen kleinen Theil an dem Scandal zufließen lassen wollte, — Louise fragte plötzlich:

„Athénais, Sie müssen doch genauer unterrichtet sein? Wie hoch schlagen Sie die Schuld der Marquise an?"

„Ich finde, daß die Last getheilt werden müßte, auf die Schultern der beiden Gatten bürde man die Wucht der Verantwortung. Wenn die Marquise sich hinreißen läßt, so trägt Herr von Brinvilliers gewiß ebenfalls eine große Schuld, denn sein Leben ist ein wüstes, freches. Er begünstigt die Verirrungen seiner Gattin, um desto ungestrafter die verbotnen Wege wandeln zu können," sagte Athénais.

„Sie haben Recht, man muß die Marquise nicht ganz verdammen, denn vielleicht spricht ihr Herz, und das ist eine so mächtige, gewaltige Sprache, sie tönt so laut, sie läßt keine andere Stimme durchdringen. — Keine," erwiderte die La Vallière. „Sie haben Recht, Athénais, wenn Sie die Marquise in Schutz nehmen, Sie sind ja auch eine Freundin des Hauses."

„Ich besuche das Haus der Brinvilliers schon seit längerer Zeit nicht mehr, weil ich die Scandale verabscheue," entgegnete Athénais von Montespan kalt.

Neue Pause der Verstimmung. Die La Vallière erröthete tief, der König fütterte ein kleines Hündchen der

Geliebten, welches sich seinem Sessel genähert hatte, und verbarg so seine Verlegenheit mit einem gewissen Geschick. Die Montespan hatte einen Pfeil abgeschossen und zugleich einen Theil ihrer Aufgabe gelöst. Es war offenbar in die Unterhaltung eine Stockung gekommen; die La Vallière verstand es nicht, sie wieder in Fluß zu bringen. Dadurch mußte nothgedrungen Athénais aufgefordert werden, den König zu erheitern, sei es durch eine lustige Erzählung oder durch Unterhaltung über gewisse Persönlichkeiten.

Athénais beschloß zu glänzen in der Entfaltung ihrer Geistesgaben; aber damit dieser Glanz desto strahlender sei, nahm sie sich vor: kein Wort mehr zu sprechen, ehe der König oder Louise de La Vallière sie dazu auffordern würden. Sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß Ludwig bald eine etwas pikante Unterhaltung wünschen werde; dann wollte sie ihre geistige Ueberlegenheit zeigen, weil ihre körperlichen Reize den Sieg ohnehin leicht davontragen mußten, wenn Athénais und die La Vallière neben einander standen. Louise, ein bescheidenes, stillblühendes Veilchen, dessen Blätter schon hie und da welke Ränder zeigten; Athénais eine Rose, die sich in aller Pracht, von den Strahlen einer glühenden Sonne beschienen, entfaltet hatte, deren Schönheit und Fülle jene Gluth nicht zu versengen vermochte, sondern ihnen vielmehr einen höhern Glanz verlieh. Athénais wollte ihr Spiel beginnen.

Der König bemühte sich, verschiedene Male ein neues Thema anzuschlagen. Athénais blieb stumm, sie lächelte bescheiden und neigte sich. Louise von La Vallière sah ängstlich auf die Pendüle, deren Zeiger unbarmherzig vorrückten. Der König stand plötzlich mit einer freundlichen, aber kurzen Begrüßung auf, sprach einige Worte, die wie Dank oder Anerkennung klangen, und trat an das Fenster. Die beiden Damen merkten seine Verstimmung, da aber

Louise über die Kälte Ludwigs schon in Angst und Verlegenheit gerieth, vermochte sie vollends kein Wort hervorzubringen. Sie deutete der Montespan durch Blicke an, ihr zu helfen — Athénais zuckte mit gut gespielter Schüchternheit die Achseln.

Sie blickte nach dem Könige, der noch immer auf den Platz hinaussah, über den die leichten Schneeflocken dahinzutanzen begannen. Der Wind schnob und setzte sich in den weiten Röcken der Vorübergehenden fest; einige Uhren schlugen. Ludwig trommelte an den Fensterscheiben, dann führte er verstohlen seine Hand zum Munde.

Athénais sah scharf hin, und als der König seine Hand zurückzog, bemerkte die junge Marquise einen Flecken an dem Glase des Fensters; dieser Flecken war dem Munde des Königs gegenüber, es war ein Hauch. Der König hatte gegähnt — gegähnt in Fräulein von La Vallière's Gesellschaft. Der König langweilte sich bei seiner Geliebten. — —

„Der Schnee beginnt zu treiben," sagte Ludwig, ohne sich umzuwenden. Der Wind spielt ganz artig mit den Damen und ihren Pagen. Ha! ha! dort unten kommt ein Wagen, dessen Lenker sehr heftig die Pferde peitscht, weil ihm soeben ein Befehl zugerufen wurde, der ihm nicht zu behagen scheint. Sieh' da — die Läufer auf den Schlägen tragen das Wappen der Familie Monaco. Richtig, es ist die Fürstin. Jetzt hält der Wagen am Luxembourg. Sie steigt aus, die gute Dame, — jetzt gewahrt sie meine Equipage — Ah — sie staunt — ha! ha! komisch — sehen Sie nur, wie der Wind die neugierige Fürstin in das Portal treibt. Sie wird wohl einen Besuch machen."

„Ich möchte wohl zugegen sein, um die Unterhaltung mit anzuhören," sagte plötzlich die Montespan.

„Weshalb? sagte der König sich umwendend. „Ist an der Unterhaltung der Monaco so etwas Besonderes?"

„Ew. Majestät können das sicher besser beurtheilen, als ich," sagte Athénais bescheiden. „Ich habe Frau von Monaco nur in großer Gesellschaft gesehen, da läßt sich schwer ein Urtheil fällen. Um genau über die geistigen Fähigkeiten richten zu können, muß man unter vier Augen mit einer Person sich besprechen." Sie lächelte wahrhaft reizend und barg ihr schönes Gesicht halb hinter dem spanischen Fächer, den alle Damen jener Zeit mehr aus Koketterie, als zum wirklichen Gebrauch in den Händen hielten.

Der König schüttelte leicht, aber nicht unwillig, das Haupt. Frau von Monaco hatte eine Zeitlang seine Gunst besessen, während er schon die La Vallière liebte. Man sprach sogar davon, daß diese Neigung des Königs noch nicht ganz erloschen sei.

Die La Vallière war auf's Neue verwundet, der König auf's Neue angeregt und Athénais von Montespan auf's Neue Gegenstand der Aufmerksamkeit.

Sie hatte vorausgesehen, was kommen würde. Die La Vallière rief, glücklich, eine Zerstreuung für den König gefunden zu haben, die ihn noch eine Zeitlang an den Palast Biron fesseln konnte, plötzlich: „Ah — die Monaco, ja, das ist wahr — ihre Unterhaltung. O! Sire, wenn Sie etwas Lustiges sehen und hören wollen, dann bitten Sie mit mir im Vereine unsere kleine Marquise um eine Gefälligkeit. Sie können nämlich nichts Lustigeres und zugleich Täuschenderes, nichts Vollendeteres mit einem Worte sehen, als die Copie der Fürstin Monaco durch Athénais. Die gute Monaco hat einen zischenden Ton, einen sonderbaren Gang, eigenthümliches Augenspiel und herausfordernde Manieren, dies Alles macht Athénais besser nach, als es die erste Schauspielerin im Stande sein würde. Die

Monaco erscheint zum zweiten Male, möchte ich sagen, mit all' ihren Untugenden."

Die La Vallière holte Athem. Sie glaubte sich herrlich gerächt zu haben, denn die leisen Gerüchte zeitweiliger Untreue des Königs waren oft genug bis zu ihr gedrungen. Sie fühlte, daß es kein besseres Mittel gebe, den König der Monaco ganz abwendig zu machen, als die Lächerlichkeit, welche auf der Nebenbuhlerin haften blieb, sobald die scharfe Gestaltungsfähigkeit der geistreichen Montespan alle Mängel und Schwächen der Fürstin dem Könige in gelungener Copie vorführte.

Athénais weigerte sich Anfangs. Der König, den die La Vallière aufmerksam beobachtete, wollte und konnte in diesem Augenblicke keine Abneigung gegen das zu erwartende Schauspiel zeigen, auch reizte es seine Neugierde. Er hatte längst keine Empfindung für die Monaco mehr, und die Montespan, deren Zauber ihn mit jeder Minute, die er in ihrer Nähe zubrachte, mehr umstrickte, mußte doppelt reizend bei der Ausübung dieser kleinen Bosheiten sein. Ludwig bat also, ihm die Copie nicht vorzuenthalten. Mit einer Gebehrde, welche zu sagen schien: dem Willen des Königs muß man gehorchen, schickte sich die Montespan an, die Komödie zu spielen.

Der König nahm auf einem Sessel Platz, den die La Vallière für ihn herbeigerollt hatte, sie selbst neigte sich über die Lehne und winkte Athénais, die eigenthümliche Unterhaltung zu beginnen. Die schöne Marquise trat einen Augenblick hinter den Kaminschirm und kam dann als Fürstin Monaco wieder zum Vorschein.

War nun auch eine vollkommene Täuschung unmöglich, denn dazu hätte Athénais sich ihrer Schönheit entäußern müssen, so verstand die Marquise doch so trefflich die Haltung, den Ton und das herausfordernde Augenspiel der

Monaco wiederzugeben, daß der König lebhaft applaudirte. Athénais trug eine Scene vor, die zwischen der Fürstin und Frau von Parabère vor nicht gar langer Zeit stattgefunden hatte und deren Ausgang zu den verschiedensten Gerüchten bei Hofe Veranlassung gab. Sie copirte nun beide abwesenden Persönlichkeiten und hatte außerdem noch die große Gewandtheit, ihre Worte und Reden den betreffenden Damen so gut anzupassen, daß es ihr gelang, zwei vollständige Charakterbilder vorzuführen.

Die angeborene Grazie und Liebenswürdigkeit der Montespan bewahrten sie davor, in den bei Copien so leicht entstehenden Fehler der Uebertreibung zu verfallen. Jede ihrer kleinen Bosheiten und Neckereien blieb zart, war in das Gewand graziösen Scherzes gehüllt und verletzte die Hörer nicht. Wenn sie ihren schönen Mund ein wenig verdrehte, um den eigenthümlichen, der Monaco angehörenden Zischlaut hervorzubringen, war sie doppelt reizend. Sie sah den zierlichsten Figuren der Idylle gleich, wenn sie ihren Kopf zur Seite neigte und ihre seelenvollen Augen schalkhaft blicken ließ.

Der König war ganz in Vergnügen und Anschauung versunken, er flüsterte mehrmals vor sich hin: „Reizend! reizend! unübertrefflich!" und als Athénais ihre Vorstellung mit einem der Monaco in den Mund gelegten Scherze beschloß, da konnte sich der Monarch nicht länger zurückhalten, er sprang, seine Würde ganz vergessend, von dem Sessel empor, klatschte in die Hände und rief laut lachend: „Köstlich — köstlich, das muß ich Molière erzählen."

„Sire," versetzte die Montespan schnell, „Sie werden mich nicht verrathen. Was ich hier mit meinen schwachen Kräften zum Besten gab, war nur für Ew. Majestät bestimmt. Sie sind zu gnädig, Sire, als daß Sie mir schon jetzt beim Beginn meiner Laufbahn Feinde erwecken könnten,

und die würden mir sicher in den beiden Damen entstehen, wenn sie erführen, ich habe mich ihrer Persönlichkeiten zur Darstellung einer lächerlichen Scene bedient."

„Sie haben Recht," sagte der König ernst werdend. „Solche Scherze sind nur für die Zuschauer zwischen verschwiegenen Wänden bestimmt. Sie haben mich aber entzückt, Madame — wahrhaft entzückt und ich bin Ihnen, Louise, dankbar für die heiteren Stunden. Ich wünsche Sie oft hier zu sehen, Frau Marquise." Der König sprach diese letzten Worte mit besonderem Nachdrucke und bedeutsamen Blicken, dann verließ ihn sein Ernst wieder. Er begann laut und herzlich zu lachen, indem er sich des Gehörten und Gesehenen erinnerte. Dieses Lachen war ansteckend. Die La Vallière lachte ebenso laut und ungezwungen, die Montespan stimmte ein und das große, geräumige Gemach wiederhallte von den Ausbrüchen der Lustigkeit eines mächtigen Königs und zweier reizenden Damen.

Ein leises Pochen an die Thür des Zimmers ward überhört. Das Pochen wurde stärker, endlich so stark, daß es die Stimmen und das Gelächter übertönte.

Die La Vallière eilte zur Thür, denn es mußte etwas Außerordentliches sein, um dessentwillen man wagte, den König und seine Geliebte zu stören. Als sie den einen Flügel ein wenig öffnete, gewahrte sie Demoiselle Bertin, ihre Kammerjungfer.

„Was willst Du, Bertin?" fragte Louise durch die halbgeöffnete Thür hindurch.

„Gnädigste, öffnen Sie schnell. Es ist der Herr von Brienne im Vorzimmer, der den König dringend zu sprechen wünscht."

„Was giebt es?" fragte Ludwig ohne sich von dem Sessel zu erheben. „Ist es wichtig? denn sonst wunderte mich die Unterbrechung?"

„Sire, es scheint fast so," entgegnete die La Vallière, denn der Störer unserer Heiterkeit ist der Staatssekretair Herr von Brienne, der Ew. Majestät zu sprechen wünscht."

Der König erhob sich schnell und ging ohne ein Wort zu sagen aus dem Zimmer. Es währte nicht lange, so kam er zurück. Sein Gesicht war in ernste Falten gelegt, er blickte auf die Pendule und sagte: „Gerade vor einer halben Stunde, als wir mitten im Lachen und in der Fröhlichkeit waren, hat meine Mutter, Ihre Majestät die Königin Wittwe, das Val de Grâce in ihrer Sänfte verlassen, um sich in den Louvre zu begeben. Die hohe Frau soll schrecklich leiden. Da sehen Sie, wie das wechselt. Unser Lachen ist durch eine ernste Nachricht unterbrochen worden. Ich muß Sie verlassen, Louise, die Königin Wittwe wird schon in der Nähe des Louvre sein, und ich bin Willens die Sterbende dort zu empfangen."

Er küßte der La Vallière die Hand und gab der Montespan einen Wink näher zu treten. „Wenn wir heitere Stunden vor uns haben, dann sehe ich Ihrer reizenden Unterhaltung aufs Neue entgegen." Er trat schnell zu einer Vase, in welcher künstliche, aus Steinen und Perlmutter gebildete Blumen sich befanden und zog eine derselben hervor.

„Ich kann Ihnen augenblicklich kein kostbares Andenken geben. Nehmen Sie diese Blume zum Andenken unserer ersten, näheren Bekanntschaft, der frohen Minuten, die sie mir bereitet.

„Sire, diese Gnade erdrückt mich," sagte die Montespan sich tief verneigend. „Die Blume ist mir ein köstliches Kleinod, ein Mal als Erinnerung an Ew. Majestät, dann als ein Stück aus dem Gemache meiner theuren Louise, der ich den heutigen Triumph verdanke."

Der König grüßte noch ein Mal sehr freundlich und verließ das Zimmer. Wenige Minuten später rollte sein

Wagen mit ihm davon, dem Louvre zu. Die La Vallière stand am Fenster.

„Ich habe heute den Weg beschritten, auf dem ich zum Ziele gelangen muß; der König ist zu liebreizend, die Macht kann wohl einst in meine Hand gelegt werden,“ sagte die Montespan zu sich selber, indem sie die Blumen betrachtete.

„Siehst Du, mein Kind, auf welchen gefahrvollen Wegen Diejenigen wandeln, welche sich von der Liebe zum Könige hinreißen lassen? wo ist diese Monaco? er lacht über sie. Wo ist die Mancini? vergessen. Sie wollten Alle hoch — hoch hinaus, das verträgt Ludwig nicht. Ich will nur seine Liebe, deshalb — ich bin fest davon überzeugt — wird mir sein Herz verbleiben. Keine Krone, keine Macht, nur den glücklichen, den liebenden Ludwig in meinen Armen, an meinem Herzen,“ sagte die La Vallière mit dem Ausdruck innigster Zärtlichkeit.

„Ohne Macht zu besitzen, erhält man sich schwer die Liebe eines Königs. Jene Macht zu erringen ist schwierig, vielleicht gefahrvoll, aber wer sie besitzt, steht sicher auf der Höhe,“ erwiederte ruhig die Montespan.

Ein Zusammentreffen.

Während die Karosse des Königs von dem Hôtel Biron aus ihren Weg durch die Straße Dauphiné über den Pont Neuf zum Louvre nahm, bewegte sich ein seltsamer Zug durch die Straße St. Jacques. Dieser Zug war aus den Gitterthoren des Val de Grâce gekommen.

Val de Grâce war eine Schöpfung Anna's von Oester=

reich, erbaut und geschmückt, mit Privilegien und Gnaden bedacht, weil die Königin durch diese fromme Stiftung vom Himmel das Geschenk eines Sohnes zu erlangen hoffte. Die Vorsehung hatte ihr diesen sehnlichsten Wunsch erfüllt. Sie gebar Ludwig XIV. Von dieser Zeit an blieb Val de Grâce der Lieblingsaufenthalt der Königin, wenn die Stürme des Lebens sie nöthigten einen Hafen der Ruhe zu suchen. Hier im Kreise der Nonnen, die aus den edelsten Geschlechtern Frankreichs stammend, die fromme Einwohnerschaft des Klosters von Val de Grâce bildeten, fand die Königin Erholung nach den berauschenden Festen des Hofes, Sicherheit gegen die Intriguen des mächtigen Richelieu und das, was die von Spähern umlauerte Fürstin so selten fand: Treue. Val de Grâce war daher für Anna ein wahrhaft geheiligter Boden, ein Stück gelobten Landes. Als ihre furchtbare Krankheit immer unwiderstehlicher, aller Künste spottend hervorbrach, als die Königin Wittwe sich in einsamen Stunden selbst sagte, daß sie nur noch an Beschäftigung mit dem Himmel denken dürfe und daß ihre Stunden gezählt seien, da erfaßte sie eine Sehnsucht nach jenem Orte, der ihr so theuer geworden durch die Erinnerung an bewegte, wichtige Tage ihres Lebens, dessen Entstehung ihr eigenes Werk war, der ihr Denkmal nach dem Tode sein sollte. Sie ließ sich von Vincennes aus in einer Sänfte nach Val de Grâce tragen. Sie wollte hier sterben — weiter verlangte sie Nichts. Als sie die geliebten Räume, krank von Schmerzen, die gleich Schlangenbissen ihren Busen zernagten, wieder betrat, sagte sie: „Nun bin ich zufrieden. Der Wille Gottes geschehe."

Man ließ der langsam Sterbenden keine Ruhe in ihrem Asyle. Die kalte Pflichterfüllung, welche der König bei dem Leiden seiner Mutter bisher ausgeübt hatte, ließ die

Aerzte und die nächste Umgebung Anna's nicht besonders sorgsam mit der Kranken verfahren.

Val de Grâce lag am äußersten Ende von Paris; die Besuche der Aerzte, welche auf Befehl des Königs mehrere Male des Tages stattfinden mußten, um die Leidende zu besichtigen, glichen eher kleinen Reisen. Die Herren verbrachten eine ungewöhnlich lange Zeit, auch war, sonderbarer Weise, der Eintritt in das Val de Grâce stets mit gewissen Ceremonien verknüpft, die von den frommen Schwestern sehr genau befolgt und mit fast peinlicher Sorgfalt aufrecht erhalten wurden. Die üblichen Besuche, welche die Leute des Hofes, der Etiquette wegen, bei der sterbenden Königin machen mußten, waren eine Last für diese, nach Heiterkeit und Vergnügen begierige Menge. Man that also in der Stille verschiedene Schritte, um eine Uebersiedelung der Kranken vom Val de Grâce aus in den Louvre zu bewirken.

Anfangs sträubte sich die Königin mit aller Macht dagegen, aber immer vernehmlicher tönten die Klagen ihrer Umgebung. Man flüsterte sich, laut genug, daß die Königin es hörte, zu: Wie schwer hier die Verpflegung sei, man sprach von Feuchtigkeit, von schlechter Luft, welche im Val de Grâce herrschen sollten. Sicherlich verhehlte man dem Könige, der seine Mutter selten besuchte, den Widerwillen, welchen die Leidende gegen einen Wechsel der Wohnung hegte, sonst hätte wohl ein Machtspruch Ludwig's diese Kleinlichkeiten verdammt; aber wie einmal die Dinge standen, gelang es der Schaar von Aerzten, Dienern und Besuchern, die Königin von der Nothwendigkeit eines Wechsels zu überzeugen, und als nun vollends eine Einladung des Königs, eine Bitte an die Mutter kam: den Palast des Louvre zu beziehen, da willigte Anna von Oesterreich mit Seufzen ein, ihr geliebtes Asyl zu verlassen.

Es war ein ziemlich rauher Tag, an welchem sie die schützenden Mauern verließ. Aber die Aerzte hatten erklärt, dieses Wetter sei dem Zustande der Königin nicht nachtheilig, und so hob man sie denn von ihrem Lager.

Die Königin wimmerte leise, doch hielt sie sich mit großer Kraft aufrecht. Um die Augenblicke der Trennung minder schmerzlich zu machen, hatte man ihr den Besuch eines berühmten, neuen Arztes aus Italien versprochen, der Wunder durch seine Medikamente und Salben bewirken sollte; sie würde, sagte man ihr, im Louvre angekommen, sogleich der Behandlung dieses Mannes übergeben werden.

Anna von Oesterreich hatte bitter, schmerzlich gelächelt. Ihr Glaube an die Hülfe der Menschen war fast entschwunden, dennoch griff sie nach der Hand, die sich ihr entgegenstreckte. Aufgeregter, von Neid und Unruhe bewegt, waren dagegen die Aerzte. Ein neuer Helfer hatte sich gemeldet. Zwar waren die Männer der Wissenschaft von der Fruchtlosigkeit aller Mittel, welche gegen das Leiden der Königin angewendet werden konnten, überzeugt, aber wenn es dem Fremden nur gelang, den Lauf des Uebels zu hemmen, sein Fortschreiten zu verzögern, so war es für sie Alle schon ein großer Nachtheil. Sie hatten vergeblich ihre Kunst aufgeboten, und das Vertrauen mußte sich Dem zuwenden, der Hülfe, wenn auch nur für kurze Zeit bringen konnte.

So folgten sie denn unruhig in ihren Wagen dem Zuge, welcher die leidende Königin zum Louvre führte. Vor dem Austritte aus Val de Grâce hatte eine erschütternde Scene stattgefunden. Die Aebtissin und die Schwestern umringten weinend ihre leidende Schützerin, sie küßten die Hände der Kranken, warfen sich auf die Knie und riefen den Himmel zum Schutze der Fürstin an. Als sich Anna nach langer, schmerzlicher Unterhaltung von ihnen trennen mußte, reichte die Aebtissin ihr noch ein Mal das heilige

Crucifix zum Kusse, dann verschwanden die Gestalten der Nonnen langsam in den Gängen des Klosters.

Die Königin ward auf ihre Sänfte gehoben und noch einen Scheideblick den geliebten Mauern des Val de Grâce zusendend, winkte sie mit der Hand ihr die Decken umzulegen, dann schloß sie ihre Augen, sie fühlte, wie sie weiter getragen wurde, sie hörte Gemurmel neben sich, und als sie ihre Wimpern wieder öffnete, war sie schon in der Straße St. Jacques. Ihr Asyl war verschwunden.

Die Sänfte der Königin bestand aus zwei starken Balken, welche durch Bretter mit einander verbunden waren. Auf diesen Brettern stand ein breiter, sehr sorgfältig gepolsterter Sessel, dessen Armlehnen hoch hinauf gingen. Die Rückenlehne war mit einem vorn überstehenden Dache versehen, von welchem ein dichter Schleier herabhing. Unten an dem Sessel war eine Art Sack angebracht, den man mit Pelz gefüttert hatte, um die Füße der Königin warm zu erhalten.

Der ganze Sessel konnte durch eine Vorrichtung von der Unterlage, auf welcher er stand, weggeschoben werden, so daß die Königin ohne aufzustehen an ihr Bett oder zu einer Ottomane, nach jedem beliebigen Orte gerollt werden konnte.

Eine zahlreiche Menschenmenge hatte sich eingefunden um dieses klägliche Schauspiel mit anzusehen. Garden und Mousquetairs ritten vorauf, dann kamen die Hofbedienten der Königin, dann folgte die Sänfte, die von sechs Trabanten getragen wurde, welche auf ihren Schultern die Balken ruhen ließen.

Hinter der Sänfte schritten die Hausmeister des Louvre einher, und den Beschluß bildeten einige Equipagen mit Cavalieren und den Damen der Königin, so wie die Wagen mit den Aerzten. Hoch über die Köpfe hinweg ragte der

dunkle katafalkartige Stuhl, in welchem die Königin ruhte. Er war ganz und gar mit schwarzem Sammet behängt; vorn befand sich eine Art von kleiner Balustrade, bedeckt durch einen, mit Marderpelz gefütterten grauseidenen Ueberwurf, der zugleich die Königin theilweise verhüllte, während von oben herab der Schleier fiel. —

So ausgestattet glich der Zug schon jetzt einem Leichentransporte, es war ein Begräbniß bei lebendigem Leibe, noch athmend ließ sich Anna von Oesterreich zur Grube schleppen. Eine Fürstin trug man lebendig — todt durch die Straßen der Hauptstadt, welche sie einst stolz und herablassend grüßend, als Gebieterin mit glänzendem, in Waffen und Prunk schimmerndem Gefolge durchzogen hatte. — Die Königin dachte nicht mehr an Festlichkeiten, an Gewalt und Macht, sie wollte nur einige Stunden Ruhe, Linderung ihrer Schmerzen erlangen. Sie hatte seit dem letzten Feste in den Tuilerien auf irdischen Tand verzichtet.

Das Volk von Paris ward unwillkürlich ergriffen von diesem herben, königlichen Mißgeschicke. Alle standen stumm, ernst und wehmüthig blickend. Alle zogen die Hüte und Mützen und verneigten sich, wenn die Sänfte der Königin vorüber kam, wie man sich vor dem Wagen neigt, der den Entschlafenen zur letzten Ruhestätte trägt.

Als der düstere Zug unter dem Hauptthore des Louvre-Palastes angekommen war, empfing der Herzog von Crequi die Königin am Fuße der Haupttreppe im Namen ihres Sohnes. Man trug die Leidende durch ein Spalier von Garden bis zum Vorzimmer, welches ganz von Leuten des Hofes erfüllt war, die durch ihre Anwesenheit Theilnahme an dem Geschicke Anna's bekunden wollten.

Als die Königin, nunmehr ohne Schleier und Dach an ihrem Stuhle zu haben, durch dieses Zimmer getragen

wurde, fielen ihre matten Blicke auf manchen alten, treuen Diener aus vergangenen, glücklichen Tagen. Sie grüßte mit der Hand und versuchte zu lächeln.

An der Thüre des Vorzimmers, welche zu den inneren Gemächern führte, erwartete sie König Ludwig XIV. mit dem Herzoge von Orleans, der Herzogin und sämmtlichen Angehörigen der Familie. Ludwig küßte die Hand seiner Mutter, neigte sich über die Armlehne des Tragsessels und sprach einige Worte leise zu der Königin. Man sah, wie Anna ihre Hand auf das Haupt des Königs legte. Dann wurde der Sessel mit der Leidenden in die Zimmer getragen, welche von nun an die Wohnung Anna's bilden sollten.

Sobald die Königin verschwunden war, näherte sich Alles dem jungen Monarchen, um einige Worte der Theilnahme zu flüstern. Ludwig musterte die Anwesenden sorgfältig. Er betrachtete mit Wohlwollen die alten Diener der Königin, und es schien dem Herrscher große Freude zu verursachen, als er so Viele erblickte, die in den Zeiten des Glanzes an der Seite der Königin gewesen und nun auch in den Stunden der Prüfung nicht fern blieben von dem Orte des Leidens, als welchen man den Louvre wohl bezeichnen durfte.

Besonders richteten sich die Blicke des Königs mit großem Interesse auf einen stattlichen, in schwarzen Sammet, den kostbare Stickerei bedeckte, gekleideten Mann, der bereits an der Schwelle des Greisenalters stehend, mit ernsten Blicken die leidende Königin betrachtet und von ihr einen jener leisen, innigen Grüße empfangen hatte.

Auf einen Befehl rief Lauzun den Herrn zum Monarchen.

„Ich heiße Sie willkommen, mein lieber Herr von Saint-Laurent,“ sagte der König. „Sie waren stets ein treuer Mann. Meine gnädige Mutter wird sich trotz ihres

Leidens gefreut haben, Sie wiederzusehen. Ich vermuthe, Sie sind eigens von Rheims hierher gekommen, um Ihrer leidenden Wohlthäterin aufwarten zu dürfen, bevor sie —" der König stockte.

„Ew. Majestät haben vollkommen Recht," entgegnete Herr von Saint-Laurent. „Ich hörte bereits in voriger Woche von der Gefahr, in welcher die Majestät schwebe, daß keine Aussicht auf Rettung sei, daß man dem letzten schrecklichen Augenblicke entgegensehe, und ich konnte es mir nicht versagen, die hohe, gnädige Frau noch einmal zu begrüßen, der ich mein Glück, meine Stellung verdanke."

„Das ist schön, das ist schön," sagte Ludwig. „Die Königin Mutter ist indessen noch nicht so weit. Leider," sagte er leise, „denn bei ihrem Leiden ist der Tod Erlösung. Man hat bereits eine neue Kur angeordnet. Sie werden gehört haben, daß ein großer Arzt sich erboten hat, die letzten Versuche zu machen. Es ist ein Italiener."

„Gerade dieser Arzt, Sire," fiel Saint-Laurent unruhig ein, „dieser Arzt ist es, über den ich, in Betreff der Königin Mutter, mit Ew. Majestät unterthänigst sprechen möchte."

„Ueber den Arzt der Königin? über den Italiener?"

„Ich bitte demüthigst Majestät, mich anzuhören. Wenn ich es wagen darf, zu bitten: Lassen Sie uns leise reden, Sire."

Der König gab einen Wink, in Folge dessen Alle zurücktraten, dann zog Ludwig den Herrn von Saint-Laurent in eine Fensternische.

„Reden Sie, Pierre, was wollen Sie mir sagen?"

„Sire, ich höre, der Arzt der Königin Wittwe ist der Italiener Matteo Exili."

„So nennt er sich. Er soll ein großer Gelehrter sein."

„Sire, ich beschwöre Sie, diesen Mann von dem Bette

Ihrer Mutter zu entfernen. Es genüge Euer Majestät, wenn ich betheure: daß Exili ein furchtbares Wesen ist. Während meiner Anwesenheit in Rom, wo ich einst der Gesandtschaft Crequi's beigegeben war, lernte ich ihn kennen. Die finstersten Verbrechen sagte man ihm nach, eine schwere Ahndung sollte ihn treffen; er hat den entsetzlichen Ruhm, die sichersten, jeder Macht trotzenden Gifte bereiten zu können. In Rom war er der Freund Aller, die es mit den Geistern der Finsterniß hielten, er verwickelte ganze Familien in schwarze Verbrechen und ging deshalb ungestraft davon, obwohl das geistliche Gericht ihn verfolgen ließ."

„Aber wie konnte dieser Mensch in den Ruf eines wohlthätigen Arztes gelangen, wenn solche Dinge auf seinem Namen lasten?" sagte der König.

„Sire, ich wage nicht zu behaupten, daß ein Giftbereiter nicht zugleich auch ein trefflicher Arzt sein könne, nur ist mir die Nähe dieses Mannes furchtbar, und ich halte es für Pflicht, zu warnen."

„Saint-Laurent, wir halten hier bessere Ordnung, als es in Rom geschieht. Familien in die abscheulichsten Verbrechen verwickelt? hohe, mächtige Familien? entsetzlich. Nein, ich behaupte: in Frankreich ist das unmöglich. Hier werden wir nie dergleichen erleben."

„Gebe es der Himmel, Sire. Darf ich fragen, wer den Doctor empfahl?"

„Marschall La Feuillade, der ihn in Ungarn kennen lernte, wo er treffliche Dienste leistete während des Zuges gegen die Türken. Auf Ansuchen des Marschall's zog er der heimkehrenden Armee nach bis hieher, um seine Mittel an der Königin Mutter zu versuchen. Graf Lauzun," rief der König, „treten Sie näher. Der Sieur von Saint-Laurent theilt mir soeben wunderliche Dinge über den neuen

Arzt der Königin mit. Ist Ihnen dergleichen zu Ohren gekommen?"

Vor dem Hofpersonale nannte der König seinen Günstling nicht mit dem traulichen „Du". Lauzun erbat sich nähere Auskunft. Als er sie erhalten hatte, nahm er eine ernste Miene an. „Mir ist mit dem Doctor Exili etwas Wunderbares begegnet."

„Sie kennen ihn also schon?" sagte der König schnell. „Sie haben ihn gesehen, als er sich vorstellte?"

„Nein, Sire. Ich habe seine Bekanntschaft auf eine sonderbare Weise gemacht."

Der Graf Lauzun berichtete nun sein Abenteuer im Laden des Baders. Der König wurde nachdenkend. Er ließ die drei Aerzte: Seguin, Vallot und Alliot rufen.

Kaum hatten diese die seltsamen Neuigkeiten vernommen, als Seguin im Namen seiner Collegen das Wort und die Gelegenheit ergriff, dem neuen, frechen Eindringling einen Stoß zu versetzen. Er schilderte mit großer Gewandtheit, die ihm besonders zu Statten kam, die Gefahren, welche für die Königin-Wittwe aus der Anwendung gefährlicher Mittel entstehen konnten; er bewies, daß bis jetzt noch keine anderen Medicamente, als die von den Männern der Facultät vorgeschriebenen, eine Linderung hervorgebracht hätten, und deutete auf den Mißbrauch hin, der durch die chemischen Arbeiten erzeugt werde.

„Aber," rief der König, „ich erinnere mich doch gehört, sogar die Vorstellungen unterzeichnet zu haben, daß den jungen Leuten der verschiedenen Collegien die chemischen Arbeiten durch die Facultät gestattet werden sollen? wenn Sie nun wieder gegen die Chemiker ausfallen, Seguin, wie reimt sich das zusammen?"

„Ich werde stets ein Gegner der sogenannten Laboranten sein," sagte Seguin sich verbeugend.

„Wir entfernen uns von der Sache, meine Herren,“ versetzte der König. „Was soll denn nun mit dem Italiener werden? Man erwartet ihn jeden Augenblick bei der Königin Wittwe.“

„Ich würde nie eine Probe seiner Kunst an dem geheiligten Körper der Königin gestatten,“ sagte Seguin.

„Ich würde anbefehlen: seine Mittel einer genauen Prüfung zu unterwerfen, Sire,“ sagte Vallot.

„Ich würde ohne Zaudern den gefährlichen Menschen in das Gefängniß werfen lassen,“ sagte Saint-Laurent.

„Nun, Graf Lauzun,“ rief der König, „was ist Ihre Meinung? Sie sind schon mit dem berühmten Doctor handgemein gewesen, Sie haben ein Urtheil über seine Kräfte.“

„Ich, Sire,“ sagte der Graf ruhig. „Ich sehe nicht ein, weshalb man gegen einen Mann, der offenbar seine Verdienste hat, mit solcher Gewalt einschreiten will. Gerüchte von dunklen Thaten sind schnell erfunden, ich habe — offen gestanden — ebenfalls eine gewisse Furcht vor dem Italiener, aber die Kenntniß des Bösen schließt nicht die Bekanntschaft mit dem Guten aus. Ich würde erst abwarten, ob der Doctor eine gute oder eine schlechte Kur an der erhabenen Kranken verrichtet. Im ersten Falle schickt man ihn mit einigen tausend Dukaten über die Grenze, für den letzten — nun, vom Louvre bis zur Bastille ist der Weg schnell genug zurückgelegt.

„Sie haben Recht, Graf,“ entschied der König, aus der Nische tretend. „Warten wir ab. Es wäre auch nicht für den König von Frankreich passend, einen Mann, dem er auf die Empfehlung eines Marschalls von La Feuillade den Eintritt in die Hauptstadt, zur Verrichtung einer Kur an der Königin-Mutter, gestattete, auf gewisse Gerüchte hin,

— kommen sie selbst von der achtbarsten Seite — in das Gefängniß werfen zu lassen. Warten wir ab."

In diesem Augenblicke erschien der zweite Edelmann des Königs, Marquis du Roule, aus den Gemächern der Königin kommend, in dem Vorzimmer.

„Wir werden jetzt hören, ob Ihrer Majestät die Reise von Val de Grâce in den Louvre gut gethan hat," sagte der König. „Nun du Roule?"

„Sire," entgegnete der Marquis, sich verneigend, „Ihre Majestät die Königin Wittwe sind zwar erschöpft, doch heiter und gefaßt, und bitten um Höchstihren Besuch. Der Arzt ist bereits im Zimmer der hohen Kranken."

Die Anwesenden warfen sich einander sehr bedeutsame Blicke zu.

„Der Italiener ist schnell," rief der König. „Bevor er seine Kuren beginnt, wollen wir doch den Mann kennen lernen. Folgen Sie mir. Ich bitte die Herren Cavaliere, das Zimmer der Königin nicht zu betreten, nur die Aerzte sollen mich geleiten."

Ludwig schritt, von Vallot, Seguin und Alliot gefolgt, in das Krankenzimmer.

Lauzun, Saint-Laurent und du Roule blieben in dem Vorgemache.

„Sie kannten den Arzt durch sehr eigenthümliche Experimente, Herr Graf," sagte Saint-Laurent zu Lauzun. „Mich wundert daher doppelt, daß Sie sich seiner annehmen."

„Ich kenne ihn auch als einen bewährten Helfer," erwiderte Lauzun. „Die Officiere der Hülfsarmee wissen nicht genug von seinen trefflichen Kuren zu berichten. So erzählte mir der Marquis von Brinvilliers fabelhafte Dinge, und obgleich auch er ein Gefühl der Beklommenheit, welches sich seiner in der Nähe des Doctors bemeistert, nicht hin-

wegzuscheuchen vermag, mußte er dennoch zugeben, daß die Hülfsleistungen des Italieners sehr wohlthätig gewesen sind. Der Marquis hat sich sogar zur Heilung seiner Wunde eines Balsams bedient, den der Italiener fertigte."

„Der Marquis war verwundet? Sie verzeihen, ich bin erst seit gestern Abend wieder in Paris."

„Ziemlich stark verwundet," antwortete Lauzun. „Er entging mit genauer Noth dem Tode durch die Hiebe osmanischer Reiter. Sein Retter war ein junger Lieutenant der Dragoner, Namens Gaudin von Saint-Croix."

Der Herr von Saint-Laurent zuckte bei Nennung dieses Namens heftig zusammen, seine Hand zerknitterte die Spitzen seines reich gefalteten Busenstreifens. „Und — ist der Retter des Marquis noch in Paris?" fragte er zögernd.

„Mehr als jemals," lachte Graf Lauzun, „denn der junge Haudegen, den Marquis von Brinvilliees in sein Haus aufgenommen hat, macht der schönen Frau seines Waffenbruders in auffälliger Weise den Hof. Die reizende Dame zeigt sich schon öffentlich mit ihm."

„Und der Marquis von Brinvilliers?"

„Sieht sehr geduldig zu, wie Herr von Saint-Croix den Galanten spielt. Die Marquise läßt ihrem Gatten dafür Verzeihung angedeihen, wenn ihr Berichte über die tollen Streiche des Marquis zu Ohren kommen. Sie weiß den Angriffen gewisser scandalsüchtiger Personen die größte Ruhe entgegen zu setzen und vergilt die Bosheiten durch Wohlthaten. Sie besucht die Spitäler, theilt Erquickungen aus, und da sie rings um sich Wohlthun verbreitet, verzeiht man ihr die Liebe. Ja, ja, mein guter Herr von Saint-Laurent, Sie sitzen in der Provinz, Sie sind der General-Verwalter der Geistlichkeit und daher zum Theil auf ein strenges, moralisches Leben angewiesen und schütteln begreiflicher Weise über so Etwas das ehrwürdige Haupt.

Wir denken leichter, wir handeln und leben hier in Paris mit der flüchtigen Stunde, und was sie bringt, suchen wir zu erhaschen."

„Und kennt man die Familie des Herrn — wie heißt er doch — ja, des Herrn von Saint-Croix? seine Verhältnisse? sein früheres Leben?" fragte Saint-Laurent gespannt.

„Nein. Er ist ein ganz unbekannter, schöner, leichtfertiger Abenteurer, der sich überall brav geschlagen hat, überall willkommen war. Seine Herkunft ist in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Man fabelt allerlei darüber und Jemand, der ihn seit seinem Auftreten in der großen Welt beobachtet hat, behauptet: Saint-Croix habe zu allem Guten und zu allem Schlechten die vielversprechendsten Anlagen. Man interessirt sich schon in verschiedenen Kreisen für den romantischen Gesellen, aber seine Person umgiebt ein Geheimniß."

Saint-Laurent athmete auf. Er wendete sich von Lauzun ab und, die Hand auf seine Brust legend, flüsterte er leise: „Es war keine Täuschung. Er ist es doch."

Während dieser Unterhaltung hatte der König das Zimmer seiner leidenden Mutter betreten. Die Aerzte stellten sich neben der, durch schwere Vorhänge verhüllten Eingangsthüre auf. In dem Hintergrunde des Gemaches befand sich ein niedriges, breites Bett, bis zu welchem man die Königin-Wittwe auf ihrem Stuhle gerollt hatte.

Da der neue Arzt zunächst eine Untersuchung anstellen wollte, mußte Anna von Oesterreich auf einem Sessel Platz nehmen, der durch besonderen Mechanismus für jede Stellung und Lage des Körpers benutzt werden konnte.

Die Personen, welche der König und seine Begleiter bei ihrem Eintritte in das Zimmer erblickten, waren drei weibliche und zwei Männer. Die drei Frauen standen dicht bei dem Sessel der Königin-Wittwe. Die erste, der man

sogleich ihre höhere Stellung ansah, Madame Berthe de Motteville, trug ein fast nonnenhaftes Gewand. Sie galt als der Königin beste Freundin und hatte die Stille der Abtei von Chaillot, wohin sie sich oft monatelang zurückzog, verlassen, um in der Nähe ihrer leidenden Gebieterin bleiben zu können. Berthe de Motteville war es, die emsig nach Jedem, der Hülfe bringen konnte und wollte, spähte. Sie hatte auch den Doctor Matteo Exili, welchen der Marschall La Feuillade so angelegentlich empfahl, gleich in das Zimmer der Königin geführt, um die Kur schleunigst zu beginnen.

Die zweite Frau war Juana Molina, eine kleine, ältliche Spanierin. Sie war bei Anna von Oesterreich Kammerfrau seit der Geburt des Königs gewesen, ihre Anhänglichkeit, ihre Treue und Hingebung hatten sich nicht vermindert seit jener Zeit, selbst da nicht, als die Königin eine andere Dienerin, eine gewandte Französin, der alten Molina vorzog.

Die dritte Frau war eine corpulente Fünfzigerin. Sie hatte pechschwarzes, glänzendes Haar, sehr schöne Hände, einen üppigen Nacken und schöne Zähne, aber ihr sonst nicht häßliches Gesicht wurde dadurch sehr entstellt, daß sie einäugig war. Diese dritte Gesellschafterin der Königin Wittwe war Madame de Beauvais, Kammerfrau und ehemalige Vertraute Anna's von Oesterreich. Man hatte die Beauvais während der Krankheit der Königin wieder in den Louvre gerufen, obwohl sie vorher mit vollständiger Ungnade entlassen worden. Die Ursachen dieser Ungnade sollten, so erzählte man sich, gewisse Fehltritte sein, welche sich Madame de Beauvais zu Schulden kommen ließ, denn die allgemeine Stimme behauptete, der König habe vor zehn Jahren durch Madame de Beauvais, die einäugige Kammerfrau, den ersten Unterricht in der Liebe erhalten. — — Dies hatte die Königin schon sehr gegen

die Beauvais aufgebracht, mehr aber noch sollte eine Andeutung, welche die Kammerfrau gemacht hatte, jene Ungnade bewirkt haben, indem Madame de Beauvais nicht verschwiegen genug in Betreff der heimlichen Heirath des verstorbenen Cardinals Mazarin mit der Königin Anna gewesen sein soll. Ueber dieses seltsame Staats- und Familiengeheimniß konnte allerdings die Kammerfrau den genügendsten Aufschluß geben. Da aber die Krankheit der Königin sorgfältige Behandlung erheischte und die Beauvais Körper und Gewohnheiten der Leidenden genau kannte, so sah man sich genöthigt, die Verbannte wieder in Gnaden aufzunehmen.

Die Männer im Krankenzimmer der Königin waren ein alter Kammerdiener, der noch aus den Zeiten der Fronde stammte, und Matteo Exili, der italienische Arzt, dessen Einführung so gewaltige Sensation erregte.

Als der König seine Mutter in dem Sessel ruhend erblickte, ging er leise auf die Kranke zu und ließ sich auf ein Tabouret nieder, welches vor der Königin stand. Anna von Oesterreich blickte mit wehmüthigem Lächeln den Sohn an, der ihre Hand ergriff.

„Meine gnädige Mutter," begann der König, „Sie erwarten heute einen neuen Helfer. Gebe der Himmel seinen Segen. Wir wollen Alles thun, was in unsrer Macht steht, um die Gewalt Ihres Leidens zu mildern. Haben Sie Vertrauen zu dem Fremden?"

„Ich schreie nach Hülfe, Sire," sagte die Königin, „denn meine Schmerzen werden mit jedem Tage gewaltiger, und da ich einen Menschen erblicke, der mir verspricht, meine Leiden zu mindern, ist er mir willkommen." Sie ließ ihr Haupt matt in die Kissen sinken.

Der König näherte sich dem Italiener und betrachtete ihn aufmerksam. Das Gesicht des Doctors schien ihm offen-

bar zu mißfallen. Exili ertrug die Blicke des Königs mit großer Gelassenheit, ohne die Augen niederzuschlagen, wahrscheinlich war diese an den Tag gelegte Unerschrockenheit dem Monarchen nicht genehm, der gern imponirte. Er sagte daher in kaltem Tone: „Sie scheinen viel Selbstvertrauen zu besitzen, mein Herr."

„Sire," entgegnete der Arzt, „dieses Selbstvertrauen ist die Folge meiner medizinischen Siege. Ich habe mich übrigens nicht vorgedrängt, sondern ich bin begehrt worden."

„Sie sind im Rechte, Herr Doctor," sagte der König. „Und können Sie der Leidenden helfen, so wird unser Dank nicht gering sein. Nur dürfen Sie es nicht übel deuten, wenn die alten Aerzte meiner gnädigen Mutter in der Nähe bleiben, während Sie die Kranke untersuchen. Sie theilen ihnen auch vielleicht einiges über die Kur, namentlich über die Präparate mit, welche Sie zur Heilung verwenden wollen. Ich e r s u c h e Sie darum. Ich — der König."

Exili verneigte sich leicht.

„Ich werde den Wunsch Ew. Majestät als einen Befehl ansehen," versetzte er. „Nur dürfte die Vorzeigung meiner Mittel deshalb für jene Herren dort vollständig überflüssig sein, weil sie Alle nicht die Zusammensetzung enträthseln würden. Sie würden durch keine Analyse meine Arcana kennen lernen, und müßten sich daher auf mein Wort verlassen."

Die drei Aerzte machten eine unruhige und verdrießliche Bewegung, die dem Könige nicht entging. „Ich befehle das Krankenzimmer nicht für einen Saal der Sorbonne anzusehen, wo disputirt wird, meine Herren," sagte er mit fester Stimme. Er gab Exili einen Wink näher zu treten.

Der Arzt näherte sich dem Sessel der Kranken und machte vor derselben eine tiefe Verbeugung. „Denken Sie

nicht an die Königin, denken Sie nur an meine Leiden, mein Herr,“ sagte Anna von Oesterreich, die jetzt erst ihre in einem Fieberanfall unruhig blitzenden Augen auf den Italiener richtete. Exili betrachtete forschend das Gesicht der Königin, in welches der Schmerz schon seine Furchen zu graben begann. Die Königin vermochte diese seltsamen Augen nicht lange zu ertragen, ihre Hände zitterten und eine unerklärliche Angst befiel sie.

Sie tastete mit der Hand herum, bis sie einen, an der Armlehne des Sessels befestigten Rosenkranz ergriffen hatte, dessen Crucifix sie mit ihren Fingern umspannte. Sie hielt das heilige Zeichen vor sich, als wollte sie irgend ein Phantom, einen bösen Einfluß dadurch bannen und murmelte ein Stoßgebet, dann beugte sie mit Anstrengung ihr Haupt zurück und rief die Molina.

„Sta Maria! ich bebe, Molina,“ flüsterte sie in spanischer Sprache. „Das ist ein furchterweckender Mann. Was wird er mit mir beginnen?“

Ob der Doctor nun die Worte verstand oder nicht — sein Gleichmuth verließ ihn keinen Augenblick. Er begann den Körper der Königin zu untersuchen.

Die Anwesenden beobachteten ein tiefes Schweigen. Der König lehnte an einer Ecke des Betpultes, welches im Gemach stand. Schon aus den eigenthümlichen Handgriffen, deren sich der Italiener bediente, ersahen die Aerzte, daß sie es mit keinem Laien oder Neuling zu thun hatten.

Nachdem die Untersuchung beendet war, trat der Arzt zurück und näherte sich dem Könige. „Ich habe Alles genau beobachtet, Sire,“ sagte er. „Es ist eine Möglichkeit vorhanden, das Uebel zu hemmen, es zu vernichten — dazu ist es zu spät. Ich hätte früher gerufen werden müssen. Ich werde ein Mittel zurücklassen, von welchem stündlich drei Tropfen in die Wunden der Majestät geträufelt werden

sollen. Nach drei Tagen werde ich mich wieder einstellen. Geruhen Majestät mir meine Entlassung für heute zu ertheilen."

Der König winkte einen Gruß. Exili ordnete noch einen Trank für die Königin an, beschrieb der Molina genau, wie sie sich zu verhalten habe und befahl schließlich die Leidende in das bereitstehende Bett zu schaffen. Dann verließ er mit tiefer Verbeugung das Zimmer, ohne die drei Aerzte eines Blickes zu würdigen. Gleich nach ihm ging der König durch eine kleine Tapetenthür, welche das Zimmer mit dem Corridor des Pages verband. Kaum hatte er dasselbe verlassen, als die drei Aerzte über die Phiole, die des Italieners Medikament enthielt, herstürzten.

Der Inhalt glich einem trüben Wasser. Vallot hielt das Gefäß gegen das Licht und glaubte in der Flüssigkeit kleine, bewegliche Körper zu bemerken, die sich blitzschnell hoben und senkten, bis sie sich endlich vollkommen auflösten.

Die Aerzte zogen sich in eine Ecke zurück und vertieften sich in Muthmaßungen über das seltsame Arcanum. Sie konnten nicht genug Worte finden, die Waghalsigkeit des Italieners zu bewundern, bis Frau von Motteville endlich der gelehrten Unterhaltung durch die Bemerkung: daß die Königin schlummern wolle, ein Ziel setzte. Sie bat sich die Phiole aus und trug sie vorsichtig zu einem Schränkchen, welches in der Nähe des Bettes befindlich war.

„Beobachten Sie genau, an welchem Ort die Phiole aufbewahrt wird," sagte Seguin zu Vallot.

„Ich errathe, was Sie im Schilde führen," flüsterte Vallot.

„Auch ich," sagte Alliot. „Wollen Sie mir die Ausführung übertragen? es gilt der Königin die furchtbarsten Schmerzen zu sparen und ich nehme es auf mich. Eine Rettung ist nicht mehr möglich, weshalb also noch die schrecklichen Versuche des Italieners geschehen lassen?"

„Und Sie meinen ein Mittel zu besitzen, welches die Schärfe des Arcanums mildert?“

„Glauben Sie mir,“ sagte Alliot, „ich bin überzeugt, daß die Mittel des Italieners nur beizende Gifte sind.“ Er winkte leise der Beauvais, nach kurzer Unterredung verließen die drei Aerzte das Zimmer durch dieselbe Thür, welche der König benutzt hatte.

Exili war nach stattgehabter Untersuchung der Königin durch den Vorsaal geschritten, woselbst die Hofherren noch immer in lebhafter Unterhaltung begriffen, verweilten. Obwohl der Italiener die Stimme und das Antlitz des Grafen Lauzun deutlich hörte und sah, schien er doch keine Notiz von dem in so eigenthümlicher Weise mit ihm bekannt gewordenen Manne zu nehmen, sondern ging ruhig, gemessen grüßend durch den Vorsaal, um von dort über die Haupttreppe zur Loge des Schweizers zu gelangen, woselbst er seinen Mantel und Hut abgelegt hatte.

Während er zu jenem Orte die Treppe hinabstieg, ging der Sieur von Saint-Laurent, nachdem er sich von Lauzun und du Roule getrennt hatte, durch die Seitenpforte des Treppenhauses auf die Terrasse, um von hier aus zur Brücke zu gelangen, wo die Wagen der Hofherren warteten.

Als Saint-Laurent aus der kleinen Thür trat, welche auf die Terrasse führte, sah er sich plötzlich dem Italiener gegenüber. Beide Männer betrachteten sich eine Zeitlang mit festen, herausfordernden Blicken.

Endlich holte Saint-Laurent tief Athem und sagte nach einer Pause:

„Hier also, im Palaste des Königs treffe ich ihn wieder: den Giftmischer von Rom.“

Exili lachte höhnisch und schlug seinen Mantel zurück, wobei er fast die Stellung eines Fechters annahm. „Sind Sie auch hier, mein Herr von Saint-Laurent? haben Sie

schon das Ihrige gethan mich in bösen Leumund zu bringen? Ei Sie braver, trefflicher Vertreter der hohen Geistlichkeit in Geschäftssachen — Sie Tugendheld, ich freue mich Sie begrüßen zu können. Ihre Hand mein Bester."

„Italienischer Strolch," schnaubte der Sieur von Saint-Laurent, einen Schritt zurücktretend, „hüte Dich. Wir sind nicht in Rom, wo eine feile, lahme Polizei mit den Diensten der Gerechtigkeit ihren ruchlosen Schacher treibt. Wir sind in Paris, wo eine wohlgeordnete Macht die Verbrecher zu finden weiß."

„Darüber ließe sich streiten," antwortete Exili höhnisch; „denn jeden Abend, jede Nacht hört man von Raubanfällen, von Mord, Diebstahl und scandaleusen Straßengeschichten, aber wenn auch die Pariser Polizei so trefflich sein sollte, weshalb rufen Sie mir das zu, mein Bester? wollen Sie mir die Diener des Polizeilieutenants auf den Hals schicken?"

„Ich hätte Lust genug dazu. Wage es nicht mich aufzureizen, thue keinen Schritt weiter auf dem dunklen Wege, den Du einschlugst, ich beobachte Dich genau, ein verdächtiges Anzeichen, eine zweideutige Handlung und die Stunden sind vorüber, welche Du in Freiheit zubrachtest. Meine Macht ist nicht gering, mein Name eine Bürgschaft, daß ich ausführe, was ich mir vorgesetzt."

„Ihr Name?" entgegnete Exili mit scharfer Stimme. Was wollen Sie denn damit beginnen? Sind Sie so sicher, daß ich Ihren Namen nicht ein wenig von der Höhe, in welcher er angeschrieben steht, herabziehe? Pierre Hanyvet, Sieur von Saint-Laurent," fuhr der Italiener ruhiger fort; „weshalb kamst Du mit so furchtbarer Wuth mir in den Weg, den ich, ohne Dich zu verletzen, wandeln will? Ihr Alle seid seltsame Menschen. Ihr tretet Diesem oder Jenem gegenüber, weil Euch das Andenken einer vermeintlichen Niederträchtigkeit dazu berechtigen soll. Wes-

halb? bedenkt Ihr nicht, daß Ihr zur Vertheidigung herausfordert? Sieur von Saint-Laurent hüte Dich. Wenn Du mich als so gefährlich, als ein Ungeheuer verschreist, so fürchte meine Tatzen. Ich aber frage Dich: Weshalb trittst Du mir entgegen? Was willst Du? Weil ich gewisse Dinge kenne, die Dich in Deiner hohen, frommen Stellung erschüttern könnten?. bin ich Schuld daran oder Du? Eines Tages kam in meine Wohnung zu Rom ein französischer Edelmann in Begleitung seines Dieners. Dieser Edelmann war durch — wer weiß welche Schicksalsschläge mißtrauisch, ängstlich, besorgt geworden. Damals trieb ich neben meinen medizinischen Studien auch noch das Geschäft des Nativitätstellers, die Kabbalah war meine Bibel. Es war das kein verächtliches Gewerbe, denn der große Cardinal Richelieu befreite den Pater Campanella durch seinen Machtspruch aus den Gefängnissen der Inquisition, nur damit der Pater dem Dauphin von Frankreich, den wir heute als König auf dem Throne sehen, die Nativität stellen könne. Ich trieb also diese Wissenschaft, deren Früchte der französische Edelmann für sich in Anspruch nahm. Er theilte mir haarklein alle Umstände eines verbotenen Liebeshandels mit, den er einst in Amiens, mit der Tochter eines dortigen Bürgers gepflogen hatte, er bekannte und entdeckte mir, wie ein Knabe aus jenem Umgange entsprossen sei, den er sorgfältig verbergen müsse und bat mich ihn einen Blick in die Zukunft thun zu lassen. Ich gab seinem Drängen nach und befragte meine Zirkel, meine Tabellen. Sie sagten: dieses Kind werde, verführt durch die erste, schöne Frau, die sich ihm liebend nahe, das Verderben seines Vaters, seiner selbst und einer großen Menge von Menschen herbeiführen. Der Edelmann schreckte zusammen und verließ meine Wohnung. Dieser Edelmann

Pierre von Saint-Laurent, warst Du. Kann ich dafür, wenn Du selbst Dein Geheimniß an mich verrietheſt?"

Saint-Laurent schwieg. Er wickelte sich fester in seinen dicken Mantel, als der Wind pfeifend über die Terrasse schnob und trat unerschrocken dem Italiener nahe. „Diese Prophezeiung ist es nicht, Giftdoctor, um derentwillen ich Dein Feind bin," sagte er. „Ich habe sie verlangt, genützt. Aber ich bin dadurch in Deinen Händen zum Theil wenigstens und Dein Leben — — "

„Was geht Dich mein Leben an? Kassire die Gelder Deiner Priester ein, Pierre von Saint-Laurent und laß mich in Frieden. Ah — ich durchschaue Alles. Du fürchtest meine Zunge, die von den Geheimnissen Deiner Vergangenheit plaudern könnte, Du denkst mit Schrecken des Augenblickes, wo der, beinahe in fürstlichem Prunke lebende Einnehmer und General-Bevollmächtigte der Geistlichkeit durch meine Aussage blosgestellt, vielleicht seine Stellung verlieren könnte. Was geht das mich an? ich kenne weder Deine einstige Geliebte, noch Deinen Sohn."

„Du kennst ihn nicht?" rief hastig Saint-Laurent.

„Ich habe keine Ahnung davon, wo und auf welchen Wegen sich Dein Bastard umhertreibt. Aber reize mich nicht, sonst lege ich mich auf die Lauer und suche ihn ausfindig zu machen, und es würde ein heitrer Abend für die Pflastertreter und Freunde des Scandals in Paris werden, an welchem ich den Vertreter der Geistlichkeit in die Arme seines Sohnes führte, dem der würdige Mann dereinst zu Amiens in schwacher Stunde, als Verführer einer ehrsamen Bürgerstochter, das Leben gab. Ha — ha — ha! Ich habe mich wohl nach Dir erkundigt."

Saint-Laurent sah sich vorsichtig um, die Terrasse war leer. „Er scheint den Bastard wirklich nicht zu kennen."

sagte er zu sich selbst. „Ich muß Zeit gewinnen, um gegen ihn zu handeln. Er ist der Gefährlichste.“

Er faßte den Arm Exili's. „Und weiter hätten wir keine Abrechnung?“ sagte er. „Zuckst Du nicht zusammen, wenn ich Dir den Namen „Giulietta“ zurufe. Denke Du jetzt an die mondbeschienene, von Reben und Oleandergebüsch, von Feigen und Nachtviolen umkränzte Villa. Ein schönes, leidendes Mädchen, die Tochter der mächtigen Familie liegt krank, leidend an Geist und Körper, darnieder; vergeblich ruft man die Aerzte der heiligen Stadt herbei, kein Mittel findet sich, die Kranke zu heilen, ich — ich allein, den sie liebte, der sie besitzen wollte, denn der Tod hatte mich von den Fesseln der Ehe befreit, hätte das schöne Geschöpf retten können; wenn sie mein wurde, war ihre tiefe, unendliche Sehnsucht gestillt, denn die Liebe zu mir hatte jene geistige, verzehrende Krankheit erzeugt, an welcher sie langsam dahinsiechte. Die Brüder Giulietta's sahen den Verlust an Vermögen voraus, der ihnen durch die Verbindung ihrer Schwester mit mir erwachsen mußte. In dem schönen Italien wachsen Kräuter genug, die Berge schließen Allerlei in sich, und da kein Mittel anschlug, kein Arzt helfen konnte, so riefen die edlen Brüder Dich — Dich, den Unfehlbaren.“

Du kamst, gabst Deine Tränke, Deine Salben — am dritten Tage hatte Giulietta geendet, die Brüder waren von der Sorge um ihren Mammon befreit. Gedenke unseres Zusammentreffens bei der schönen Leiche, deren schmerzerfüllte Züge Dich anzuklagen schienen, gedenke der Worte, die ich Dir zurief. Es war die Beschuldigung des Mordes. Lange schon hatte der gräßliche Verdacht auf Dir gelastet, aber durch verbrecherische Verbindungen, die sich bis in die höchsten Kreise hinauf zogen, stelltest Du Dich außer Gefahr. Giulietta's Tod war die Ursache Deiner Flucht aus Rom;

ich habe die Diener des Officiums gegen Dich aufgerufen, es war eine Rache für die Todte, die einzige Genugthuung, welche ihr werden konnte, der einzige Dienst, den ich ihr zu leisten vermochte, denn noch an demselben Tage, wo Du, verfolgt von den Sbirren, aus Rom flüchtetest, verließ auch ich die ewige Stadt, in deren Mauern ich so Viel, so unendlich Theures zurücklassen mußte."

Exili's Stirne verfinsterte sich, dann glätteten sich die Falten wieder und er sagte mit fester Stimme: „Verbreitet nicht alberne Mährchen, Pierre von Saint-Laurent. Mäßigt Euch und werdet nicht närrisch. Was sollte aus den Aerzten, aus der Heilkunst werden, wenn jeder schwärmerische Thor, wie Ihr es damals waret, den Arzt zur Rechenschaft wegen eines Mordes ziehen wollte und dürfte, den Arzt, unter dessen Behandlung ein liebesieches Mädchen das Zeitliche segnet? solche Fälle sind mir schon genug vorgekommen, vor Eurer Giulietta Tode und nach demselben. Wahret Eure Zunge und schweigt, denn Ihr möchtet trotz Eures Namens, trotz der Stellung, die Ihr einnehmt, welche Ihr zum Ueberfluß mit kirchlichen Insignien, Rosenkränzen und Breve's gleich schützenden Mauern umzieht, doch meinen Enthüllungen gegenüber nicht bestehen können. Ich sagte schon vorhin: Wenn ich mich auf's Spioniren legen will, so sind die Steine bald gefunden, die ich Euch in den Weg schleudern kann, also haltet fest an Eurem Schweigen und meidet meine Straße."

„Nimmermehr," rief Saint-Laurent, der den Plan des Italieners wohl durchschaute. „Ich bin nicht nur ein Mann der Feder, der Geldrollen und Kassenbücher, ich kann den Degen heute noch so führen, wie einst in jungen Jahren, und so wenig ich Gelüst in mir verspüre, meine ritterliche Klinge mit der Deinigen zu kreuzen — um der Menschheit — um Giulietta's — um meinetwillen möchte ich

Dir einige Zoll des blanken Stahles in die Schurkenbrust zu stoßen."

Exili trat zurück und kreuzte die Arme.

„Stoßen Sie zu, Herr von Saint-Laurent, aber hier, sogleich; auf der Terrasse des königlichen Schlosses morden Sie einen wehrlosen Arzt, lassen Sie dann die Leiche heimlich fortschaffen, wenn Ihre Macht so weit reicht, vielleicht gehen Sie frei aus; aber aus meinen Papieren, die sich in sicherer, befreundeter Hand befinden, wird die Welt Aufklärungen erhalten. Glaubt Ihr, ich hätte nicht Angriffe, wie sie mir durch Euch werden, voraus gesehen, noch ehe ich meine Schritte nach Paris lenkte? Sieur von Saint-Laurent, Ihr seid ein ungeschickter Feind; um mich bei Seite zu schaffen, müßtet Ihr klüger handeln, Ihr habt sicherlich Euren Haß gegen mich schon offen zur Schau getragen, man wird sonderbare Schlüsse ziehen, wenn ich durch Euren Degen falle, und meine Freunde werden um Rache schreien. Könnt Ihr wissen, ob es mir nicht gelingt, das Leben der Königin zu retten? wird man den edlen Herrn preisen, der die letzte Hülfe durch einen mörderischen Stoß vernichtete, weil über meine Beschäftigung zu Rom einige alberne Muthmaßungen umherlaufen? Stoßen Sie doch zu, Herr von Saint-Laurent."

Saint-Laurent wendete sich ab und schaute in die Höhe.

„Wie der Himmel will. Aber wenn Dir die Hülfe, welche Du der Kranken, der Sterbenden zu leisten gekommen bist — nicht gelingt, dann Italiener, Giftdoctor — —"

„Dann werden wir Beide uns finden, Herr von Saint-Laurent, würdiger Kirchenanwalt, Verführer der Bürgerstöchter von Amiens," sagte Exili mit Lachen. „Der Wind erkältet mich fast. Leben Sie wohl." Er schritt die Stufen der Terrasse hinab, welche zum Flusse führten. Saint-

Laurent blieb zurück. Ein Frost schüttelte ihn. Langsam ging er in das Schloß.

„Er muß verschwinden,“ sagte er zu sich. „Sonst ist Alles für mich zu fürchten. Welche Enthüllungen, wenn die Sünde früherer Jahre an das Licht steigt. Damarre, Susanne, mein Ruf, meine Stellung! —“

Er zog ein Papier aus der Brusttasche, welches fast zerknittert war und kaum noch einem Briefe ähnlich sah.

„Dieses Schreiben, welches mich nach Paris bescheidet, mir den Namen meines Sohnes, seine Stellung nennt, mich an jenen geheimnißvollen Ort bestellt, wo ich Weiteres vernehmen soll, ist vielleicht der erste Bote meiner Vernichtung. Und doch — wer könnte es sein? wieder der Galeerensträfling? von dem Menschen mit der Brandmarke auf der Schulter hat Saint-Laurent Nichts zu fürchten; das Zeugniß eines Verworfenen gilt nicht. Er hat lange nicht von sich hören lassen, und befindet sich wohl im Hause Damarre's. Sollte dies Schreiben von ihm sein? die Handschrift ist verstellt. — Wenn es wäre, so ist es wahrscheinlich eine Erpressung; und doch ist der Schreiber von Allem unterrichtet. Sollte er noch andere Genossen in das Geheimniß gezogen haben? Nicht anzunehmen, denn der Vortheil würde sich zersplittern und zuletzt —“ Pierre von Saint-Laurent hob bei diesen Worten unwillkürlich das Haupt mit freudiger Bewegung empor. „Was habe ich zu fürchten? den Sträfling bei Seite zu schaffen, ist eine Kleinigkeit, Lionne giebt schnell den Befehl, und die Hauptsache: Jeder Beweis fehlt, die Papiere, welche über Herkunft des Knaben, über den Vater, die Mutter, über Alles sprechen konnten, sind verschwunden, als Tonneau den Rest durch Mörders Hand erhielt, sie sind vernichtet, verstreut; mit ihnen ist die unheilvolle Prophezeiung zu Grabe gegangen. Sehen wir, was der Schreiber des Briefes will; beim Himmel, wenn ich nicht aus dem Ge-

kritzel ersähe, daß der Schmierer in alle Geheimnisse meines früheren Lebens eingeweiht ist, ich hätte keinen Fuß nach Paris gesetzt — aber so. Pah — da hilft eine volle Börse oder — ein lettre de cachet."

Unter diesem Selbstgespräche war Herr von Saint-Laurent in den ersten Hof des Louvre gekommen, als ihm, den Nachdenkenden in seinen Träumereien störend, plötzlich der Doctor Alliot in den Weg trat.

„Siehe da, Herr von Saint-Laurent," rief der Arzt. „Ei — ei — der berühmte General-Kassirer der Geistlichkeit im Gespräche mit dem berüchtigten italienischen Arzte? ja — ich sah Sie in lebhafter Unterhaltung auf der Terrasse."

Saint-Laurent fuhr auf, er faßte sich schnell; vielleicht konnte er dem einen gefährlichen Gegner die Spitze bieten.

„Sie wissen es ja schon, Doctor," sagte er, „daß ich den Italiener von Rom her kenne; ich weiß besser als Sie, wie gefährlich der Mann ist, ich habe den König gewarnt — vergebens. Wenn Sie mich in einer Unterhaltung mit Exili sahen, so konnte der Zweck jenes Gespräches doch nur der sein: dem seltsamen Arzte die höchste Sorgfalt für die Königin anzuempfehlen, für die hohe, leidende Frau, deren Schicksal mich mit Kummer erfüllt und die noch einmal zu sehen, ich nach Paris gekommen bin, dessen Straßen ich sonst wohl erst nach vielen Monden wieder durchschritten haben würde. Wenn der Italiener die Königin von ihren Schmerzen befreit, möge ihm Alles verziehen sein. Freilich sähe ich im Interesse der Menschheit den gefährlichen Gelehrten lieber zwischen den Mauern der Bastille, als hier im Schlosse."

„Ihr Wunsch könnte erfüllt werden," sagte Alliot, sich vorsichtig umschauend.

„Sie meinen?“ flüsterte Saint-Laurent aufathmend. „Sie halten es für möglich? Wie?“

„Das Wie? ist meine und meiner Collegen Sache, aber wir können nicht weiter, als bis zur Anklage durch den wissenschaftlichen Beweis. Wenn die Königin nicht wesentlich besser würde durch das Arcanum des Italieners, wenn seine Mittel nur dazu beitrügen, die Schmerzen zu vergrößern? glauben Sie nicht, daß der Fremdling verloren, reif für den Kerker sein würde? er, auf dem so schwerer Verdacht lastet, der prahlerisch dem Monarchen gegenüber trat?“

„Gewiß, gewiß,“ entgegnete Saint-Laurent heftig. „Wenn seine Kur mißlingt, dann schaffe ich Ihnen den Haftbefehl, Alliot.“

„Wollen Sie? gut. Die Königin ist dem Tode verfallen, die Mittel des Italieners werden das Uebel vielleicht — ich sage vielleicht — aufhalten, aber die Kranke nicht retten, sondern ihr, bevor die Linderung eintritt, rasende Schmerzen verursachen; nachher ein wenig Ruhe, dann wieder neue Pein — also fort mit dem unnützen Gebräu des Fremden. In dem Augenblicke aber, am dritten Tage von heute an, wie er selbst sagte, wo die Königin erklären wird: des Italieners Mittel sei nutzlos — in demselben Augenblicke ist der Giftarzt verloren.“

„Bringen Sie die Erklärung der Königin, und noch an demselben Tage schließen sich hinter Matteo Exili die wuchtigen Thore der Bastille.“

Alliot und Saint-Laurent schritten, ohne weiter ein Wort zu sprechen, über den Hof des Louvre. Am Eingange, der zur Straße le Beauvais führte, trennten sich die Verbündeten.

Morel macht der Marquise von Brinvilliers einen Besuch.

Der Leser wird sich erinnern, daß Morel, der Diener und Gehülfe des alten Huet, nachdem er die Zusammenkunft René's und Amande's belauscht hatte, sich in die Straße Perdu begab. Von hier aus bog er links ab und ging durch die Straßen Pavée, Bucherie und St. Jacques bis zur einsamen Gasse du Cimetière. Hier befand sich, fast in der Mitte, ein Haus, über dessen Eingang eine Laterne schaukelte, deren schmutzige Gläser das Licht nur wie hinter einem ölgetränkten Papiere hervorschimmern ließen. Schon ehe Morel sich dem Eingange nahte, huschten verschiedene Gestalten in das finstere Gebäude, vor dem Thore lagen in der feuchtkalten Luft einige spärlich bekleidete Personen, die offenbar der edlen Gilde der Bettler von Paris angehörten, ein Dudelsackpfeifer, den eine zerlumpte Dirne begleitete, quälte sich ab verschiedene Gassenhauer auf seinem Instrumente hervorzubringen, wobei ihn mehrere heisere Stimmen, welche aus dem Innern des Hauses zu kommen schienen, unterstützten.

Morel nahm von all diesen Figuren und Gruppen keine Notiz. Er stieß den Dudelsackpfeifer bei Seite und schritt in das Haus. Der Flur war mit schlechten Steinen gepflastert, uneben, schmutzig und feucht. Mitten durch denselben lief eine mit Quadern ausgelegte Rinne, deren grünliches Wasser einen abscheulichen Geruch verbreitete.

Der Hof, den Morel nun überschritt, glich einem Sumpfe, aber der Gehülfe des Laboranten passirte diese schlüpfrige Straße glücklich und kam endlich zu der Thür des Hintergebäudes. Diese Pforte, welche das Paradies

der Straße du Cimetière erschloß, öffnete Morel in sehr geräuschvoller Weise und trat nun in einen langen, im Erdgeschosse befindlichen Saal, der sehr niedrig, sehr schmutzig und schlecht durch Thranlampen erleuchtet war.

Die Gesellschaft, die sich in dem Saale vereinigt hatte, bestand aus dem Abschaum der Gassen von Paris. Liederliche Dirnen, Bänkelsänger, Taschenspieler und Seiltänzer, deren Genossen: die Quacksalber und Thierbändiger, waren in bunten Gruppen vereinigt. Zum Theil lagerten diese Leute um das in heller Lohe prasselnde Kaminfeuer, oder saßen, die Rumflaschen vor sich, am plumpen Tische, noch Andere schnarchten auf zerplunderten Decken, ihren Rausch oder die Mühseligkeiten des harten Tagewerks verschlafend.

Morel grüßte den Wirth, der sich zwischen diesen unsaubern Gästen umherbewegte, nur kurz, ließ seine Blicke in das Halbdunkel des Saales schweifen und schritt dann auf einen Tisch zu, hinter welchem drei bis vier Männer saßen, von denen zwei durch ihre, in diesem Kreise besonders auffällige, saubere Kleidung sich auszeichneten.

Morel nahm seinen schmalkrempigen Hut ab, fuhr mit der Hand durch seine vom Abendnebel feuchten Haare, wischte die Hand an seiner Hose ab und sagte dann kurz:

„Ich grüße Dich, Meister Lachaussée.“

Lachaussée, denn Niemand anders als der Diener des Hauses Damarre war der Angeredete, Lachaussée erhob sich, legte die Hand an den Hut und sagte mit ironischer Ehrerbietung grüßend: „Heil und Segen dem großen Schüler des Paracelsus.“ Die Genossen am Tische lachten. Morel rückte sich einen Schämel an den Tisch und stemmte seine Ellbogen auf die Platte, dann sah er Lachaussée eine Weile stier an und sagte: „Nun, was soll's? Ihr könnt Alle nicht soviel wie ich. Seid Ihr Goldmacher? Nein.“

„In gewissem Sinne doch,“ lachte ein stämmiger

Mann, dessen rothes Gesicht sich wie eine Kugel rundete, wenn er sprach. „Sieh hier." Der Rothe legte eine volle Börse von feiner Arbeit auf den Tisch. „Und hier — und hier —" riefen die Andern, eine Anzahl Goldstücke und Pretiosen hervorlangend.

„Ah, das lasse ich mir gefallen," grinste Morel. „Nun Pecheur," sagte er zum Rothen. „Du wirst wohl Deine Angel gebraucht haben?" er wies bei diesen Worten auf die linke Seite seines Körpers, wo die Männer von Ehre den Degen, die Banditen das Messer tragen.

„Nichts da," sagte Pecheur. „Es ist eine Spende Merkurs, die ohne Blut in meine Hände geschleudert ward — ja wir verstehen unser Handwerk. Seit Meister Lachaussée hier ist, hören die großen Gewinnste nicht auf." Er that einen Zug aus seinem Glase.

Lachaussée hatte unterdessen die Goldstücke aus den Börsen genommen und sie genau gezählt, dann notirte er die Summe in eine Schreibtafel.

„Zweihundertundsechszig Lires," sagte er. Merkt's Euch. Die Pretiosen muß uns Morel abschätzen, dann werden sie in Beaucaire zu Geld gemacht — Du, Tourtouse,*) gehst dahin, denn Deine Kundschaft ist groß genug. Am ersten des nächsten Monats wird getheilt. Die Goldstücke nehme ich." Er schob das Geld vom Tische in seine hohle Hand und praktizirte es in die Taschen seiner weiten Beinkleider, die Kameraden sahen stumm diesem Verfahren zu, nur Herr Tourtouse brummte einige unverständliche Reden.

„Was hast Du? was willst Du? rede," rief Lachaussée seine stechenden Augen auf den Genossen richtend; aber Tourtouse verstummte und winkte abwehrend mit der Hand.

„Ich meinte nur —" sagte er nach langer Pause,

*) Diebesstrick, Galgenschleife.

„daß doch eigentlich — wegen der Theilung, der Morel zum Beispiel keinen Theil haben dürfte — —"

„Keinen Theil," schrie der Gehülfe des Apothekers auf den Tisch schlagend. „Keinen Theil? Alle Teufel, wenn ich nicht wäre, hättet ihr kaum die Hälfte. Wer jagt Euch das Wild ins Netz? ich — wer stöbert die besten Gelegenheiten zum Fang aus — ich. Laßt doch den da reden. He — Pecheur, weißt Du nicht? he — wie geschickt und pfiffig habe ich den Taubenschlag bei La Vienne auseinandergejagt. Meine Bekanntschaften sind weit verzweigt, vielfältig und einflußreich. Heute Abend findet großes Bankett statt," sagt mein Freund Pecheur zu mir. „Wenn wir da einen Fang machen könnten." „Hm," sage ich, „wir müssen sehen wie es anzustellen ist, wenn die Gesellschaft bei La Vienne so recht ängstlich, so betäubt, durch einen Scandal, durch ein plötzliches Dazwischenfahren auseinandergesprengt würde, so könnten wir in der Verwirrung im Trüben fischen, uns dieses oder jenes Wild aussuchen, die Pfeile abschießen; in der Angst und Besorgniß entdeckt zu werden, läuft uns manche Schöne schnurgerade in die Hände und da giebt es denn Ketten, Börsen, die man im Nebel auf den Gassen schnell bei Seite zu bringen weiß. Woher einen Gegenstand nehmen, der die Allarmglocke zieht? fragte ich mich. Nun — man spionirt Allerlei aus. Da ist denn eine wüthende Mutter in der Straße des Lombardes, die schon lange ihrem halbflüggen Täubchen nachspürt, das mit einem Geier liebkosend die Nächte verbringt. Ich habe eine von meinen guten Bekanntschaften bei La Vienne im Laden, den dicken Farbenreiber — Du kennst ihn ja, Tourtouse, er hat auch schon ein Mal dicht am Galgen geschlafen. Ich sage: „Charlot, Du mußt heute Nacht einen ungebetenen Gast in die Gesellschaft bringen." Anfangs wollte der Dicke nicht, aber

einige kleine Notizen aus seinem früheren Leben, die ich ihm ins Gedächtniß zurückrufe, machen ihn nachgiebig. Darauf gehe ich zu Frau Rosier als ein Mitglied der frommen Gesellschaft gekleidet, dieselbe Gesellschaft, welche der große Molière so lächerlich gemacht haben soll, und die man ihm nicht erlaubt auf die Bühne zu bringen, — also in solchem Gewande komme ich zu Madame Rosier. „Sie haben eine Tochter, Madame,“ beginne ich, „die sehr schön und tugendhaft ist, aber sie schwebt in großer Gefahr. Die jungen Herren sind gefährlich für die Ruhe der Mädchen aus dem Bürgerstande;“ kurz ich schildere ihr die Gefahren so schrecklich, daß Madame Rosier mich beschwört ihr die Tochter zu retten und mir gesteht, wie ein Cavalier dem Mädel nachstelle. Ich spreche meine Befürchtung aus, daß die schuldlose Taube vielleicht in den Schlag des Herrn La Vienne flattern könne — Entsetzen, Wuth der Alten. „Ich werde sie herausreißen und die Verführer vernichten,“ schreit sie wie wahnsinnig, daß ich selber mich davor entsetzte: „Ich weiß ja noch nicht, ob Euer Kind dabei ist,“ beruhigte ich sie. „Laßt mich vorerst nachsehen. Haltet Euch heut Nacht bereit; wenn es richtig ist, komme ich Euch zu holen.“ Alles kam wie ich vermuthet. Zur richtigen Zeit flog die Kleine aus und mit ihr der Geliebte — hui! als ich sie bei La Vienne wußte, gleich zur Alten. Durch die Straßen eilen wir, im Nebel, an den Häusern entlang — die Mutter keucht, prustet, sie ballt die Fäuste, sie murmelt vor sich hin. Charlot erwartet uns, er nimmt die maskirte Frau bei der Hand, führt sie über eine Seitentreppe in den Bankettsaal — da steht sie plötzlich unter der tollen Schaar — hui — sage ich Euch, war das ein Schreck, ein Zerplatzen, ein Summen, wie wenn fremde Bienen in einen Stock gerathen, dann fahren sie Alle auseinander; Geschrei, die Gassen werden lebendig, die Nachbaren eilen

herzu: Schlagt den Bader todt! tönt es, und die erschreckten Nachtvögel flattern in die Straßen. Habt Ihr nicht Alle gute Beute gemacht durch meinen glücklichen Schlag zwischen die Gäste des Herrn La Vienne? ihr laget auf der Lauer wie die Diener der Gerechtigkeit, wenn ein armer Sünder zu fangen ist, und ich glaube, ich habe ein Recht auf meinen Antheil an der Beute."

„Ja, ja, Morel," sagte Lachaussée. „Es soll sein, wie Du es willst. Du bist ein guter Treiber."

„Aber wir waren an jenem Abende schlechte Schützen," scherzte Pecheur, „denn unser Wild brannte durch, nur kleines Gethier konnten wir erlangen."

„Und gefährliches dabei," fiel Morel ein. „Ich hatte den Théria nicht erkannt. Seine Taschen sind leer gewesen, es war ein Glück, daß Du ihn von mir abwandtest, sonst hätte er mich erblickt. Künftig muß man sich immer das Gesicht schwärzen, wie sie es zu London machen."

„Also Ihr seid leer ausgegangen," lachte Tourtouse, trotz Eurer Anstrengung?"

„Ein Jagdmesser habe ich gefischt, wofür mir der Jude auf dem Quay du foin zwei lumpige holländische Ducaten zahlte. Die Börse war schlaff," brummte Pecheur.

In diesem Augenblicke erhob sich ein brüllender Gesang der Gäste, den einige herumziehende Musikanten begleiteten. Die Blicke der am Tische Lachaussée's Sitzenden richteten sich auf die Sänger. Diese Wendung benutzte Morel, um Lachaussée einen Wink zu geben.

Der Kammerdiener erhob sich anscheinend gleichgültig und schlenderte der singenden Gruppe zu. Es zeigten sich bereits in der Thüre des Saales die Gestalten zweier Nachtwachen, welche der Lärm herbeigerufen hatte. Wie zu jeder Zeit, so hielt die Behörde auch damals gewisse Lokale für den Auswurf der Gesellschaft offen, um die Verbrecher desto

leichter finden zu können. Als Lachaussée die Umrisse der Wächter gewahrte, hielt er es für gerathen, sich mehr in den Hintergrund des Saales zu begeben. Er winkte Morel, ihm zu folgen. Beide ließen sich auf eine Bank nieder.

„Was wolltest Du mit Deinem Winken sagen?“ fragte der Kammerdiener.

„Lachaussée,“ entgegnete Morel verschmitzt lachend. „Ich glaube, einen Schatz gefunden zu haben.“

„Du? und wo?“ fragte Lachaussée.

„In der Brusttasche Camille Théria's.“

„Pah! bei dem armen Laboranten? den Schatz möchte ich wohl sehen. Vielleicht ein Recept zum Goldkochen, oder ein Schönheitswasser.“

„Nichts da. Kein Geld, kein Recept, kein Stein — nur einige Stücklein Papier. Ich habe einen Brief gefunden, der an Théria gerichtet ist.“

Der Kammerdiener wurde aufmerksam. Er trommelte auf die Banklehne und fragte: „Wer ist unterschrieben?“

„Eine Maria.“ Es ist eine Antwort auf die Ladung, dem nächtlichen Feste La Vienne's beizuwohnen.“

„Hm — Sah'st Du Théria bei dem Feste?“

„Ich entsinne mich nicht, ihn gesehen zu haben. Doch waren Viele in Masken dort.“

„Die Unterschrift sagt gar Nichts. Es giebt tausenderlei Marien; wenn Du sonst kein Merkmal hast, so ist Dein Fund werthlos.“

„Pst — der Brief ist mit einem schönen, reich verzierten Wappenstocke gesiegelt.“

„Ah!“ sagte Lachaussée. „Das läßt sich hören. Hast Du das Schreiben bei Dir?“

„Gewiß.“ Der Bandit holte es aus der Seitentasche seines groben Wammses. Er hatte sorgfältig einen Umschlag gemacht, der die werthvolle Beute einschloß. Sich

genau umsehend, reichte er dem Kammerdiener den Brief, indem er mit Grinsen sagte: „Nun zeige Deine heraldischen Kenntnisse.“

Lachaussée nahm das Schreiben, durchsah es flüchtig und hielt dann das mit einem rothen Siegel versehene Couvert, welches nach der Sitte der Zeit aus taffetartigem Stoffe gefertigt war, gegen das Licht. Er sah, daß ein Doppelwappen in das Wachs gedrückt war, die Zierrathen und Schraffirungen hatten sich so scharf ausgeprägt, daß man jede Einzelnheit genau zu erkennen vermochte, und der Kammerdiener, dem eine Menge adliger Wappen und Zeichen in seiner Stellung zum Hause Damarre unter die Hände gekommen waren, brauchte nicht lange zu sinnen. „Dacht' ich's doch,“ murmelte er vor sich hin. „Ich irre mich nicht,“ sagte er dann laut. „Dieses Wappen habe ich schon oft in unserm Hôtel auf Briefen gesehen. Es ist das Doppelwappen der Aubray's und Brinvilliers. Das Schreiben, welches Marie unterzeichnet ist, kommt von der Marquise. Du weißt, sie hat eine Leidenschaft für den jungen Théria. Im Hause La Vienne's sprach man schon lange davon.“

„Wahrhaftig, es ist so. Nun, der Brief ist doch also Etwas werth?

„Er kann schwer wiegen. Obenein, da die Marquise jetzt ein neues Verhältniß eingegangen ist und Camille bei Seite geschoben hat. Du mußt hin zu ihr, ihr den Brief zeigen und ihn Dir theuer abkaufen lassen; drohe mit Veröffentlichung. Wenn Du beweisen kannst, daß sie bei dem Feste des La Vienne war — welch' eine Goldgrube! Der Marquis war mit seiner Gattin beim Feste des Baders, ohne es zu wissen — ha — ha — ha! —“

„Wann und wie soll ich zur Marquise kommen?“

fragte Morel, „ich fürchte, sie wird mich nicht vorlassen. Und Schreiben ist gefährlich.“

Lachaussée dachte einen Augenblick nach.

„Du wirfst Dich in Deinen Sonntagsstaat, nimmst eine ehrbare Miene an und sagst dem Kammerdiener, oder dem Schweizer, oder der Kammerfrau: „Du kämst, um die Marquise zu bitten, den Kranken von irgend einer Anstalt, etwa vom Asyle zu Montrouge oder zu Meudon einen milden Beitrag zu gewähren.“ Sie ist gerne wohlthätig, um desto ungestörter ihren Neigungen fröhnen zu können. Wenn Du Dich als ein Sammler für die Nothleidenden meldest, wirst Du vorgelassen. Fertige Dir eine falsche Liste mit Beiträgen an, Du brauchst sie nur dem Meldenden zu zeigen; ist die Marquise erst Dir gegenüber getreten, so läßt Du die Maske fallen.“

„Es soll geschehen. Morgen sogleich. Wenn ich Etwas ausgerichtet habe, wo treffe ich Dich?“

„Komm' in's Hôtel Damarre. Ich will Dich erwarten, aber passe die Zeit der Dämmerung ab, der junge Herzog möchte Dich sonst erblicken, er hat Dich bei Huet gesehen.“

Morel wollte soeben dem Kameraden mittheilen, daß er eigentlich auch den jungen Herzog in der Tasche habe, doch besann er sich eines Anderen, indem er berechnete, wie der Ertrag jener Entdeckung ihm allein zufließen könne.

„Nun schweig' für Jedermann,“ sagte Lachaussée, „und komm' zum Heerde, wo schon die Gläser mit dem Glühwein brodeln. Morgen mache Dich auf — Noch Eins: Geh nicht ohne Sackpistolen zur Brinvilliers, die Liebhaber der Marquisinnen haben oft seltsame Launen.“

„Meinst Du? ich fürchte mich nicht so leicht vor einem verzärtelten Cavaliere.“

„Vielleicht trifft er auf einen Soldaten,“ sagte La=

chaussée zu sich selbst. „Mir ahnt eine tolle Entwicklung. Wollen sehen, wie es endet.“

Sie traten zum Heerde und ließen sich Gläser voll Wein schenken, der mit starken Gewürzen versetzt war und mit seinem Dufte den Saal füllte.

Das kleine Boudoir der Marquise von Brinvilliers lag in dem Seitenflügel des Hôtels Aubray. Man gelangte dahin von dem Bibliothekzimmer aus, welches wir bereits beschrieben haben. Es war mit allem Luxus ausgestattet, den eine Dame jener Zeit beanspruchen konnte. Schwellende Teppiche und faltenreiche Vorhänge, kostbare Tapeten, venetianische Spiegel, zur Zeit unserer Erzählung noch ein großer, theurer Gegenstand, die herrlichsten Meubles bildeten die Einrichtung dieses reizenden Gemachs. Ueberall traf das Auge auf einen zugleich praktischen und künstlerischen Gegenstand. So trugen kleine Genien, die sich zwischen Blättern und Sträuchern, aus Bronze geformt, halb verbargen, die Ständer zu den Wachskerzen; künstlich nachgebildete Muscheln, auf goldenen Füßen ruhend, enthielten die verschiedensten Toilettenbedürfnisse. Kleine Schränke mit zierlicher Arbeit von Perlmutter, Schildpatt und Silber ausgelegt, verschlossen die Juwelen und den Schmuck der Marquise. Die Kaminplatte prangte in auserlesener Bildhauerarbeit und trug eine prachtvolle Uhr, neben welcher zwei kostbare Schaalen, aus durchsichtigem Jaspis gefertigt, standen.

Ueber dem Kamin befand sich, im Gegensatze zu den Bildern des Bibliothekzimmers, die prachtvolle Copie des berühmten Bildes von Primaticcio: eine Venus, sich auf Amor stützend. Aehnliche Bilder schmückten die Wände des reizenden, kleinen Zimmers, hin und wieder sah man auch

Portraits, von Mignard gemalt, die Freunde oder Freundinnen der Familien Aubray und Brinvilliers darstellend.

Dieses kleine Gemach war das eigentliche Sanctuarium der Marquise, nur den Auserwählten gestattete sie den Zutritt. Hier ward Saint-Croix empfangen, den die gefährliche Frau täglich mit festeren, unlöslichen Banden umstrickte, als die verbrecherische Liebe kein Geheimniß mehr vor der Welt sein konnte; hier wartete die Marquise mit klopfendem Herzen, mit leuchtendem Auge des Geliebten; diese seidenen Vorhänge hatte die zitternde Hand schon oft zurückgeschlagen, wenn der Tritt Gaudin's auf dem kleinen Gange erschallte, der sich vor dem Boudoir hinzog und von welchem aus man in dasselbe gelangen konnte, ohne das Schlafgemach zu betreten.

Camille Théria war nie über die Schwelle dieses kleinen Tempels der Wonne geschritten. Der Marquis von Brinvilliers durfte ihn nicht betreten.

Armer Marquis! Er wagte nicht einmal, sich laut zu beklagen, denn der Spott hätte ihn sicher ereilt, verwundet, gereizt. Anfangs kränkte sich Marquis von Brinvilliers; er hatte ernsthafte Unterredungen mit Saint-Croix.

„Wer zog mich herbei? wer schwatzte meine Besorgnisse hinweg?“ rief Gaudin. „Du warst es. Ich ahnte ein Verhängniß, es hat sich erfüllt. Reiße die glühende Neigung aus dem Herzen Deiner Gattin — tödte mich, mein Freund, ich will gern sterben von Deiner Hand, aber vernimm, was ich nicht zu bergen, nicht zu verschweigen vermag: Maria ist die Seele, der Athem meines Lebens geworden; ich werde sie meiden, wenn Du es befiehlst, das heißt so viel als: ich werde sterben. Ich habe mein Leben schon ein Mal mit Freuden für Dich gewagt, ich wage es zum zweiten Male, denn fern von ihr sein, das heißt dem Tod entgegeneilen.“

„Pah — pah," hatte der Marquis darauf geantwortet. „Lebe noch eine Zeit lang und besuche unser Haus nach wie vor. Sei galant gegen meine Frau, ich habe nichts dagegen, aber suche den Blicken der scandalsüchtigen Menge zu entfliehen."

Und der Lieutenant von Saint-Croix blieb, und Herr Marquis von Brinvilliers störte die zärtlich Liebenden nicht weiter, sondern suchte sich überall Zerstreuung in den rauschenden Festen der zügellosen Schaar seiner Freunde. Ueber den Spieltisch dahin rollten ungeheure Summen, die Goldschmiede des Quay des Orfêvres lieferten die Zierrathen für die Damen der nächtlichen Orgien. Als Erholung benutzte der Marquis die zahlreichen Einladungen zu den Jagdpartien in die Umgegend von Paris. Wie zum Hohne zog er des Morgens mit Hörnerklang bei den Fenstern seiner Gattin vorüber, begleitet von glänzend uniformirten Dienern, welche hochbeladene Saumrosse führten, deren Rücken die köstlichsten Speisen und Weine trugen, mit denen der Marquis seine Freunde bewirthete.

Wir haben bereits erfahren, wie der Hof, die Stadt, alle Kreise — das Verhältniß des Marquis und seiner Gattin zu einander beurtheilten. Man fand bald darin etwas Alltägliches, denn die Sittenverderbniß ging mit mächtigen Schritten vorwärts, und der Marquis von Brinvilliers that nur genau dasselbe, was die meisten noblen Ehemänner thaten, das heißt: Er trug seine Hörner mit vielem Anstande.

Saint-Croix hatte Anfangs die ihn verzehrende Leidenschaft zu bekämpfen versucht, aber die Gluth der Marquise zog ihn wieder in deren Nähe. Endlich, als er sah, daß in der großen, glänzenden Stadt hunderte von ähnlichen Verhältnissen bestanden, daß die Dichter in höchst überschwänglicher Weise das verbotene Liebesglück besangen,

daß der Pinsel gefeierter Maler die schönen Sünderinnen verewigte, da konnte Saint-Croix nicht mehr über sich selbst gebieten, er sank nieder vor dem Götzenbilde, seiner Gedanken nicht mächtig, überließ er sich den Wogen der Sinnlichkeit, die ihn hoben und in die Arme der reizenden Frau trugen.

Saint-Croix litt bei all seinem Glücke gewaltig, denn eine Demüthigung, eine bittere, schmerzliche Gewißheit blieb auf ihm haften —: er war arm. Er vermochte nicht, wie so viele Andere, der Geliebten mit Geschenken zu nahen, er konnte kaum die nothwendigen Summen für seine prächtige Uniform auftreiben.

Die Marquise bemerkte es bald. Sie wußte in feiner, zarter Weise dem Geliebten ihre Börse anzubieten, als Darlehn — dann als Geld, welches sie bei ihm deponirte, um es zu verwerthen. Saint-Croix befand sich bald in doppelten Banden. Er war bis zum Sterben verliebt, von den Reizen der schönen Frau gefesselt — und durch die Dankbarkeit verpflichtet.

Um jene Zeit begannen die Spekulationen der Pächter und Finanzwuchrer, welche später so furchtbare Folgen für Frankreich nach sich zogen. Saint-Croix hatte die Bekanntschaft eines solchen Mannes gemacht. Es war Herr Reich de Penautier, General-Controlleur der Stände von Languedoc, ein Mann, der aus der Schule des Finanzministers, der nun hinter den Mauern des Kerkers seine Kühnheit büßte, aus Fouquets Schule, hervorgegangen war.

Herr von Penautier wagte für seine Zeit ungeheure Speculationen. Saint-Croix begleitete ihn auf dieses gefahrvolle Terrain. Zweimal schlugen die Projecte um. Penautier konnte lachen, was kümmerte ihn der Verlust einiger hunderttausend Livres? aber Saint-Croix' Geld, das Darlehn seiner angebeteten Marquise war mit hineingerollt

in den Abgrund einer frechen Speculation. Neue Summen stellte Maria dem Angebeteten zur Verfügung. Die Lücke machte sich in ihren Kassen bemerkbar, Frau von Brinvilliers gerieth in Verlegenheiten. Schon mußten Summen auf die Diamanten entnommen werden, denn weder ihrem Gatten, noch ihrem Vater konnte die Marquise sich entdecken. Ersterer hatte bereits selbst mit seinen, durch Verschwendung zerrütteten Finanzen zu kämpfen — der Andere würde vielleicht geholfen haben — wenn sie sofort in eine Trennung von Saint-Croix gewilligt hätte, aber ihn lassen — nie! Die Marquise sah mit funkelnden Blicken, mit Neid und Zorn auf das Vermögen ihrer Geschwister, welches sich fast täglich mehrte.

Sie durfte nicht ihre Hülfe anrufen, denn die Familie der Aubray's glich nicht denen der zügellosen Menge. Sie bewahrten eine sorgfältige Zurückhaltung, welche sie dem ehrfurchtgebietenden Kleide des Rechtsgelehrten, das die Brüder wie der Vater der Marquise trugen, schuldig zu sein glaubten.

Maria von Brinvilliers erhielt jetzt häufiger Besuche von Männern in schlechten, abgenutzten Kleidern, von Männern, die nach der Atmosphäre gemeiner Kneipen rochen. Berüchtigte Juden erschienen mit ihren christlichen Geschäftsfreunden vereinigt in dem eleganten Hôtel, und bald war man darüber nicht mehr in Zweifel, daß die Marquise von Gläubigern gedrängt werde.

Aber einige Stunden an Gaudin's Seite verbracht, eine wonnevolle, immer zu schnell entschwindende, kurze Zeit mit ihm getheilt: und alle Noth, jede Sorge waren vergessen. Wo ist das Unheil, welches der unbekannte Prophet über Gaudin weissagte? Diese Frau war sein Glück, seine Leuchte auf dem dunklen Pfad seines Lebens. Diese Liebe

war so mächtig, so gewaltig — sie konnte nicht mehr verdammt werden.

So oft Gaudin, durch den Garten des Hôtels schreitend, das Licht in dem Boudoir der Marquise gewahrte, welches in die Nacht hinein schimmerte und den Weg zu ihr dem glühend Liebenden zeigte, sagte er leise, mit der Hand einen Kuß werfend:

„Ich grüße Dich, kleine Flamme, Du leuchtest dem Glücklichsten auf dieser Erde.“

Während Saint-Croix durch den Garten geht, die Thüre öffnet, durch den Gartensaal die Treppe hinauf eilt — umkreist eine andere Gestalt das Hôtel, den Garten, die Mauern. Diese Gestalt ist ganz verhüllt. Sie eilt wie irrsinnig um das Haus; in weitem Bogen, gleich dem Tiger oder der Hyäne, schnaufend, nähert sie sich. Sie lehnt zuweilen an der Mauer, sie kratzt die Steine oder schlägt mit der Faust gegen die kleine Thüre, daß es weithin durch den Garten dröhnt. Dann bleibt sie starr, den Kopf vorgestreckt, in Mitten der Straße stehen, von wo aus sie das Fenster erblicken kann, hinter welchem das Licht in Maria's Boudoir flimmert. So lange sein Glanz zu erblicken ist, verhält sich die Gestalt ruhig — aber plötzlich erlischt es und zugleich entringt sich der Brust des Verhüllten ein Schrei, der die Nachtvögel, welche auf der Mauer nisten, emporscheucht. Ein Arm streckt sich aus dem Mantel hervor und erhebt sich drohend, die Faust ballend, gegen das Haus der Brinvilliers; dann stürzt die Gestalt taumelnd hinein in die Nacht und wie sie vorüberschwankt an dem Bilde der heiligen Barbara, beleuchtet die ewige Lampe die bleichen, entstellten Züge: Camille Théria's.

Die Marquise hat ihn verlassen, vergessen. —

Es war ein schöner, sonniger Wintertag. Die Kälte hatte bedeutend nachgelassen und Schaaren von Müßig-

gängern bewegten sich durch die Straßen. Vor dem Hôtel Aubray stand ein offener Wagen, der mit zwei eleganten Pferden bespannt war, welche ungeduldig den Boden scharrten. Der Lenker dieses Gespannes saß gähnend auf dem Bocke und ließ seine Peitsche durch die Luft pfeifen, wobei er zugleich mit sehnsüchtigen Blicken zu den Fenstern des Hôtels emporblickte.

Verschiedene Bediente gingen, in schwere, mit Pelz verbrämte Casaquen gehüllt, vor der Eingangsthür auf und nieder. Sie führten eine ziemlich lebhafte, andauernde Unterhaltung, welche nur durch die Dazwischenkunft eines Mannes unterbrochen wurde, der die Frau Marquise von Brinvilliers zu sprechen verlangte.

„Die Frau Marquise fahren sogleich aus," sagte der Schweizer des Hôtels ziemlich kurz. „Ich darf Niemand mehr hinauflassen. Es sind schon zwei Leute abgewiesen worden, die um Kleinigkeiten hergekommen waren."

„Es sind keine Kleinigkeiten," sagte der Mann, einen vorwurfsvollen Blick auf den Schweizer aus seinen häßlichen Augen werfend, „sondern Dinge von Bedeutung. Es handelt sich um einen Beitrag für das Gnadenhaus zu Meudon, den ich heut noch abliefern muß. Die gnädigste Marquise wird wohl unterzeichnen. Sehen Sie hier."

Er zog eine Liste hervor und hielt sie dem Schweizer vor die Augen. Auf dieser Liste standen die glänzendsten Namen mit Beiträgen daneben verzeichnet. Der Schweizer zuckte dessenungeachtet die Achseln und sagte:

„Das ist uns nichts Neues, solche Bettelei kommt alle Tage. Indessen, wenn Sie vorkommen können, gehen Sie hinauf. Vielleicht legt Françoise Roussel, die Kammerfrau der Marquise, die Liste vor. Ich glaube aber die Gnädige hat Besseres zu thun," fügte er leise hinzu.

Der Bittsteller war jedoch schon in das Innere des

Hôtels geeilt und die Treppe zu dem oberen Stock hinaufgestiegen. Hier traf er eine Magd, die ihn auf seinen Wunsch zu Françoise Roussel, der Kammerfrau der Marquise von Brinvilliers, geleitete.

In dem Boudoir der Marquise stand Gaudin von Saint-Croix über die Lehne eines Sessels gebeugt und sein schönes Haupt dicht an die Wange Maria's schmiegend. Die reizende Frau war beschäftigt, einige Schnüre durch die Oeffnungen eines kostbaren Muffs zu ziehen, der ihre feinen Hände gegen die Schärfe der Luft schützen sollte. Diese Schnüre zu ordnen, war ein besonderer Zeitvertreib der Damen. Man schürzte die bunten Zierrathen in phantastische und eigenthümliche Knoten oder Schleifen und ließ sie vorn über den Muff herabhängen.

Gaudin, der schon seine, mit geschmackvoller Stickerei versehene Casaque umgeworfen hatte, verfolgte den Zeitvertreib Maria's mit Lächeln. Zuweilen störte er die schnellen Bewegungen der schönen Hände durch ein Festhalten der Schnüre, oder er hielt seine Hand der Marquise scherzend vor das Gesicht, worauf dann immer ein Scheltwort erfolgte, das in dem Munde der schönen Dame ganz reizend klang.

Eben hatte die Marquise die letzte Schnur in eine Schleife gelegt, eben rief sie: „Nun ist die Arbeit gethan, jetzt wollen wir ins Freie, mein Gaudin!" als Françoise Roussel die Thür des Boudoirs öffnete.

„Was giebt es denn? oh — wir kommen schon, Françoise," sagte Maria; „Du brauchst nicht zu treiben."

„Verzeihung, gnädige Frau," sagte die Dienerin. „Ich kann mich nicht eines Mannes erwehren, der die Frau Marquise durchaus zu sprechen verlangt. Er bittet um einen Beitrag für die Kranken zu Meudon und zeigt eine Liste vor, auf welcher schon hohe Namen, wie die Frau

Herzogin von Navailles, Frau von Motteville und Andere paradiren."

„Immer diese Störungen. Führe den Mann in die Bibliothek." Françoise ging.

„Verzeihe Gaudin," sagte Maria. „Aber Du weißt, ich bin eine Freundin der Armen. Die Leute kommen stets zu mir, wenn sie in Noth sind. In zwei Minuten bin ich wieder hier."

Sie ging in das Bibliothekzimmer.

Bei ihrem Eintritte bemerkte sie nicht sogleich den Bittsteller, der sich auf einen Sessel niedergelassen hatte. Erst als die Marquise fast in seine Nähe gelangt war, erhob er sich und trat mit linkischer Verbeugung näher. Maria musterte die Gestalt des Fremden, und obgleich derselbe sauber und ordentlich gekleidet war, fiel die Musterung dennoch nicht zum Vortheil des Bittstellers aus. Die feiste, untersetzte Gestalt ruhte auf Säbelbeinen, das häßliche, gemeine Antlitz belebte der Blick tückischer Augen und jede Bewegung verrieth es, daß dieser Mann sich selten in Räumen, welche dem Bibliothekzimmer der Marquise glichen, bewegte. Der Leser erräth leicht, daß es Herr Morel war.

Der abscheuliche Bittsteller verneigte sich vor der eingetretenen Marquise und zog seine Liste hervor. „O — lassen Sie das mein Lieber," sagte Maria. „Ich unterzeichne ohne weiter zu lesen."

„Frau Marquise," entgegnete Morel. „Ich wollte Sie bitten, die Namen zu lesen, die — —"

„Unnöthig — doch geben Sie. Ah — ich sehe schon, Motteville, Senac. Gut, lauter bekannte Wohlthäter. Geben Sie her."

Sie nahm das Blatt, ging zu einem kleinen Schreibtische und unterzeichnete die Summe von Einhundert Francs, dann reichte sie dem Sammler für Meudon die Liste und

verabschiedete sich. Morel warf flüchtig einen Blick auf das Papier. Als die Marquise bereits an der Thür sich befand, sagte er ruhig: „Erlauben Sie noch einen Augenblick, Madame.“ Die Marquise wendete sich um: „Was wünschen Sie noch?“ „Ich habe soeben die Summe betrachtet, aber Sie könnten wohl mehr geben,“ versetzte der Bittsteller in brüskem Tone.

„Mehr? ei liebster Mann ich bin gewaltig in Anspruch genommen. Wenn Sie sich überhaupt mit Einsammeln von Spenden für wohlthätige Zwecke beschäftigen, so werden Sie wissen, daß mein Name nie unter denen der Geber fehlt.“

„Wohl wahr, aber dieses Mal, Madame, ist es etwas Außerordentliches, etwas ganz der Beachtung Werthes. Ich habe die Ueberzeugung, daß Sie mir eine größere Summe zukommen lassen werden, wenn ich Ihnen eine nähere Mittheilung über die Unglückliche mache, für welche ich ein besonderes Geschenk bewilligt haben möchte.“

„Ich stehe im Begriff auszufahren; halten Sie mich nicht länger auf. Was, wer ist es, für den Sie eine höhere Gabe wünschen?“

Morel richtete sich auf und kreuzte die Arme, sah die Marquise mit frechem Blicke an und sagte dann: „Es ist die Frau Marquise von Brinvilliers.“

Maria prallte zurück, dann fuhr sie mit der Hand an ihre Stirn und schüttelte halb mitleidig, halb furchtsam das Haupt, als bedaure sie den Irrsinnigen.

„Sie scheinen wohl zu verwechseln, mein Herr,“ sagte sie ruhig. „Ich bitte, bemühen Sie sich etwa morgen wieder her, denn wie gesagt, ich habe keine Zeit.“

„Sie werden Zeit haben, Madame. Uebrigens muß ich Ihnen sogleich mittheilen, daß es durchaus kein uneinträgliches Geschäft für Sie werden dürfte, wenn Sie statt

der hundert Francs, mir vielleicht dreitausend Dukaten zahlen wollten, denn ich liefere Ihnen dafür etwas aus — halt Madame! fassen Sie nicht den Glockenstrang; wenn Sie Zeugen herbeirufen, ist es schlimm für Sie. Hören Sie mich an. Was gilt Ihnen Ihr Schreiben an Camille Théria gerichtet, welches die Einwilligung: der Orgie im Hause La Vienne's beiwohnen zu wollen, enthält?"

Die Marquise erbleichte, ihre Hand glitt von dem Strange der Glocke, den sie erfaßte, herab und zitterte heftig. Sie raffte sich empor und trat Morel näher.

„Also die Betrüger gebrauchen jetzt das Mitleiden der Wohlthäter um sich ungestört, ungehindert in die Häuser schleichen zu können, wo sie ihre Drohungen ausstoßen?" rief sie dem frechen Manne zu. „Was hält mich ab, meine Dienerschaft zu rufen und Sie der Gerechtigkeit zu überliefern?"

„Jedenfalls ihr guter Stern, Madame," sagte Morel. „Denn wenn Sie sich ruhig die Sache überlegen, so werden Sie Unterhandlungen führen mit Jemandem, der Ihr Wohl und Wehe in der Tasche hat. Hier," rief er, den in einen Umschlag gehüllten Brief hervorziehend, „hier sitzt der Gegenstand."

„Ein gefälschtes, infames Schriftstück! Ein Mittel um Geld zu erpressen, weiter Nichts. Sie irren sich gewaltig, wenn Sie denken, daß diese plumpe Machination mich zum Nachgeben zwingen kann. Sie sind ein Betrüger, Ihre Liste, Ihr Brief, die Unterschriften — Alles ist gefälscht, Sie gehören vor den Polizei-Commissair und dahin werde ich Sie bringen. Mein Leben unterliegt so vieler, verschiedenartiger Deutung, meine Feinde häufen allerlei Schmach um mich her, so — daß Ihr erbärmliches Drohen mich vollständig kalt läßt. Ich zahle für keine gefälschten Briefe."

Während dieser heftigen Anrede kreuzten sich jedoch allerlei Gedanken in dem Kopfe der Marquise. Sie glaubte zuerst: Camille habe den Brief aus Rache für die ihm angethane Vernachlässigung dem Morel ausgeliefert, wie sie aber den Charakter Théria's kannte, ward es ihr unmöglich, an eine solche Niederträchtigkeit zu glauben. Sie kam nun auf die sehr nahe liegende Vermuthung: Camille müsse das Schreiben verloren haben; Morel blieb vollkommen ruhig: „Die Fälschung des Briefes," entgegnete er, „müßte bewiesen werden. Ich habe nicht die Ehre, Ihre Handschrift zu kennen, Madame, aber sonderbar ist es doch, daß auch ein schön ausgedrücktes Siegel auf dem Couvert sich befindet. Was nun die Gleichgültigkeit betrifft, mit welcher Sie, Madame, die Gerüchte betrachten, so dürfte die durch den Brief unterstützte Anklage doch wohl gewichtiger sein, als Alles bisher Geschehene und der Herr Marquis von Brinvilliers würde seine Gattin, die ihn bei dem nächtlichen Feste beobachtete, ziemlich hart anlassen, des ungeheuren Scandals, der durch ganz Paris sich verbreiten müßte, will ich noch gar nicht ein Mal gedenken."

Die Marquise schreckte zusammen. Ihr Verhältniß mit Théria war schon der Gegenstand beißender Spöttereien gewesen, jetzt trat die ganze Erinnerung der wüsten Nacht, die schreckliche Erscheinung der Wahnsinnigen, die Verfolgung durch den Marquis, seine Verwundung durch die Gattin — vor ihre Seele. Sie befand sich in einem Netze und dieses Bewußtsein machte sie erbeben, machte sie zurückweichen — sie schwankte. Morel bemerkte diese Umwandlung sehr schnell.

„Nun Madame?" rief er. „Wie viel zahlen Sie für meinen Brief? Sagen Sie die Summe."

Während die Unterredung zwischen der Marquise und dem Gauner stattfand, hatte der Lieutenant von Saint-Croix sich, wie wir wissen, im Boudoir der angebeteten Frau befunden. Gaudin erwartete, daß Maria schnell zurückkehren werde. Sie blieb länger aus. Der Lieutenant hatte schon einige Figuren in die Hand genommen, einige Schubfächer aufgezogen und die Bilder betrachtet, da aber die Marquise noch immer nicht wiederkehrte, so zog er es vor ihr nachzugehen, denn mit den Verlegenheiten des Hauses Brinvilliers sehr genau bekannt, fürchtete Gaudin, als die Rückkehr der Marquise sich verzögerte, daß der Grund dieses Ausbleibens vielleicht ein auf den Lebensweg der schönen Frau geworfener Stein sein möchte, der in Gestalt eines hartnäckigen Gläubigers ihr entgegenrollte.

Der Lieutenant ging durch das Schlafzimmer bis zur Thür, welche dasselbe von der Bibliothek trennte, er vernahm die Stimme der Marquise. Neugierig zu wissen, um was es sich handle, legte Gaudin sein Ohr an die Thür. In diesem Augenblicke begann Morel zu sprechen. Schon bei den ersten Worten des Gauners überfiel den Lieutenant ein unerklärliches Grausen. Es war ihm als trage aus weiter — weiter Ferne eine schreckliche, bekannte Stimme die Mahnrufe an sein Ohr, sich einer Gräuelthat zu erinnern. Wie zuweilen die Erinnerung an schauerliche Märchengestalten, welche dem kindlichen Gemüthe dereinst eingeprägt, auch noch dem Manne eine Art von Entsetzen einflößt, so erging es dem Lieutenant. Seine Haare hoben sich unwillkürlich, er keuchte vor Erregung. Immer weiter sprach Morel, immer deutlicher ward es dem Horchenden, daß er diese Stimme schon ein Mal in der schrecklichsten Stunde seines Lebens gehört habe. Gaudin mußte den Sprecher sehen. Er suchte an der Thür herum und zog leise den Schlüssel aus dem Schlosse, dann schob er die

Klappe zurück und blickte durch das Schlüsselloch. Ein leiser Ruf der Genugthuung über die Entdeckung, über die erlangte Gewißheit entschlüpfte seinem Munde, zugleich aber schüttelte ihn ein Frost, der mit der fürchterlichen Erinnerung über ihn kam, denn trotz seiner Kleidung, trotz der entschwundenen Jahre, hatte der Lieutenant in dem häßlichen Morel dennoch den Fuhrmann wieder erkannt, der einst ihn und Tonneau nach Laudon schaffte, der mit ihnen in dem finsteren Bodenraume schlief und der den Mordstoß gegen die Brust des Alten führte. Da stand er wenige Schritte von Gaudin, der Mörder — es war kein Zweifel. — Der Lieutenant schöpfte Athem, trat wie zum Anlauf einen Schritt zurück, zog seinen Degen und legte die Hand auf den Thürgriff.

„Nun Madame? Sagen Sie doch, wie viel zahlen Sie für meinen Brief? Nennen Sie die Summe," wiederholte Morel mit spöttischem, triumphirendem Lächeln.

Die Marquise mußte sich für besiegt erklären. Sie senkte das Haupt und lispelte: „Nun denn mein Herr —" Weiter konnte sie nicht sprechen, denn plötzlich ward mit einem heftigen Rucke die Thür aufgerissen und, den blanken Degen in der Faust, stürmte Saint-Croix in das Zimmer.

Die Marquise stieß einen Schrei aus, Morel fuhr erschreckt in die Höhe.

„Vor die Klinge, Mörder," schrie der Lieutenant. „Vor die Klinge. Habe ich Dich endlich, Scheusal? Du sollst mir nicht entwischen."

Jetzt erst blickte Morel, der sich durch die plötzliche Erscheinung des Mannes mit der blanken Waffe in der Hand gewaltig hatte einschüchtern lassen, empor. Seine Augen

umflorten sich, die Kniee schlotterten — denn auch er hatte in Saint-Croix den Knaben wieder erkannt, den Tonneau geleitete. „Mörder Jacques Tonneau's, ich verhafte Dich!" brüllte der Lieutenant und stürzte sich auf Morel, der durch einen Sprung hinter eine Ottomane dem wüthenden Stoße auswich. „Es ist ein Mörder — ein Mörder!" rief Gaudin fortwährend. „Ziehen Sie die Glocke, Frau Marquise — schnell."

Maria stand wie angewurzelt, ihre Hände versagten den Dienst und die Furcht vor den Enthüllungen Morel's ließ sie nicht den Glockenstrang fassen. Der Lieutenant hatte in größter Hitze schon einige Stöße nach Morel gethan, welche dieser mit einem Sessel parirte, endlich wußte der Gauner sich so geschickt zu wenden, daß er in die Nähe der Ausgangsthüre kam, hier zog er blitzschnell ein Pistol aus der Tasche, welches er auf den Lieutenant richtete. Saint-Croix prallte zurück, und diese Bewegung nützend, verschwand der Verbrecher durch die Thüre und eilte hastigen Schrittes die Treppe hinunter.

Das ganze Ereigniß war viel schneller vorübergegangen, als es erzählt werden kann.

„Gaudin," sagte die Marquise, „was war das? ich glaube zu träumen."

„Nicht doch. Es ist die reine, schreckliche Wirklichkeit. Jener Schurke ist es, der mich einst durch Nacht und Nebel zu dem Wirthshause von Landon brachte, dort ermordete er den alten Tonneau, der Dir ja auch im Gedächtnisse sein muß. Ich will ihm nach — —"

Die Marquise hielt den Wüthenden zurück.

„Bleibe, Gaudin, ich bitte Dich!" rief sie schmeichelnd. „Stürze Dich nicht in Gefahr. Du weißt, diese Menschen sind zu Allem fähig, sahst Du, wie er das Pistol auf Dich richtete? Denke, was ich sein würde, wenn Du nicht mehr

unter den Lebenden wandeltest. Versprich mir, den Bösewicht nicht zu züchtigen."

„Gut denn — meinetwegen," sagte Gaudin mit vor Aufregung bebender Stimme. „Ich will es lassen. Aber die Marechaussée müssen wir auf ihn hetzen — er muß ausfindig gemacht werden. Was wollte er hier? ich meine: Er sprach von Briefen, von Geld haben."

„Ein Vorwand — er bettelte, natürlich war es Betrug, für die Kranken von Meudon."

„So — so —. Nun, ich will zum Lieutenant Artus. Er muß den Schurken suchen lassen."

„Gewiß, gewiß," sagte hastig die Marquise. „Aber vorsichtig. Ich bitte Dich, mache Dich nicht an diesen Menschen. Er ist zu Allem fähig. Deine Klinge ist doch auch für Gaunerblut zu edel. Nicht wahr? Du bleibst ferne von ihm?"

„Ich verspreche es Dir," sagte Gaudin, die Hand der Marquise küssend. Maria athmete auf.

„Das ist ein Glück," sagte sie leise zu sich selber. „Ich werde ihn ausfindig zu machen suchen. Artus, der Polizeilieutenant, wird mir behülflich sein. Gaudin darf Nichts von dem Briefe erfahren und ich muß um jeden Preis das Schreiben wieder erlangen." Sie zog die Glocke, Françoise trat ein.

„Ist Alles bereit?" fragte die Marquise.

„Der Wagen wartet."

„So kommen Sie, Herr von Saint-Croix!" rief Maria, ihren Arm dem Officier reichend. Sie schritten aus dem Bibliothekzimmer.

Das Zimmer, welches Herr Lachaussée im Hôtel Damarre bewohnte, lag im Hintergebäude und hatte einen be-

sonderen Eingang vom Garten des Hôtels aus. Lachaussée hatte dafür gesorgt, daß er nicht von den übrigen Hausbewohnern belästigt werden konnte. Ein Thorweg, der durch die Hofmauer führte, war der Eingang, den die Freunde Lachaussée's gewöhnlich benutzten, um zu dem ersten Diener der Familie Damarre zu gelangen.

Als die Dämmerung hereinbrach, ging Lachaussée aus dem Hauptgebäude nach seinem Zimmer, um hier, wie es verabredet war, seinen Kameraden Morel zu erwarten. Die Uhren schlugen schon die siebente Abendstunde und noch immer erschien der Erwartete nicht. Lachaussée begann zu zweifeln. „Er wird den Muth verloren haben," sagte er. „Ja es ist ein feiger Kerl, dieser Morel. Nur so einige kleine, unbedeutende Griffe, die kann er allenfalls wagen, aber was Großes — Nichts da. Ich wollte, ich käme von der ganzen Gesellschaft los, das wird schwer halten — sehr schwer."

In diesem Augenblicke knarrte das Hofthor sehr vernehmlich. „Ah — da wird der werthe Herr wohl erscheinen," sagte Lachaussée. Er öffnete seine Thüre und blickte auf den Flur, um zu sehen, ob Niemand zugegen sei. Schon hörte er die polternden Tritte Morel's auf der Treppe. „Bist Du es, Martin?" rief er. — „Ja — ich bin es," antwortete die heisere Stimme des Genossen, und bald stand Morel im Zimmer des Kammerdieners.

Das Licht, welches Lachaussée angezündet hatte, beleuchtete ein erdfahles, verzerrtes Antlitz. Die Augen Morel's, sonst so blöde, flammten jetzt in sonderbarem Glanze und seine Hände waren in beständiger, fieberhafter Bewegung.

„Teufel noch ein Mal!" rief Lachaussée, den Freund schüttelnd, „wie siehst Du aus, Kerl? Dein Gesicht ist ja mit einer Farbe belegt, als hättest Du einige Loth von den

Präparaten Meister Huet's genossen. Du zitterst? was hast Du?"

„Einen Sessel, Lachaussée — einen Sessel," keuchte Morel. „Ich schlich schon heute den ganzen Vormittag um das Haus. So — ich will mich nur erholen, dann höre."

Er fuhr fort zu stöhnen. Lachaussée schenkte ein Glas voll Wein und reichte es dem Zitternden, der es mit einem Zuge leerte.

„Nun rede, Morel. Warst Du bei der Marquise?"

„Ja," flüsterte der Verbrecher, sich ängstlich umschauend. „Hast Du die Thüre geschlossen?"

„Gewiß. Niemand ist in der Nähe, Du kannst ganz frei sprechen. Trafst Du sie zu Hause?"

„Ja. Aber sie war nicht allein."

„Das hätte ich mir denken können. War Herr von Penautier bei ihr? oder — —"

„Es war ein Officier da," stöhnte Morel. „Ah —! das habe ich vermuthet," sagte Lachaussée zu sich selber. „Nun — was ist da weiter?" setzte er laut hinzu. „Ein Officier?"

„Pierre," sagte Morel zu dem Genossen rückend. „Ich sage Dir hier Etwas, das noch Niemand weiß. Jener Officier, den ich bei der Marquise traf, ist der Lieutenant Gaudin von Saint-Croix."

„Nun ja doch, das weiß alle Welt und wenn der Herr Marquis von Brinvilliers damit einverstanden ist, so geht das Niemanden Etwas an.

Morel räusperte sich heftig und legte seinen Mund dicht an das Ohr Lachaussée's, dann sagte er: „Pierre, dieser Lieutenant von Saint-Croix weiß es, daß ich ein Mörder bin."

Lachaussée fuhr wie von einer Kugel getroffen zurück. „Was bist Du?" fragte er.

„Ein Mörder," wiederholte Morel langsam. Lachaussée sah ihn starr an, dann sagte er ruhig: „Wahrhaftig, so viel Courage hätte ich Dir gar nicht zugetraut."

Morel erholte sich ein wenig. „Es ist lange her, Lachaussée," sagte er, „und ich muß Dir Alles beichten, wenn Du die Sache begreifen sollst."

„Beichte."

Morel rückte seinen Stuhl von Lachaussée hinweg und begann: „Ich war im Jahre 1656 in Paris, wo ich — nun Du weißt es ja — von Allerlei lebte." Morel machte bei diesen Worten eine Bewegung mit seiner rechten Hand, welche die Pantomime des Stehlens bedeuten sollte. „Mein eigentliches Gewerbe verhüllte ich durch eine scheinbar redliche Existenz. Ich hielt kleine Wagen und einige Pferde, mit denen ich Fuhren über Land unternahm, ich beförderte Sachen und Menschen bis in die Gegend von Lyon und noch weiter. — Eines Tages kam ein alter Mann zu mir und fragte mich: ob ich ihn und seinen Jungen bis Auxerre mitnehmen wolle, da er gehört habe, ich mache eine Tour dahin. Wir wurden über den Preis bald einig. Am folgenden Morgen stellte sich der Alte mit dem Knaben ein, der mir schon als ein ziemlich großer Bursche erschien. Ich hatte durch meine Erfahrungen soviel profitirt, daß es mir nicht schwer wurde, ein Geheimniß herauszuwittern, denn der Alte hütete den Knaben sorgfältig, dem man es ansah, wie sehr er wider seinen Willen die Fahrt mitmachte. Bei abscheulichem Wetter ging es hinaus auf die Landstraße. Ich sprach wenig mit meinen Passagieren, dies mochte das Zutrauen des Alten erweckt haben, denn er begann, als wir hinter Melun angekommen waren, seine lederne Geldkatze hervorzuholen und sein Geld ganz ungenirt zu zählen. Meine Lust erwachte. Ich arbeitete mir einen Plan aus, der die Aneignung des Schatzes zum Zwecke hatte. Der

junge Mensch schien mir nicht gefährlich. Wenn ich bis Landon mit meinen Gästen kommen konnte, so war ich des Gelingens sicher, weil eine Menge Kriegsvolk und Gesindel jeder Art daselbst verkehrten, um für Italien sich anwerben zu lassen, der Wirth des Kruges in Landon war mein alter Bekannter und die Gelegenheit ließ sich wohl herbeiführen; nur fürchtete ich die Entdeckung durch den Alten selbst, der trotz seiner Jahre äußerst rüstig und aufmerksam war, weshalb ich bald zu der Ueberzeugung kam, daß ein Diebstahl schwerlich auszuführen sein werde, sondern daß ich wohl zu andern Mitteln greifen müsse, wenn mir der Schatz des Alten, der nach flüchtiger Berechnung sehr bedeutend erschien, zufließen sollte. Immer fester gestaltete sich bei mir der Vorsatz: den Besitzer des Geldes aus dem Wege zu schaffen.

In Landon kamen wir Abends an. Wie ich mir gedacht hatte, so fand ich es, nämlich der ganze Ort wimmelte von Kriegsvölkern und das Wirthshaus konnte nicht mehr die Gäste fassen. Ich brauchte dem Hausherrn nur einige Andeutungen zu machen, um von ihm eine Bodenkammer für mich und meine Reisenden zu erlangen. Wir schliefen in einem Lattenverschlage. In der Nacht bemerkte ich, daß der junge Mensch einige Male versuchte, sich zu erheben; es schien mir, als taste er an der Geldtasche des Alten herum. Diese Umstände waren für mein Unternehmen günstig, denn man brauchte nachher nur das Gerücht zu verbreiten: der Junge habe sich von dem Alten losmachen wollen, so ward immer ein Theil des Verdachtes auf ihn gewälzt. Ich hatte den Stallknechten gesagt, ich würde schon früh herabkommen, um die Pferde anzuschirren, weil ich vor Tagesanbruch weiter wolle; ich rechnete auf den Schreck, welcher den Jungen packen würde, wenn er neben sich eine Leiche, einen Gemordeten erblickte, und da ich sehr wohl gemerkt

hatte, daß er eine Art von Gefangener war, den man wer weiß wohin transportirte, so zweifelte ich keinen Augenblick daran, daß er ein Mal von seinem Führer befreit, das Weite suchen werde.

Um durch keinen Gegenstand verrathen zu werden, hatte ich mich mit einem der großen Tranchirmesser bewaffnet, welches wir zu unserer Abendmahlzeit gebrauchten, dann stieg ich mit den Beiden zur Bodenkammer hinauf. Die bleichen Lichtstreifen der Laterne genügten, um mich noch ein Mal genau der Räumlichkeit zu versichern, dann löschte ich nach der Weisung des Wirthes mein Licht.

Ich habe schon gesagt, daß der Junge in der Nacht erwachte und von dem Alten zur Ruhe verwiesen wurde. Nun wartete ich eine geraume Zeit. Ich faßte dann mein Messer und kroch behutsam zu den Schläfern, wobei ich fast den Burschen erweckt hätte. Leise, denn die Griffe nach den werthvollen Gegenständen hatte ich trefflich studirt — tastete ich an dem Alten herum. Ich fühlte die Geldkatze, aber außerdem noch eine Tasche, deren Lederriemen sich der Schlafende um die Hand geschlungen hatte, auch diese Tasche mußte noch besondere Schätze bergen."

Lachaussée reckte seinen Hals sehr lang, seine Züge drückten die höchste Spannung und Neugierde aus. „Nun und dann? weiter," sagte er.

„Ich hatte genau bei dem Schimmer der Laterne bemerkt," fuhr Morel fort, „daß des Alten Wammes geöffnet war. Schnell fuhr ich mit der Hand bis zu seiner Brust, er murmelte: „Wer da?" aber schon sank mein Messer herab und zwei Mal hintereinander stieß ich es ihm in die Brust bis an das Heft. Ein Gurgeln, ein Zucken — dann regte er sich nicht mehr. — Ich horchte, aber kein Laut war zu vernehmen als das Schnarchen der Schläfer, welches durch den weiten Bodenraum schallte. Das Messer

legte ich zwischen dem Alten und seinem Gefährten nieder, band die Geldkatze ab, nahm die Tasche von seiner Hand und ging leise die Treppe hinunter, deren Thür ich wieder hinter mir verschloß.

Ich eilte in den Stall. Hier waren die Knechte schon munter, weshalb ich meine Beute unter einem Haufen von Steinen und Gerümpel verbarg. Dann wartete ich der Dinge, die da kommen würden. Ich bestellte sogleich in der Küche den Morgentrank für uns Drei, da, wie ich sagte, meine Gefährten auch bald munter sein würden. Ich muß Dir gestehen, daß ich gewaltig zitterte, als der Wirth, obgleich mein Vertrauter, mich mit seltsamem Lächeln anblickte, welches ich durch Nicken erwiderte.

Um genau beobachten zu können, stellte ich mich in der Nähe der Stallthüre auf, von wo aus ich den Aufgang zum Boden vor mir sehen konnte. Meine Berechnung hatte mich nicht getäuscht, doch geschah etwas ganz Absonderliches. Ich sah, wie sich plötzlich das Fenster des Bodens öffnete, wie eine Gestalt hinaus sich schwang, auf das Dach des Stalles fiel, dann mit keckem Sprunge in den Hof gelangte und, schnell die Balken des Hofthores wegziehend, in das Freie eilte. Ich hatte sogleich den Gefährten meines Opfers erkannt. Nun war ich schon zur Hälfte in Sicherheit.

Das Folgende kannst Du Dir denken. Als Niemand herabkam, ging ich mit dem Wirthe hinauf; wir fanden den Alten ohne Katze, ohne Tasche — durchstoßen, im Blute schwimmend, das Tischmesser lag daneben, der Junge war fort. Ein schreckliches Halloh! erschallte, aber da die meisten der Gäste nicht viel besser als Banditen waren, kümmerten sie sich nur oberflächlich um dieses Ereigniß.

Daß der Junge der Raubmörder gewesen, stand bei Allen fest, weshalb hätte er sonst fliehen sollen? Ich mußte

eine Aussage vor dem Dorfrichter machen und erklärte, daß ich vor dem Jungen den Boden bereits verlassen habe, der Mord müsse also nach meinem Fortgehen geschehen sein, das wurde auch natürlich von den Knechten bestätigt, die mich zeitig genug erblickt hatten, außerdem gab ich genau an, was ich unterwegs bemerkt hatte: den Widerwillen des Jungen, die Aengstlichkeit des Alten, was denn der Wirth bestätigte.

Nachdem ich mit diesem die Beute getheilt, verließ ich das Haus. Die Leiche des Alten wurde eingescharrt, da Niemand nach ihm sich erkundigte. Sein Gepäck, aus welchem übrigens Nichts ersichtlich war, lieferte man an das Kloster ab, wo es vielleicht heut noch schimmelt. Ich hatte angegeben, daß der Alte sich mit seinem Pflegling nach Orleans habe begeben wollen, dies war die entgegengesetzte Richtung, denn mir lag durchaus nicht an der Ergreifung des Flüchtlings, er kam auch glücklich durch, ich hörte Nichts wieder von ihm. Als ich später wieder nach Landon kam, sagte mir der Wirth, es sei ein Mann im Orte gewesen, der genau nach den Umständen des Mordes geforscht und dann wieder das Haus verlassen habe. Jenen Knaben nun — den flüchtigen — habe ich gestern wieder gesehen. Er fiel mich an, er rief: „Mörder!“ Es ist der Lieutenant von Saint-Croix.“

„Ei, ei, mein lieber Morel,“ sagte Lachaussée, „das ist eine böse Geschichte — na, wir wollen sehen, wie sie zum Guten für Dich zu lenken ist. Woher weißt Du denn vor allen Dingen, daß der Mann Saint-Croix sich nennt?“ fragte der Kammerdiener, den Genossen scharf fixirend.

„Ich könnte sagen: Das Gerücht ist auch mir zu Ohren gekommen, welches den Lieutenant als den Galan der Marquise bezeichnet, aber ich will offen sein. Vielleicht kann sogar diese Sache uns eine mächtige Hülfe werden. Hier —

hier sind Papiere, die ich in der Tasche fand, welche der Alte sich an seiner Hand befestigt hatte, daraus geht hervor, daß der Junge Gaudin von Saint-Croix heißt, daß der Alte Jacques Tonneau genannt wurde, auch werden die Eltern des Jungen — —"

„Her damit," rief Lachaussée emporspringend, „her damit! Das ist mehr werth als zehn gefüllte Geldkatzen." Er entriß Morel die Papiere so heftig, daß sie auf den Erdboden fielen, dann faltete er sie auseinander, breitete sie auf dem Tische aus, durchflog die Schriftzüge und blieb endlich mit den Augen auf einer Stelle haften, nach deren Lesung er plötzlich mit lauter Stimme rief: „Das ist es! das ist es — dieses ist das Hauptstück, mein ist er jetzt vollkommen. Diese Papiere behalte ich," schrie er. „Aber Lachaussée" — entgegnete Morel mit furchtsamer Stimme. „Keine Widerrede," brüllte der Kammerdiener. „Du bist in meiner Hand — wie sie Alle sind — Alle sag' ich. Ein Wort über Deine Lippen und ich weiß, was zu thun ist. Du bist Dieb, Räuber, Fälscher, Mörder — Alles gewesen und bis jetzt durch ein wunderbar günstiges Geschick dem Verderben entgangen — hüte Dich, daß Du nicht durch mich an das Tageslicht gezogen wirst, bleibe in Deinem Dunkel und lasse Dich nur hin und wieder sehen, wenn Deine Freunde Dich rufen."

„Aber ich will doch auch meinen Antheil haben," sagte Morel dreist sich erhebend. „Deinen Antheil, Du sollst ihn haben. Aber sei gescheidt. Der Lieutenant von Saint-Croix ist mir genauer bekannt als Du ahnest, ich weiß, wie er schnell und hitzig, kräftig und unerschrocken handelt, wenn er Deiner ansichtig wird — bist Du geliefert, also sei auf Deiner Hut. Bleibe in des alten Huet's Laboratorium, Du stehst nun ein Mal in dem Rufe ein Adept zu sein, weil Du ein paar Jahre lang mit den Markt-

schreiern umhergezogen bist, die ihre Rattengifte für Heilmittel verkauften — sei mit dieser Ehre zufrieden und schweige."

Morel brummte wohl noch einige Reden in den Bart, aber Lachaussée nahm gar keine Rücksicht darauf. Er ordnete die Papiere sehr sorgfältig und band sie dann zusammen, klopfte Morel auf die Schulter und sagte: „So — nun haben wir Alles. Du kannst gehen, wenn Du mir sonst Nichts mitzutheilen hast?" „Nein," sagte der Verblüffte. Lachaussée öffnete ihm die Thür und der Famulus Huet's ging die Treppe hinab, über den Hof, durch die Pforte, von wo aus er sich in die Straße hinein verlor.

Lachaussée verbarg, in dem Zimmer zurückgeblieben, die erhaltenen Papiere sorgfältig in seiner Truhe. Dann machte er einige Male einen Gang durch den Raum und stand vor dem Tische wieder still. „Ich muß ihn herbeischaffen," sagte er zu sich selbst. „Ich muß ihm die Hölle heiß machen. Alles ist dazu angethan, den Herrn, der mich gedemüthigt, vernichtet hat, in den Staub zu treten. Vorwärts."

Lachaussée ergriff einen Bogen Papier, rückte sich das Dintenfaß heran und begann zu schreiben. Die Feder flog hastig über das Papier dahin, zuweilen hielt der Schreiber inne, dann stieß er Bemerkungen aus: „Vortrefflich!" „gut so," oder er lachte auf, endlich schloß er das Schreiben, siegelte es und machte die Aufschrift. Sie lautete:

An den General-Controleur der hohen
Geistlichkeit von Rheims,
den Wohledlen Sieur Hanyvel von Saint-Laurent.

Lachaussée trug dieses Schreiben zur Post, dann verfügte er sich in die Straße Cimetiere. Wir haben bereits gesehen, daß der Brief des Kammerdieners seine Wirkung that. Der Sieur von Saint-Laurent kam nach Paris.

Familienscene.

„Aber Sie werden mir doch zugeben müssen, wenn Sie noch einen Funken Gefühls für die guten Sitten in sich haben, daß die Aufführung Ihrer Gattin eine scandalöse ist."

„Große Welt, mein werther Herr Schwiegerpapa — große Welt. Sie verkennen die noblen Eigenschaften, welche in uns liegen und die so kleinliche Begriffe, wie sie ein Krämer des Marais hegt, gar nicht aufkommen lassen."

„Mein Herr Schwiegersohn, wenn Sie es denn durchaus wissen wollen: Ja, ich bin eine solche Krämernatur, ich habe solche sonderbaren Begriffe von Ehre und Ruf, von Sitte, ich gehöre in dieser Beziehung auf den Marais und ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich sogar ebenso grob, ebenso unhöflich, ebenso rücksichtslos wie ein solcher Krämer werden kann, wenn es gilt, die Ehre meines Hauses zu vertheidigen."

„Ich habe nie daran gezweifelt, Herr Civillieutenant, und bitte Sie mich mit Proben Ihrer Ehrenhaftigkeit, oder mit den Beweisen der Rücksichtslosigkeit zu verschonen. Ich lebe von ihrem Gesellschaftskreise vollkommen getrennt, desgleichen meine Gattin, Ihre reizende Tochter, also kümmern Sie sich nicht weiter um unseren Hausstand, den wir führen werden, wie es uns beliebt. Wenn ich mit meiner Gattin einig bin, so haben die Verwandten durchaus nicht danach zu forschen, ob wir uns wohl dabei befinden, wir rufen weder Sie, mein lieber Papa, noch Sie, meine Herren Schwäger."

Dies waren Theile einer Unterhaltung, welche zwischen dem Marquis von Brinvilliers und dessen Schwiegervater, dem Civil=Lieutenant Herrn von Aubray, so wie den beiden

Brüdern der Marquise, Henry, ebenfalls Civil-Lieutenant, und Michel, königlichem Rathe, stattfand. Das täglich mehr und mehr in die Oeffentlichkeit tretende Verhältniß, welches zwischen Maria von Brinvilliers und Saint-Croix bestand, hatte der hochstehenden und sehr angesehenen Familie bereits die unangenehmsten Scenen bereitet. Ganze Fluthen anonymer Schmähbriefe waren in das Hôtel Aubray gekommen, die müßige und stets nach unsaubern Neuigkeiten spähende Dienerschaft, vor deren Augen die Marquise mit ihrem Galan täglich vorüberging, lieferte den berühmtesten und berüchtigtsten Kneipen der Hauptstadt Schilderungen des sonderbaren Verhältnisses, welches im Hôtel Aubray zwischen den beiden Gatten sich gebildet hatte und bei Hofe war, wie wir wissen, diese pikante Neuigkeit schon längst Gegenstand der Unterhaltung. Am meisten hatten aber die Brüder und der Vater in ihrer Stellung durch die Amtsgenossen zu leiden. Man hielt damals noch viel auf die Robe und auf den Talar, man ward sehr leicht dazu gebracht, einen Collegen im Rathe oder in der Session mit gehässigen Blicken zu betrachten, wenn man erfahren hatte, daß in seiner Familie irgend eine Persönlichkeit existire, welche den Ruf der Genossenschaft, die Würde der Räthe durch ihren Wandel befleckte. Mit solchen Gesinnungen im Herzen hatten Viele jener alten Herren die Frondezeit durchgemacht und sich lange gegen die Gewalt Mazarins, Anna's von Oesterreich und des gesammten Hofes gehalten; ihre Söhne erbten diese Begriffe und verloren sie erst als die Entsittlichung den höchsten Grad erreichte. Unter solchen Umständen war es erklärlich, daß dem Civil-Lieutenant und seinen beiden Söhnen der Lebenswandel Maria von Brinvilliers und ihres Gatten ein Gräul sein mußte. Anfangs hatte Herr Dreux d'Aubray seinen Schwiegersohn freundlich und väterlich gewarnt, was der Marquis mit sehr

heitrem Blicke ertrug. Als die Zusammenkünfte Saint-Croix's und Maria's dessenungeachtet nicht eingestellt, sondern vielmehr erst recht absichtlich der Welt gezeigt wurden, hatten die Brüder den Marquis ins Gebet genommen, was Herr von Brinvilliers sehr übel vermerkte und dunkle Reden von Ritterlichkeit, von Degenkreuzen und dergleichen mehr fallen ließ. Endlich vereinigten sich Vater und Söhne zu einem gemeinschaftlichen Angriff auf den Marquis, dem der blasirte Ehemann jedoch fast beleidigende Heiterkeit und Gleichgültigkeit entgegensetzte.

„Sie würden wohlthun, Herr Schwager," begann nun der Rath Michel, „einen weniger herausfordernden Ton anzunehmen. Bedenken Sie, wie schwer uns diese Unterredung wird, bedenken Sie aber auch, daß die Ehre unseres Standes befleckt wird durch die Aufführung Ihrer Gattin, durch Ihr eigenes Gebahren. Wenn ich in die Bureau's meiner Abtheilung trete, glaube ich alle Gesichter auf mich gerichtet, ich wähne tausendfaches Gezischel zu hören und jedes zufällige Wort greife ich mit einer wahren Sucht auf, denn ich vermeine immer irgend eine boshafte Anspielung zu hören. Ja, neulich sagte mir der alte Rath, von Serran, geradezu: „Ich habe Ihre Frau Schwester heute in Holze von Rambouillet nicht gegrüßt, weil ich keinen Gruß von dem Lieutenant haben wollte, mit dem sie im offenen Wagen fuhr."

Marquis von Brinvilliers schlug seine Beine übereinander und lächelte boshaft. „Sagen Sie doch mein lieber Michel dem Herrn von Serran: Er möge das ein Mal dem Herrn Lieutenant von Saint-Croix ins Antlitz schleudern, der Herr College würde wahrscheinlich keine Berechnungen für die hohe Rathskammer mehr attestiren."

„Aber das gehört gar nicht hieher," rief jetzt Herr

Henry d'Aubray, der ältere Bruder, aufspringend. „Wir wollen von Ihnen durchaus etwas Bestimmtes erlangen."

„Was? etwa Geld? meine Herren, das haben Sie gewiß besser und reichlicher als ich."

„Herr Marquis treiben Sie mich nicht zum Aeußersten. Sie fordern heraus," rief der alte Civillieutenant. „Ich bin der Vater, das Haupt der Familie und habe das Recht, die Pflicht, mein Herr, einen Wandel der Meinigen zu regeln, der durch Ihre unverzeihliche Gleichgültigkeit, durch Ihr eigenes Vergessen aller Würde des Namens, den Sie führen, ins Straucheln gekommen ist. Es ist meine Pflicht, die Tochter, welche ich Ihnen gab und welche Sie ohne jede Warnung, mit einer beispiellosen Mißachtung aller häuslichen Sitte, in die Arme Ihres wüsten Freundes lieferten, von dem gefahrvollen Wege, den sie wandelt, zurückzuhalten — wenn es sein muß: mit Gewalt."

„Mit Gewalt," wiederholten die Söhne, eine drohende Haltung annehmend.

Der Marquis von Brinvilliers lehnte sich mit dem Rücken gegen einen reichverzierten Schrank und indem er von den Aermeln seines Wammses die Stäubchen abklopfte und mit den Fingern in die Luft schnippte, sagte er: „Gewalt! meine Herren bedenken Sie doch wer Sie sind, wer ich bin — wer mein Freund Saint-Croix ist. Wenn Sie ihre alten Paradedegen, die schon zum Begräbniß des seeligen Mathieu Môlé*) paradirten, als Sie, Michel und Henry noch Knaben waren, wenn Sie ihre alten Waffen mit der Klinge des Lieutenants oder mit der meinigen kreuzen wollten, so würden Sie bald inne werden, daß hinter den Folianten und Aktenstößen die Fechterkünste nicht gedeihen."

---

*) Hauptperson in der Frondezeit.

„Mein Herr," rief Henry. „Ich messe mich gern mit Jedermann, wenn es die Ehre meiner Familie gilt. Wir sind beschimpft, tödtlich beschimpft durch das scandalöse Verhältniß, welches Sie nicht nur dulden, sondern befördern. Wir werden Sie zwingen, dieses Verhältniß zu lösen."

„Und wodurch zwingen? durch Gewalt wie Sie im Chor wiederholten?"

„Ah — Sie sind ein —"

„Herr Civillieutenant," fuhr Brinvilliers auf, neben sich greifend, wo bei seinem breiten Hute ein kostbarer Degen lag. „Herr Civillieutenant, bedenken Sie, was Sie sprechen. Ich achte noch Ihr Hausrecht; zwingen Sie mich nicht, es zu vergessen."

„Gewalt, Herr Schwiegersohn," sagte Aubray der Vater," muß ja nicht immer den Degen in sich schließen. Es giebt, Gott sei Dank, noch andere gewaltige Mittel und die Hand des Königs kann zuletzt ein Bündniß zerreißen, dessen Knüpfung ein furchtbares Aergerniß gewesen ist."

„Ah — Sie meinen den König. Sollten Se. Majestät, die uns schwerfälligen Ehemännern durch die Liebe zu Fräulein von La Vallière, in neuester Zeit, wie man sagt, zu Frau von Montespan ein so erhabenes Beispiel geben, der harmlosen Zuneigung Saint-Croix's zu meiner Gattin zürnen?"

„Sie sind sehr keck, Herr Marquis; aber man wird Mittel finden, diese Keckheit niederzuschlagen. Wir müssen ein Gespräch endigen, dessen Inhalt uns schließlich zu weit führen würde. Wir müssen sie zum letzten Male fragen: Sind Sie gesonnen, mein Herr Schwiegersohn, dem Lieutenant Gaudin von Saint-Croix den Besuch Ihres Hauses fortan zu verbieten?"

„Meinem Freunde Saint-Croix den Besuch meines Hauses verbieten?" lachte der Marquis. Ei, den Teufel

auch, wie käme ich dazu? Gaudin ist der Retter meines Lebens, er hat mit mir manche vergnügte Stunde getheilt, er ist ein prächtiger Kerl, und ich werde mich hundert Mal besinnen, ehe ich auch nur einen Laut des Mißtrauens oder der Eifersucht gegen ihn entschlüpfen lasse. Ein Mal weil ich ihm nicht so gegenübertreten will, und dann vielleicht gerade deshalb, weil Sie, meine Herren, mich zwingen wollen. Wir werden sehen, wer von uns am längsten aushält: Sie mit Ihren Angriffen gegen mich oder ich mit meiner Vertheidigung, welche nur darin besteht, daß ich Sie auslache."

Der Marquis begann ein fürchterliches Gelächter aufzuschlagen. Die drei Männer sahen sich starr an, nur Henry zuckte den Arm und umfaßte den Griff seines Degens, worauf der Marquis von Brinvilliers mit schneller Bewegung seine Waffe ergriff, aber der alte Civil-Lieutenant trat zwischen Beide.

„Wir wollen diese Unterredung nicht also endigen," sagte er mit gepreßter Stimme. „Aber hören Sie mich, Herr von Brinvilliers: Von heute an sind Sie und Ihre Gattin, meine Tochter Maria, die Herren dieses Hotels. Ich verlasse die Mauern, in denen ich gezwungen sein würde, mit Euch Beiden verkehren zu müssen. Ich verlasse Paris, um jede Begegnung mit Ihnen zu vermeiden, der es sich angelegen sein läßt, seine Schande, die Schande der Familie als eine Art von Verdienst, als einen Ruhm für sich in die Welt zu blasen. Leben Sie weiter so fort, mein Herr — ich beneide Sie um Ihre Stirn nicht; aber meine Tochter werde ich zu befreien suchen von Ihrem Freunde; ich will es unternehmen, Ihnen Beiden die Rechtschaffenheit aufzubringen, will den Gegenstand bei Seite zu schaffen suchen, der den geraden Weg hemmt, — und wenn ich dabei zu Grunde gehen sollte, so werden meine Söhne das Werk

vollenden, ohne Furcht vor Ihrem und Ihres Genossen Degen. Noch giebt es eine höhere Gewalt als die der Klingen: das Gesetz. Und wenn nichts mehr helfen sollte, dann, Herr Marquis, will ich Sie, den erbärmlichen Hahnrei, öffentlich beschimpfen, damit Sie gezwungen werden, mir Ihren Stahl in die Brust zu stoßen; besser, mein Blut befleckt meine Robe, als die Schande meine gesammte Familie."

Brinvilliers wurde ernst; er fühlte, wie die Worte des alten Mannes gleich Keulenschlägen sein Haupt trafen. Hätte der Civil-Lieutenant zärtlich, im Tone eines bittenden Vaters zu ihm gesprochen — vielleicht wäre dadurch eine Aenderung in der Gesinnung erreicht worden; so aber bäumte sich der Stolz, welchen die Wüstlinge jener Zeit in sich trugen, mächtig empor.

„Glauben Sie nicht, mein Herr von Aubray," begann Brinvilliers ruhig, „daß ich unter dem Gewicht Ihrer Worte unterliege, wenn ich schweigend Sie anhörte. Sie danken es Ihrem Alter, daß ich so gelassen bleibe. Ich dachte in diesem Augenblick nur daran, wie wohl ein junger Mann von mir behandelt werden würde, der solche Worte mir in's Antlitz geschleudert hätte. Sie sind ein alter Mann, Herr von Aubray."

„Henry! Michel!" rief der Civil-Lieutenant, „kommt, meine Söhne, wir scheiden von ihm, dem Verlorenen. Noch einmal, Herr von Brinvilliers: ich warne Sie. Der Mann, welcher Ihren Namen beschimpft durch die verbrecherische Neigung zu Ihrer Gattin, kann eines Tages gegen Ihre Brust das Schwert zücken. Er kann Ihr Peiniger werden, Ihr Teufel. Wenn Sie dann von Reue und Scham zerfleischt umherirren, wenn die Spötter mit Fingern auf Sie, den Geprellten, weisen, dann werden wir Ihnen in unserm Hause eine Zufluchtstätte eröffnen. Fahren Sie wohl, Herr

Marquis von Brinvilliers, das Hôtel Aubray steht Ihnen zu Gebote."

Sie verließen in gewaltiger Erregung das Zimmer und kurz darauf das Haus. Eine lange Reihe von Dienern begleitete sie. Der Marquis von Brinvilliers blickte dem Zuge nach. Seine Stirn legte sich in tiefe Falten und er sagte leise: „Eine Zuflucht bei Euch? wäre es möglich? wenn der Alte wahr gesprochen hätte? Ich will einmal mit Gaudin reden."

Während in dem Hôtel Aubray diese eben erzählten, höchst peinlichen Vorgänge stattfanden, spielte in dem Hause des alten Chemikers und Ausstopfers Huet am Platz Maubert eine ganz andere Familienscene. Hier stand vor dem Alten der junge Herzog René Damarre mit dem Hute in der Hand und erzählte mit schwunghafter Stimme, wie er gestern glücklich zum Doctor der Sorbonne gemacht worden sei, worüber Meister Huet sein Erstaunen in so ungeheuchelter Weise an den Tag legte, daß ihm beinahe seine Glasretorte geplatzt wäre, in welcher er so eben eine neue, kostbare Mixtur verarbeitete; denn es war doch schon immer Etwas, so jung und bereits den Doctorhut tragen zu dürfen.

„Nun aber, Meister Huet," sagte René mit Zögern, „nun komme ich mit einer besonderen Bitte."

Sprecht, Herr Doctor," sagte der Alte; ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, Euch einen Dienst zu erweisen."

„Ihr wißt, fuhr der neue Doctor fort," daß nach der Erlangung der Würde ein Jeder, der mit dem Hute des Doctors Beliehenen, den großen Schmaus herrichten muß; Ihr wißt, daß die Versammlung der Studenten gewöhnlich

in der Straße la Bourbe stattfindet, und so haben wir uns denn, vier neue Doctoren an der Zahl, zusammengethan, um den Doctorschmaus gemeinschaftlich zu veranstalten. Da wollte ich Euch, mein werther Meister, denn bitten — —"

„Theil an dem Mahle zu nehmen," fiel Huet rasch ein. „Gern, sehr gern, mein werther Herr, ich bin gern mit jungen, fidelen Leuten zusammen."

„Sie — Ihre uns sehr schätzbare Gegenwart — mein werther Meister," entgegnete René mit Zögern, „sie wird uns gewiß erfreuen; aber — das war es nicht allein. Ich wollte eigentlich bitten, mir Ihre — Sie kennen ja den Brauch, dem zufolge jeder Theilnehmer des Doctormahles eine Dame mitbringen darf, die natürlich von dem unbescholtensten Rufe, von reinen Sitten sein muß, sonst verweigert der Festrichter ihr den Zutritt. Wer würde die vorgeschriebenen Bedingungen nun wohl besser erfüllen, als Ihre schöne, tugendsame und liebenswürdige Tochter, Fräulein Amande. Ich wage also die Bitte auszusprechen: gestatten Sie mir, das Fräulein zum Doctorschmause in die Straße la Bourbe führen zu dürfen."

Der alte Huet hob sein Haupt verwundert empor und schaute den jungen Doctor ganz verdutzt an. „Hm," sagte er nach einer Pause, „das ist recht schön, ist eine Ehre für meine Tochter; aber wird sie auch einwilligen?"

„Ich glaube doch wohl."

„So? sind Sie dessen gewiß? Und dann, Herr René, ich bin in den Gebräuchen nicht so bewandert; meinen Sie nicht, daß es für ein Mädchen denn doch ohne ihren Vater, ohne die Mutter — wenn eine da ist — gar zu keck erscheinen dürfte, wenn sie sich unter eine so große Zahl junger, lebhafter Männer begäbe?"

„Die Wissenschaft heiligt, Meister Huet."

„Recht gut, ich habe allen Respect vor der Wissenschaft, das können Sie mir bezeugen, aber wie lange wird es dauern, und der Wein verdrängt die Wissenschaft. Dann, lieber Herr René, werden Sie aus eigener Erfahrung über die Vorgänge urtheilen können, welche in der Straße la Bourbe sich begeben."

„Ihre Tochter steht unter meinem Schutze."

„Gewiß, ich bin überzeugt, Sie werden Ihr nicht das Geringste geschehen lassen. Aber bedenken Sie: wenn ein Scandal entstände?"

„Herr Huet! unter Doctoren? unter Männern aller Wissenschaften?"

„Ach mein bester, junger Freund, noch hat man keine Lehrsätze erfunden, die so mächtig überzeugend wirkten, daß sie alle Leidenschaften verstummen machen. Meine Amande ist sehr eigensinnig und heiklich im Punkte des Anstandes und der Sitte. Sie ist nicht mehr in das Haus La Vienne's zu bringen, seitdem der nächtliche Tumult die Nachbarn in Feuer und Flamme gesetzt hat. Ah — da kommt sie; nun wollen wir sehen. Gott — das Kind ist so niedlich. Noch liebt sie nur ihren alten Vater; wenn ich andre Mädels sehe — —"

Wirklich trat Amande, hübscher als je, in das Laboratorium, sie grüßte erröthend den jungen Herzog und blieb in einiger Verlegenheit vor ihrem Vater stehen.

„Mein Schatz", sagte Huet. „Ich muß eine Frage an Dich richten!"

Da Huet sehr ernst bei diesen Worten aussah, hielt es Amande für gerathen, ein wenig Comödie zu spielen, obwohl ihr der Inhalt der Frage sehr wohl bekannt war.

„Mein Himmel, was ist denn geschehen?" rief sie.

„Nun, nun mein Kind," beruhigte Huet. „Es ist nichts Schreckhaftes. Hier, Herr René, der vorgestern den

Doctorhut der Sorbonne gewonnen hat, giebt nächstens mit einigen Freunden den üblichen Schmaus. Er hat die Güte gehabt, Deiner zu gedenken und bittet mich, die Einwilligung zu geben, daß Du ihm als Dame bei der Tafel zur Seite sitzen dürfest. Wie denkst Du denn über die ganze Sache? he? rede ein Mal, mein verständiges Kind. Nun geben Sie Acht," flüsterte er leise René zu.

Amande schlug die Augen auf und blickte den jungen Herzog bedeutungsvoll an, der seine Heiterkeit kaum zu verbergen vermochte, dann sagte sie ruhig, und mit einem reizenden Lächeln:

„Oh, einen Doctorschmaus? das habe ich mir schon längst gewünscht. Ich freue mich ungemein darauf."

Der alte Huet stand wie eines seiner Crystallpräparate, so starr und regungslos. Er hatte fest darauf gerechnet, sein Kind werde die Einladung ausschlagen, oder mindestens darauf bestehen, nur in Gesellschaft ihres Vaters dem Schmause beizuwohnen, statt dessen ging das sonderbare Mädchen sogleich auf den Antrag ein. Er sammelte sich ein wenig und entgegnete dann:

„Ei nun ja — liebe Amande, aber hast Du auch bedacht, lauter junge Männer?"

„Bin ich denn das einzige Frauenzimmer in der Gesellschaft?"

„Nein, aber lauter junge Männer?"

„Oh — wenn Herr René dabei ist, so fürchte ich mich nicht."

„Aber mein Himmel, Herr René ist ja auch ein junger Mann."

„Aber ein sehr verständiger."

„Gewiß, mein Kind, allein wenn die Mehrzahl der Anwesenden nun weniger verständig ist als Herr René? was soll dann der Einzelne thun?"

„Oh — es sind doch auch viele gesetzte Männer anwesend," fiel René ein.

„So —?" fragte Huet. „Nun dann Herr René, dann werden Sie es mir nicht übel deuten, wenn ich ohne alle Umstände, wie Sie es mir bereits anboten, Ihre gütige Einladung annehme, dann ist ja auch jedes Hinderniß gehoben, denn wenn der Vater dabei ist, darf die Tochter sich ohne alle Frage zeigen. Topp! Ihre Hand, Herr Doctor, ich werde mit Ihnen auf die gute Zukunft anstoßen."

Das war nun freilich durchaus nicht René's Absicht gewesen. Er hatte sich das Zusammensein mit Amande so reizend ausgemalt, er sah sich im Glanze seiner neuen Würde, gefeiert und geehrt von den Anwesenden auf dem Doctorschmause, und obenein beneidet um die schöne, liebenswürdige Dame, welche er zur Tafel geleitete — und nun mußte der alte, wunderliche Huet mit von der Parthie sein. Indessen half da Nichts.

Wenn der Alte, was freilich selten geschah, sich dem Willen der Tochter ernsthaft widersetzte, so geschah es vielleicht, daß Amande gar nicht die Erlaubniß erhielt, und was wäre dann für René jener Abend gewesen? Er hatte von seinem pedantischen Vater erst nach sehr eindringlicher Rede die Erlaubniß erhalten, den Doctorschmaus mit ausrichten zu dürfen, bei welcher Gelegenheit der Herzog Claude Damarre fühlen lernte, daß er bald nicht mehr den jungen Manne allzusehr bevormunden dürfe.

Wenn nun nach diesen verschiedenen Kämpfen René ohne die schönste Zierde des Festes, ohne seine Dame ererschienen wäre, wie würden die Studenten gekichert haben, die vor ihm sonst einen bedeutenden Respect besaßen, da René ein Rechtsgelehrter erster Klasse zu werden versprach, ein Mann, dessen Rang ihn zu den höchsten Stellen im Königreiche bringen konnte.

René faßte und fügte sich daher, indem er sogleich erwiderte: „Meister Huet, ich freue mich, Sie bei uns in der Straße La Bourbe begrüßen zu können.“ Wobei er im Stillen schon den Plan ausarbeitete, dem alten Huet so weit wie möglich von seiner Tochter entfernt einen Platz an der Doctortafel zu bestimmen. Amande warf ihm einen dankenden Blick des Einverständnisses zu, und erwähnte noch ein Mal, wie sehr sie sich auf den schönen Abend freue.

„Uebermorgen Abend also,“ sagte René, „werde ich die Ehre haben, Sie Beide in einer Miethskutsche abzuholen. Der Weg ist ein wenig lang, aber wir werden ihn schnell zurücklegen. Sorgen Sie für Pelze und Kapuzen, denn es wird spät.“

„Ich werde mich recht schön putzen, Herr René,“ lachte Amande. — „Oh, das hätte ich fast vergessen, mein Fräulein. Sie müssen ein Paar grüne Tannenzweige in die Hand nehmen, das ist so Brauch.“ Er empfahl sich mit einem pfiffigen Lächeln.

„Ein charmanter junger Herr,“ sagte Huet, sich die Hände reibend, als René das Laboratorium verlassen hatte. „Ich glaube, man könnte ihn liebgewinnen,“ warf Amande ein, indem sie einige Gläser bei Seite schob, um ihr glühendes Antlitz zu verbergen.

Als René das Haus Huet's verließ, dunkelte der Abend bereits herein. Es war eine feuchte neblige Luft, die Laternen brannten gluthroth und die Leute eilten schnell aneinander vorüber. René, der in das Hôtel Damarre wollte, ging durch die Straße Perdu bis zum Quay de la Tournelle, um die kleine Seine-Insel zu gewinnen.

Zu derselben Zeit hatte der Lieutenant Saint-Croix das Hôtel verlassen, um sich in seine Wohnung zu begeben, welche in der Straße Saint-Victor lag. Auch er mußte die Insel passiren.

Die dritte Person, die zu jener Zeit sich auf den Gassen umhertrieb, war Morel, der mit seinem Genossen, dem Gauner Pecheur, den Schritten des Lieutenants folgte. Da Morel trotz der Warnung Lachaussée's es dennoch für gerathen hielt, einen Angriff auf den Lieutenant zu wagen, umlauerte er seit einigen Tagen das Hôtel Aubray, um den rechten Augenblick zu ergreifen, das heißt: dem Lieutenant einen Banditenstreich zu spielen, wobei derselbe, wie Morel hoffte, schlechter fortkommen sollte als Camille Théria. Die Angriffe auf Personen und Eigenthum waren zu jener Zeit an der Tagesordnung, weshalb man sogar eine Art von Bürgerwache zur Unterstützung der Polizei errichtet hatte.

Als die Strolche den Lieutenant das Hôtel Aubray verlassen sahen, folgten sie ihm in der Entfernung. Sie sahen, wie er die Brücken betrat, dann schlug er den Weg zum Quay de la Tournelle ein, woselbst noch eine vollständig öde Gegend jeden Verkehr mit Menschen ausschloß, denn die Holzplätze der Gemeinde von St. Genovefa zogen sich längs des Quay's und boten zahlreiche Schlupfwinkel für die Betreiber unsauberer Gewerbe.

Saint-Croix näherte sich also diesen einsamen Gegenden. Es war rings um ihn her Alles wie ausgestorben, nur von der Straße Perdu kam ein Mann, in seinen Mantel gehüllt, auf den Platz zu. Eben wollte der Lieutenant in die Straße des Bernadins einbiegen, als ein heftiger Schlag seinen Rücken traf und ihn fast zu Boden schleuderte. Saint-Croix taumelte gegen die Mauer des Hauses, hielt sich mit Mühe aufrecht, war aber doch nicht so betäubt, daß die Vertheidigung unmöglich gewesen wäre. Mit einem verzweifelten Sprunge rettete er sich über die Straße, seine ganze Kraft zusammennehmend lehnte er sich

gegen die Wand, riß den Mantel von seiner Schulter, wickelte ihn um seinen linken Arm und zog den Degen.

Er zitterte heftig von der Gewalt des Schlages, legte sich jedoch aus und begann mit lauter Stimme den in den Straßen von Paris oft zu hörenden Ruf auszustoßen: Aux voleurs! Fast in demselben Augenblicke sah er sich von zwei Männern, deren Gesichter mit Ruß geschwärzt waren, angefallen. Der Eine hatte eine Art von Pike, welche er dazu benutzte, die Degenstöße des Lieutenants zu pariren, während der Andere sich emsig bemühte, einen Netzüberwurf gegen Saint-Croix zu schleudern. Der Kampf wurde hitziger. Schon zwei Mal hatte Saint-Croix das umstrickende Netz zurückgeworfen; aber der erste Schlag, der ihn getroffen, wirkte nachhaltig genug, um seine Kräfte erlahmen zu machen. Die Strolche rückten immer näher, und so tapfer der Angegriffene auch um sich hieb, sah er dennoch den Augenblick herannahen, wo er unterliegen mußte.

„Aux voleurs!“ brüllte der Lieutenant wieder in die Dunkelheit der Gasse, — da tauchte plötzlich einige Schritte von den Kämpfenden eine Gestalt aus dem Nebel; ein Degen blitzte und pfeilschnell warf sich der Helfer auf die Banditen. „Hieher ihr Schufte,“ rief er, „hieher.“ Seine Klinge fuhr nach beiden Seiten, schlug die Pike zurück und klirrte gegen das Eisen derselben. Die Strolche, welche sich so unvermuthet in ihrem Werke gestört sahen, hatten nicht Eiligeres zu thun, als nach verschiedenen Richtungen hin die Flucht zu ergreifen, wobei der Eine stolperte und einen starken Hieb Saint-Croix's empfing, der ihn laut aufheulen machte.

Wenig Minuten später befand sich der Lieutenant mit seinem Retter in der einsamen Gasse allein. Saint-Croix verschnaufte sich erst, dann trat er zu dem Unbekannten und reichte ihm die Hand.

„Mein Herr," sagte er mit einer, von der Wuth des Kampfes noch bebenden Stimme, „ich danke Ihnen mein Leben. Sie werden mich verbinden, wenn Sie Ihren Namen nennen, damit ich ihn meinem Gedächtnisse einprägen kann. Vielleicht bin ich einst im Stande, Ihren trefflichen Dienst zu vergelten. Ich bin Gaudin von Saint=Croix, Lieutenant bei den Dragonern von Tracy."

„Und ich mein Herr," entgegnete der Helfer, die Hand des Officiers schüttelnd, „bin der Doctor der Rechtswissenschaft, René Damarre. Mein Vater ist Herzog, aber Sie können mir glauben, daß ich auf die That von heute Abend ebenso stolz bin, als wenn ich auf einem Turnierplatze eine Lanze gebrochen hätte. Meine Hand hat ein Menschenleben gerettet."

„Ohne Zweifel, Herr Herzog. Sie würden einen Sterbenden gefunden haben, wenn Sie einige Minuten später gekommen wären. Ich bin Ihnen hochverpflichtet und bitte um Ihre Freundschaft."

„Sie ehren mich, Herr von Saint=Croix. Aber es scheint, als habe Sie der Kampf doch gewaltig erschüttert. Nehmen Sie meinen Arm und kommen Sie. Ich werde Sie in Ihre Wohnung geleiten."

„Zur Straße Saint=Victor, wenn ich bitten darf."

Die Beiden gingen Arm in Arm durch die Gasse. — Die Söhne einer Mutter! ohne zu ahnen, welche geheimnißvollen Bande sie mit einander verknüpften, wanderten sie durch die Nacht dahin, ihre Herzen schlugen Brust an Brust. — Hätten Beide gewußt, was sie sich gegenseitig waren, was sie sich sein konnten — die Menschheit wäre vielleicht nie durch die schreckliche Geißel heimgesucht worden, welche dereinst Saint=Croix schwingen sollte. —

Vor dem Hause des Lieutenants angelangt, verabschie=

beten sich die neuen Freunde gegenseitig. „Wann werde ich Sie wieder sehen?“ fragte der Lieutenant.

„Das läßt sich schwer bestimmen, denn ich habe in den nächsten Tagen meinen Kopf sehr voll,“ entgegnete René lachend. „Ich bereite den Doctorschmaus vor, — aber da fällt mir ein — ich glaube, es ist das ein guter Gedanke — wie wäre es denn, wenn Sie den festlichen Abend mitmachten? he? Uebermorgen in der Straße la Bourbe, der Ort ist die bekannte Taverne zum „Wappen von Paris.“ — — Um acht Uhr des Abends beginnt das Fest. Sie werden sehr lustige Gesellschaft finden; Männer von der Feder und Männer vom Degen und eine gehörige Anzahl schöner Frauen. Bringen Sie eine Dame mit — desto besser. Ich empfange Sie und wir wollen uns prächtig die Zeit vertreiben. Nun? Sie kommen, nicht wahr?“

Saint-Croix schlug ein. „Ich werde Theil nehmen an Ihrem Feste; das Weitere findet sich.“ Noch ein Mal schüttelten sie sich die Hände, dann trat der Lieutenant in den Hausflur und René ging die Straße hinab, sein blankes Rappier unter dem Mantel in Bereitschaft haltend und sorgfältig umherblickend. Aber die Strolche blieben fern und er kam unangefochten in das Hôtel Damarre.

— — — — — — — — — — — —

Als Saint-Croix am folgenden Tage die Marquise wiedersah, erzählte er sogleich das Abenteuer und beschrieb die anmuthige Gestalt seines Retters.

„Wir werden dem Doctorschmause beiwohnen, Maria,“ sagte er. „Es kann nichts Harmloseres geben. Damen sind ebenfalls gegenwärtig, also Du kannst ohne Scheu dem Feste beiwohnen.“

„Ich gehe mit Dir, Gaudin,“ antwortete die Marquise. „Ein solches Fest ist gewiß reizend und nicht alltäglich. Die Damen des Hofes werden vielleicht wieder Stoff haben,

über die Marquise von Brinvilliers herzuziehen, deren Umgang die Schüler der Sorbonne sind, und das mögen sie umhertragen; auch Frau von Sevigné hat einem Doctorschmause beigewohnt."

„Ich freue mich sehr auf den lustigen Abend," entgegnete Saint-Croix. „Endlich eine Abwechselung. Die Leute sind mitunter sehr langweilig."

Als René Damarre am Morgen nach jenen Ereignissen in das Frühstückszimmer seiner Eltern trat, bildete sein nächtliches Abenteuer die Hauptunterhaltung. Die Herzogin konnte nicht umhin ihrer Angst Worte zu geben, während der Vater erfreut dem Sohne die Schulter klopfte.

„Ja," sagte René. „Ich bin wirklich mit mir zufrieden gewesen. Meine Stöße und Hiebe trafen so genau und hafteten so glücklich, daß ich mich versucht fühlte, den Kampf zu verlängern, leider hatten die Banditen keine Degen."

„Und ist Dein Schützling glücklich, ohne alle Verwundung davon gekommen?" fragte der Herzog.

„Gewiß. Er erhielt nur einen unsanften Stoß in den Rücken, aber seine Haut ist vollkommen heil, so heil zwar, daß er mir versprochen hat, meinem Doctorschmause beizuwohnen. Ich werde Staat mit ihm machen, es ist ein bildhübscher Officier und zwischen den dunklen Wämmsern der Männer von der Feder, nehmen sich ein Paar Uniformen recht gut aus."

„Bei alle Dem haben wir bis jetzt noch immer nicht den Namen erfahren," sagte die Herzogin. „Wer ist denn nun eigentlich der Gerettete?"

„Es ist ein Lieutenant von den Tracy-Dragonern, Namens Gaudin von Saint-Croix."

„Wie? der ist es?" sagte der Herzog betroffen.

Die Herzogin aber stieß keinen Laut aus. Nur ihre Mundwinkel zuckten wie durch verborgene Fäden in Bewegung gesetzt, krampfhaft hin und her; ihre Hand umklammerte den Fuß des Tisches, damit sie nicht hinabgleite, und mit großer Kraft suchte sie das Stöhnen zu unterdrücken, welches aus ihrer Brust hervordringen wollte.

René und der Herzog bemerkten es nicht. „Siehst Du nun, mein Sohn," fuhr der Herzog fort, „wie gefährlich so zufällige Bekanntschaften, selbst wenn man sie in ehrenhaftester Weise macht — sein können? Jener Herr von Saint-Croix ist es, der seit einiger Zeit durch sein Verhältniß mit der Marquise von Brinvilliers den bösen Zungen so viel Stoff zum Reden giebt. Du kannst ihn nicht in die Gesellschaft Deiner Freunde bringen."

„Oh — das ist schlimm," sagte René. „Aber was soll ich thun? ich kann doch nicht die Einladung rückgängig machen. Lassen wir ihn kommen. Es ist ein sehr feiner Cavalier und er dürfte sich schon so einzuführen wissen, daß Niemand gegen seine Anwesenheit wird sprechen können. Ich bin übrigens ja im Stande mein Wort darauf zu geben, daß mir seine Beziehungen zur Brinvilliers fremd sind, denn ich kümmere mich nicht um die Scandalgeschichten. Ich habe mehr zu thun. Von Jedem, der am Schmause Theil nimmt, können wir ja ohnehin kein Führungsattest verlangen."

„Du bist seit einiger Zeit so selbstständig, René," zürnte der Herzog, „daß Du die Rathschläge Deines Vaters glaubst entbehren zu können. Meinetwegen. Ich wünsche Glück zum Schmause."

„Herr — wende das Unheil von den beiden Kindern!" betete leise die Herzogin.

Eine Unterredung in der Diebskneipe.

Kalt und schneidend fegte der Wind durch die Straße Cimetière, an deren äußerstem Ende ein Mann, etwa um die elfte Nachtstunde, seinen Führer entließ, der ihn von der Brücke St. Michel bis hierher unter Vortragung eines Windlichtes geleitet hatte.

Als der Mann allein war, schritt er zu dem Eingange der Bettler- und Gaunerherberge, die wir bereits kennen, und spähte sorgfältig umher. Aus dem Dunkel des Flures trat eine Gestalt auf ihn zu, deren Gesicht eine schwarze Halbmaske bedeckte. Das Antlitz des Suchenden wurde zwar nur nothdürftig von der trüben Laterne des Thorbogens erhellt, aber dennoch genügend, um die Züge erkennen zu lassen. Der Maskirte trat daher dicht auf den Mann zu und sagte halblaut: „Herr von Saint-Laurent?“

„Ich bin es, mein Freund. Wer seid Ihr? wohin wollt Ihr mich führen?“

„Beides werden Sie erfahren, wenn Sie mir folgen. Sie müssen jedenfalls meine Einladung nicht für werthlos erachtet haben, da Sie sich so pünktlich einstellten. Gehen wir?“

„Führen Sie mich.“

„Ich bitte den unsaubern Ort zu entschuldigen, allein wir bedürfen der Abgeschiedenheit.“

„Der Ort wird dem Geschäft entsprechen.“

„Warten Sie das ab, Herr von Saint-Laurent.“

Der Maskirte schritt nun über den Hof. Herr von Saint-Laurent folgte. Er hatte seinen Mantel locker gemacht und unter demselben den Degen halb aus der Scheide gezogen, was in der That keine unnütze Sicherheitsvorbe-

reitung zu sein schien, denn während der Promenade über den Hof, huschten einige höchst verdächtige Individuen an den Beiden vorüber, oder blieben sogar einen Augenblick stehen, den Weitergehenden sehr sonderbare Blicke nachsendend, Blicke, die sich fast durch den Mantel und von da bis in die Taschen bohrten. Aus dem Erdgeschosse drangen die klimpernden Töne zweier verstimmten Guitarren, wozu ein heiserer Gesang erschallte.

Der Maskirte geleitete den Herrn von Saint-Laurent über einen Hausflur, dessen Dielen von Fuß zu Fuß auf Federn oder Versenkungen zu ruhen schienen; er stand endlich still, öffnete eine kleine Thüre und trat in ein Gemach.

„Einen Augenblick Geduld," sagte er zu Saint-Laurent, indem er ein Licht anzündete.

„So — ich bitte, treten Sie ein."

Saint-Laurent folgte der Aufforderung. Er stand dem Maskirten gegenüber.

„Damit Sie nicht," sagte dieser „den Wahn hegen, als wollte man Ihnen an's Leben, werde ich die Thür nicht schließen. Halten Sie sich mit dem Rücken gegen dieselbe." Mit diesen Worten nahm er seine Maske ab.

„Lachaussée!" rief Saint-Laurent. „Ich wußte es vorher."

„Sie besitzen ein gutes Gedächtniß für Physiognomien, Herr von Saint-Laurent, denn es ist lange her, daß wir uns nicht sahen."

„Ich wollte, wir hätten uns nie wieder gesehen. Ihre Person ist mit meinem schlimmen Geschicke verbunden."

„Sie sind aufrichtig, Herr von Saint-Laurent," entgegnete Lachaussée, „und Sie haben Recht, wenn sie sagen: Ich sei mit Ihren Geschicken verbunden, doch wird es von Ihnen allein abhängen, ob diese Geschicke sich schlimm für Sie gestalten."

„Ohne Vorrede, wenn ich bitten darf. Nennen Sie Ihre Bedingungen, denn der Brief, der mich nach Paris gerufen hat, kam doch sicherlich nur von Ihnen."

„Gewiß. Und haben Sie den Inhalt genau erwogen?"

„Allerdings. Sie pochen auf die Anwesenheit meines natürlichen Sohnes, der eine gewisse Stellung in der Welt einnimmt, die — —"

„Ganz geeignet ist, seinen Vater, den General-Bevollmächtigten, Controlleur und Vertreter der Geistlichkeit, gewaltig zu compromittiren. Es ist ein seltsames Gewebe. Die Mutter eine Herzogin von Damarre, eine für engelrein gehaltene Frau, die schon einst ihren Gatten hinterging. Der Vater ein Verführer, der feig und herzlos die Unglückliche verließ, um sich vor dem Altare mit einer reichen, vornehmen Dame zu verbinden, der das Kind der Liebe hinausstieß in die weite Welt, nur der Obhut eines alten, vielleicht erkauften Dieners es anvertrauend, der wieder — vielleicht sage ich — durch den erkauften Mörderstoß fiel — der Mitwisser aller dieser Geheimnisse: Pierre Amelin Lachaussée, der Galeerensträfling — eine herrliche Sippschaft, um damit unter die Leute zu treten."

Saint-Laurent biß sich die Lippen. Aehnlich so hatte Exili gesprochen, sein böser Stern führte ihn diesen Leuten entgegen, zwei Feinde mußte er in den Sand strecken.

„Mein Freund," begann er mit erkünstelter Ruhe, „Sie scheinen Ihre Macht, die Mittel mir zu schaden, bedeutend zu überschätzen. Wenn ich wirklich, wie es ja leider nicht in Abrede gestellt werden kann, einst schwer und strafwürdig fehlte, kann man mir in der That die Sünde meiner Jugend heute noch anrechnen? wer will auf mich den Stein werfen?"

„Nun, Herr von Saint-Laurent," lachte Lachaussée, „was Ihre große Jugend anbetraf, so könnte ich recht wohl

Bericht darüber erstatten. Sie wußten ganz prächtig, was Sie unternahmen, Sie hatten Alle von Susannen entfernt, die ihr noch theuer waren, Sie bereiteten das Unglück vor — wenn ich so sagen darf. Aber lassen wir das. Wenn Sie sagen: es sei ein geringer Vorwurf, der Sie treffen könne, so lache ich dazu, denn Sie wissen am besten, wie gefährlich die Entdeckungen Ihnen werden können, Sie können ganz genau die Tiefen des Abgrundes ermessen, in welchen Alle, die mit dem Geheimnisse in Berührung kommen, geschleudert werden."

„Auch Sie, mein Lieber!" rief Saint-Laurent. „Auch Sie, bedenken Sie das wohl."

„Pierre Hanyvel von Saint-Laurent," rief der Bandit mit fürchterlicher Stimme, „ich trage die Lilie auf meiner Schulter*), Du hast sie mir verschafft; das Eisen des Bagno sank herab und brannte mir zischend das Zeichen in mein Fleisch. Ich habe geduldet. Ich war verloren, ehe ich durch Deine schleichende Macht nach Toulon kam, denn Du hattest mir Susanne entrissen. Ich habe es getragen. Ich bin ein gefährlicher Geselle, den ein unzeitiges Geplauder an den Pranger der Oeffentlichkeit bringen kann. Ich zitt're nicht davor — und einen solchen Menschen, ein solches Wesen, denkst Du mit Phrasen von Abgrund oder Verderben zu schrecken? Ha! ha! ha! Diese Herren von Rheims sind weichlich und komisch."

Saint-Laurent sah, daß der Bandit nicht zu erschüttern sei, er zog daher andere Seiten auf.

„Nun also, was fordert Ihr? setzt ein für alle Mal die Summe an, die Ihr begehrt, damit ich Ruhe vor Euch habe."

„Ich führe ein zwiefaches Dasein, Herr von Saint-

*) Die Form der Brandmarke jener Zeit.

Laurent," sagte Lachaussée. „Ein Mal bin ich der Diener der Familie Damarre, dann der Freund meiner Freunde, deren Tummelplatz nach vollbrachter Arbeit diese Schenke ist. Wir hängen sehr aneinander und die Ehrlichkeit ist unter Banditen mehr zu Hause als unter Generalpächtern, deshalb machen wir gemeinschaftliche Kasse. Jeden Ersten des Monats theilen wir, wie es nur sein muß, und der Schatz wird an sichrem Ort verwahrt. Kommen wir Alle gut davon, so finden wir für den Spätabend unsres Lebens ein anständiges Sümmchen. Wer bleibt, den beerben die Andern. Ich habe mich schon zurückziehen wollen, aber ich bin mit den Leuten so verzweigt, wie Sie, Herr von Saint-Laurent, mit mir, man nestelt sich nicht so leicht wieder von ihnen los."

„Also Ihr Preis?" rief Saint-Laurent ungeduldig. „Sie sollen den Preis nennen, denn daß es nur auf Erpressung abgesehen war, konnte ich mir denken, als ich den Brief erhielt."

„Für meine Freunde und für mich — Achttausend Dukaten."

„Sie sind theuer, Herr Lachaussée."

„Ich taxire meine Kunden richtig. Sie können das sehr wohl entbehren. Aber wir sind noch nicht fertig."

„Noch nicht? was fordern Sie denn noch? ich dächte, Sie hätten genug davon."

„Denken Sie nicht, daß ich nur um Geld mit Ihnen mich streite. Nein; Sie werden vielleicht hohnlächeln — meinetwegen. Hören Sie denn mich, den Banditen, an: Ich rufe Ihnen zu, retten Sie Ihr Kind! Das ist die zweite Bedingung, die ich für mein Schweigen stelle."

„Wie? was verstehen Sie darunter? ich soll den Lieutenant — —"

„Denken Sie an die Prophezeiung, die Ihnen einst

so entsetzlichen Schrecken einflößte. Gaudin ist in den Händen einer gefährlichen Frau, der Weg, den er wandelt, ist ein schlüpfriger, ringsum drohen Abgründe. Wer weiß, wie das Schicksal seine Fäden und Netze wirft, in denen der Verblendete sich todtzappeln wird, gleich dem Fische, der gefangen, auf's Trockene gezogen, elend verkommen muß. Herr von Saint-Laurent, ich befehle Ihnen, das Kind Susanne Damarre's zu retten."

„Sie sind ein Wahnsinniger. Wie — ich sollte den Lieutenant von der Marquise entfernen? lassen Sie die Prophezeiung immerhin in Erfüllung gehen, ich bin vor dem bösen Einflusse gesichert durch meine Stellung, vorausgesetzt, daß Niemand über die Herkunft des Abenteurers Etwas erfährt, und dafür bezahle ich Sie, mein Freund. Sie erhalten Ihre Achttausend Dukaten und damit basta. Verschonen Sie mich mit Familienscenen."

„Und es heißt noch, wir Gauner hätten kein Herz?" rief Lachaussée. „So ein Herr, ein halber Priester, er sträubt sich die Seele seines Kindes zu retten? Ah — das ist unerhört. Sie werden Alles aufbieten, um den Lieutenant aus Paris zu entfernen, Sie haben Mittel genug dazu, also — an's Werk. Ist er fort von hier, dann wird das Unheil sich zerstreuen und ich habe Susanne doch einen Theil der Last vom Herzen genommen, aber ich rathe Ihnen, verlieren Sie keine Zeit. Vielleicht ist es zu Ihrem eigenen Glücke, wenn Sie meine Befehle befolgen."

„Sprichst Du mir von Befehlen?" brüllte Saint-Laurent mit der ganzen Wuth des beleidigten Edelmannes, „Du Bandit? Nun wohlan, so höre: Von jetzt ab Kampf zwischen uns, bis Du wieder vernichtet bist. Ein Wort von mir und Du wanderst in den Kerker. Wir wollen sehen, wessen Aussage mehr gilt, die meine oder die des Bewohners der Schmutzhöhlen von Paris. Du kannst nur

aussagen. Weiter Nichts, und wo gälte Dein Wort? Du hast keine Beweise weder gegen mich noch gegen Susanne. Die Briefe, die ich Dir schrieb, läugne ich ab, Tonneau ist todt und mit seiner Seele folgen die Beweise in alle Winde. Ich thue schon zuviel, wenn ich Deine Schwätzereien mit Achttausend Dukaten bezahle."

Lachaussée blieb vollständig ruhig.

„Herr von Saint-Laurent," entgegnete er, „haben Sie die Güte, mir einige Fragen zu beantworten, bevor wir weiter mit einander reden. Wollen Sie?"

„Mache es kurz."

„Nun Nummer Eins: Besitzen Sie gute Augen?"

„Was soll das?"

„Beantworten Sie doch meine Fragen. Ja?"

„Nun denn — ja — mein Gesicht ist scharf genug."

„Können Sie auf — fünf Schritte etwa bei diesem Lichte ein Siegel, eine Unterschrift, einen Stempel erkennen?"

„Ich denke wohl," sagte Saint-Laurent von sonderbaren Ahnungen erfaßt. „Was wollen Sie mir zeigen?"

„Also mein Herr von Saint-Laurent, wenn Sie auf fünf Schritte bei diesem Lichte — Siegel — Stempel — Unterschriften zu erkennen vermögen, dann treten Sie dorthin, mit dem Rücken an die Wand."

Mechanisch folgte Saint-Laurent dem Befehle des Banditen. Lachaussée blieb hinter dem Tische stehen. Er zog einige Papiere hervor, entfaltete eines derselben, von welchem ein Siegel herabhing und hielt es so, daß es grell von dem Lichte beschienen ward.

„Kennen Sie dieses Dokument?" sagte er mit dumpfer Stimme:

„Ah — Ah —," kreischte Saint-Laurent. „Es sind die Papiere Jacques Tonneau's, ich bin verloren."

„Der Mörder des Alten hat mir die Dokumente verkauft. Ja, mein Herr von Saint-Laurent, die Freundschaft der Banditen ist wohl zu etwas nütze. Sie hat mich auch von der Anwesenheit Ihres Sohnes bei den Truppen Sr. Majestät in Kenntniß gesetzt."

Saint-Laurent starrte den Kammerdiener sprachlos an, dann plötzlich fuhr seine Klinge aus der Scheide und mit einem gewaltigen Sprunge stürzte er sich auf Lachaussée, indem er versuchte, ihm durch einen kühnen Griff die Papiere zu entreißen.

„Heraus Bandit, mit dem Nachlasse des Gemordeten," schrie er. Aber Lachaussée war auf seiner Hut. Als der Sieur gegen ihn ansprang, bog er sich zurück, drückte die Papiere fest an sich und zog ein Pistol aus der Tasche seines Mantels.

„Keinen Schritt weiter, Herr von Saint-Laurent, oder ich schieße," rief er.

Saint-Laurent taumelte zurück. „Sie werden sich besinnen," setzte Lachaussée ruhiger hinzu. „Nicht wahr? in drei Tagen erwarte ich Sie wieder hier um diese Zeit. Jetzt gehen Sie voran, mein Herr, denn der Weg wird Ihnen hoffentlich bekannt sein, ich muß mir den Rücken decken."

Saint-Laurent verließ, einem Gespenste an Bläße gleichend, das Zimmer. Er taumelte hinaus in den Hof, der Kammerdiener folgte ihm, mit der Pistole in der Hand. Als sie bei den Fenstern des Erdgeschosses vorübergingen, schallte wieder Gesang heraus:

Einen Schwarzrock, einen Mann von Welt,
Den hab' ich pfiffig um die Börse geprellt.
Mit der Liebe hab' ich's angestellt,
He — sa — sa — pan — pan.

So lautete der Text des Gassenhauers, oder vielmehr der Diebesweise. Saint-Laurent stöhnte vor Zorn und Un-

ruhe, denn er war in den Händen des Banditen, der ihn jetzt eskortirte. Noch in dem schmutzigen Eingange hörte er die Schritte seines Peinigers hinter sich, dann trat der Sieur in die Straße. Wieder stieg ein Entschluß schnell in seinem Innern empor, er wandte sich, hastig den Degen zückend, um — Lachaussée war verschwunden und die Klinge des Herrn von Saint-Laurent fuhr pfeifend durch die leere Luft.

Blutiger Doctorschmaus.

Welch' ein glücklicher Abend für einen Liebenden, der den angebeteten Gegenstand zum ersten Male als sein Eigenthum den Augen der erstaunten Menge zeigen kann.

Wie lächelt er still selig vor sich hin, ganz mit dem Gedanken beschäftigt an die nahe bevorstehenden Triumphe, welche die schöne, reizende Geliebte feiern wird, wie neidisch ihn die Freunde betrachten und wie hoch die Andern sein Glück preisen werden.

Die Stunden rinnen so träge, so bleiern dahin, bis endlich der ersehnte Augenblick herangenaht ist, und doch — doch möchte er wieder die Zeit zurückhalten, weil sie ihm noch zu schnell dahineilt, er möchte das reizende Wesen immer so freudestrahlend vor sich sehen, wie sie vor ihm stehen wird, wenn er sich ihr naht, um sie zum Feste zu geleiten.

Das waren ungefähr die Gedanken René Damarre's, als er sich in einer Miethskutsche der Wohnung des alten Meister Huet näherte. Das schwerfällige Gefährt hielt endlich still. René sprang heraus, eilte durch das Gitter zum Thorwege und zog die Glocke.

Morel öffnete. Er trug den Arm in der Binde, weil, wie er angab, seine Hand beim Arbeiten im Laboratorium verletzt worden war. René eilte in die Wohnung Huet's, woselbst er Amande schon im allerliebsten Festtagsputze vorfand. Sie hatte sich um ihre Schultern ein Mäntelchen gelegt, welches mit Goldschnüren verbrämt war, auf ihrem schönen Haare prangte ein kleiner Hut aus weißem Filz, den zwei goldene Nadeln hielten, auch trug sie ganz prächtige Ketten statt der Bänder an ihrem Mieder.

„Nun," rief René lustig, „das ist schön, reizend. Ei, wie wird man mich beneiden! Wo ist Meister Huet?"

Der Chemiker öffnete soeben die Thür. Er hatte sich, als ein Diener der Wissenschaft, in den würdevollsten Anzug seines Standes geworfen. Eine braune Schaube, die allerdings noch ein wenig im Schnitte der Zeit Ludwig's XIII. gehalten war, umwallte seine Gestalt; der spitze Hut, wie ihn die Doctoren trugen, war mit dicken, aus schwarzseidenem Bande geformten Rosen verziert; ein breiter, gestickter Kragen fiel auf seinen Hals herab, und damit er sich als ein Mann von „Mitteln" schon äußerlich zeigen könne, blitzten zwei herrliche Ringe an seinen hageren Fingern.

„Wir sind bereit, lieber Herr Doctor," rief der Alte. „Kommen Sie. Noch einen Augenblick gestatten Sie mir nur nach dem Laboratorium zu gehen, ich will dort die nöthigen Befehle an Morel geben, denn der Meister Exili arbeitet heute Nacht daselbst."

„Wirklich? dieser Exili ist also Euer beständiger Gast?" fragte René, nachdem Huet das Gemach verlassen hatte.

„Er hat dem Vater viel Neues gezeigt," entgegnete Amande. „Du weißt, wer ihm nur ein seltsames Experiment vormacht, hat seine ganze Neigung gewonnen."

„Ich möchte den Italiener wohl ein Mal sehen, Amande. Kann ich nicht irgendwo sein Antlitz erschauen?"

„Weshalb?"

„Der Mann macht viel von sich reden und wer weiß, wann ich wieder Gelegenheit haben werde."

„Tritt auf den Hausflur, während ich mir die Kapuze und meinen Mantel umlege. Ich glaube wohl, er wird den Vater bis zur Thür des Laboratoriums geleiten."

René eilte in den Flur. Nach wenig Augenblicken erschienen Huet und Exili richtig in der Thüre. Letzterer trug die Lampe und empfahl sich seinem Collegen. René hatte Muße genug, das wunderliche Antlitz des römischen Doctors zu betrachten.

Als der Vater der schönen Amande von dem Italiener Abschied genommen, dauerte es nicht mehr lange, bis die Drei im Wagen saßen, der sogleich in schwerfälligem Trabe den Weg nach der Straße la Bourbe einschlug.

Während die Drei so überglücklich (jeder in seiner Weise) dahin fahren, wollen wir die Gesellschaft betrachten, welche sich im Gasthause „Zum Wappen von Paris" zur Feier des Doctorschmauses eingefunden hatte. Das Gasthaus hatte Herrn Alain Cocq zum Wirthe und Eigenthümer, der es sich sehr angelegen sein ließ, die Räume seines Hauses wohnlich und zugleich mit einer gewissen Eleganz herzurichten, die freilich nicht im Entferntesten dem Prunke gleichkam, welcher im Hause des Herrn La Vienne herrschte. Dafür verkehrten aber auch bei Alain Cocq ganz andre, solide Leute. Man richtete hier die Hochzeiten und Gevatterschmäuse der kleinen Bürger des Faubourg St. Marcel aus, die Armbrüstschützen von Montrouge hielten hier ihre Zusammenkünfte, bei denen es allerdings nicht immer besonders ruhig einherging. Aehnlich verliefen die Feierlichkeiten der Studenten, welche sich seit einiger Zeit das Haus Alain's zum Sammelplatz erkoren hatten, aber der Wirth war ein Freund der Wissenschaft

uud rechnete es sich zur besonderen Ehre, die Mitglieder aller Facultäten in seinen Sälen und Zimmern zu versammeln, wobei er es trefflich verstand, gute und einträgliche Rechnungen zu stellen.

Die Gesellschaft, welche sich Abends zum Doctorschmause einfand, war zahlreich, und die äußeren Erscheinungen zeugten von Wohlhabenheit, zuweilen sogar von einem Hange zum Luxus. Da sah man den ehrsamen Kupferschmied Herrn Nicolin, aus der Straße Coppeau mit seiner Gattin und zwei Töchtern. Sie waren durch den Studenten des College de Presle, Herrn Martineau, eingeführt worden, der im Hause des Kupferschmiedes wohnte. Herr Martineau hatte die Familie besonders lieb gewonnen, denn allgemein wunderte man sich, daß ein Gelehrter bei dem Spektakel, welchen die Hämmer der Kupferschmiede den Tag über verursachten, im Hause verblieb; boshafte Beobachter behaupteten: Herrn Martineau fessele die älteste Tochter des Herrn Nicolin und er habe die Absicht, wenn seine Studien ihm erst eine Stellung verschafft hätten, Fräulein Nicolin zu ehelichen, was man besonders daraus schließen wollte, das Herr Martineau jeden Sonnabend einen Blumenstrauß, Früchte oder dergleichen für Madame Nicolin angeschleppt brachte, um sich die Neigung der Mutter zu erwerben.

Der junge Mann dort unten in der Ecke des Saales, der so angelegentlich mit den hübschen Nätherinnen plaudert, und dabei doch höchst ängstliche Blicke auf die Eingangsthür wirft, ist ein kleiner Marquis von Sallenches. Er soll die Rechte studiren, sein Papa hat ihm den Hofmeister nach Paris mitgegeben, der junge Marquis liebt es aber, zuweilen selbstständig aufzutreten. Er hat noch Privatunterricht bei einem Doctor der Sorbonne; diese Stunden schwänzt er, um dem Doctorschmause beizuwohnen,

oder einen Spaziergang mit Fräulein Nanon oder Doris zu machen, bis endlich der Hofmeister dahinter kommen wird und die ganze lustige Geschichte mit einer fürchterlichen Strafpredigt endigt.

Jene lärmende Gruppe von Studenten, deren Alter schon über den Kreis der Jugendlichkeit hinausgeht, besteht aus sogenannten „Schimmelköpfen.“ Es sind die alten Stammgenossen der Facultäten. Leute, die schon seit vielen Jahren immerfort studiren, aber nie weiter kommen.

Jedes Mal, so oft die Quartale nahen, heißt es bei ihnen: „Nun — noch drei Wochen und das Examen geht los. Ich schwitze schon vor Angst. Ja, man muß vorwärts.“ Aber das Quartal geht vorüber und die Söhne der Wissenschaft haben wieder nicht die Probe ihrer Kenntnisse abgelegt.

Zuletzt enden sie als Bader oder als Winkeladvokaten. Im ersteren Falle erblicken nach einigen Jahren ihre Freunde, die Etwas geworden sind, wenn sie nach Paris kommen, unter der niedrigen Thür eines kleinen Hauses, welche durch drei messingne Becken verziert ist, eine feiste, gedrungene Gestalt, in der sie bald den ehemaligen Studenten wieder erkennen.

Die Winkeladvocaten haben ein kleines Brettchen unter ihrem Fenster angebracht, worauf der Name zu lesen ist und darüber ist Themis mit Schwert und Waage gemalt. Sie hetzen die Leute zu Processen an.

Heute Abend jedoch vollführen diese Herren einen gewaltigen Lärm. Sie sprechen von ihren Erfolgen, Projecten und Ideen, werfen mit furchtbar gelehrten Brocken um sich, so daß die kleinen wohlhabenden Bürger der Vorstadt, die geputzten Frauen, selbst die niedlichen Mädchen mit weit geöffnetem Munde und starren Augen diese Meerwunder von Gelehrsamkeit anblickten.

Nicht weit davon sitzen in sogenannter bunter Reihe

die frischesten und hübschesten Burschen und Mädchen, die man sich nur denken kann. Ihre blonden oder schwarzen Locken, ihre heiteren Gesichter, die Lebendigkeit aller Bewegungen, das Lachen und Scherzen, die lustigen Reden — dies Alles verleiht den jungen Paaren einen ganz besonderen Reiz, ein Schimmer rosiger, glücklicher Jugend scheint sich um diese Gruppe zu ziehen, und sie würden Alle vielleicht noch lustiger, ungebundener sein, wenn nicht die Väter und Mütter der Damen wie Kreuzerschiffe vor einem Hafen, unausgesetzt beobachtend, dicht an ihnen vorüberstreiften.

Ueberall aber im Saale ist Leben, Bewegung, Unterhaltung; aus der Art sich zu bewegen, erkennt man es, daß die hier Versammelten den schroffen Gegensatz zu den Kunden des Herrn La Vienne bilden. Eine der seltsamsten Gruppen sind die auf einem Punkte zusammengetretenen Lehrer und alten Doctoren der verschiedenen Collegien und Facultäten, welche von den jungen Leuten geladen wurden, um durch ihre Gegenwart das Fest zu verherrlichen. Diese würdigen Herren stehen da mit verlegenen Mienen über die Ehrenbezeigungen, welche von allen Seiten auf ihre Personen herniederregnen.

Die Tafel ist bereits gedeckt. Man schleppt aber noch fortwährend große Weinkrüge herbei, was die Mütter und Väter der geladenen Damen mit sehr ängstlichen, ahnungsvollen Blicken erschauen. Da jedoch die Studenten ihnen als brave, lustige, junge Leute, die meisten sogar als Miether bekannt sind, beruhigen sie sich wieder.

Am äußersten Ende des langen, gedeckten Tisches sind die sechs bis acht hochlehnigen Sessel für die geladenen Lehrer und Vertreter der Facultäten aufgestellt, dann folgen die Plätze der Festrichter. Diese Abtheilung besteht aus den, im vorigen Jahre zu Doctoren gemachten Studenten. Sie haben bei vorkommenden Streitigkeiten zu entscheiden,

und ihre Anwesenheit ist wirklich eine Nothwendigkeit an einem Orte, wo so viele Hitzköpfe beisammen, die von Lust und Leben erfüllt sind.

Ueber der Tafel schwebt an einigen dünnen Seilen ein mächtiger, aus Papier gefertigter Doctorhut.

Es schlägt neun Uhr von der nahegelegenen Kirche der Kapuziner. Jetzt tritt der älteste der Festrichter in den Saal, zugleich mit ihm erscheinen René, Huet und die schöne Amande.

Obwohl alle Welt auf den Beginn des Festes wartete, erregte dennoch der Anblick des hübschen Paares die Aufmerksamkeit der Versammlung. Die schöne Apothekerstochter war der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Einen Theil seines Triumphes genoß also der junge Herzog jetzt schon in vollen Zügen.

Die vier neuen Doctoren traten nun zusammen. Der älteste Lehrer begrüßte sie in einer wohlgesetzten Rede und dankte im Namen der Versammlung für die Einladung. Dann erhielten sie jeder einen Tannenzweig, Musik fiel rauschend ein und ein langer, bunter Zug bewegte sich um die Tafel. Jeder nahm den bezeichneten Platz ein, wobei Meister Huet mit leichtem Stirnrunzeln die Entdeckung machte, daß sein Platz am unteren Ende der Tafel zwischen mehreren alten Herren ihm angewiesen wurde, während Amande und René dicht neben den Festrichtern ihre Sessel einnahmen.

René, der zwar sehr heiter und glücklich war, warf dennoch fortwährend seine Augen umher; sie suchten einige Personen, deren Abwesenheit ihm auffiel: Saint-Croix und dessen Dame. Noch standen die Stühle leer, die ihnen aufbewahrt worden, und der junge Herzog begann schon freier zu athmen, denn er hoffte, dem Lieutenant sei die Einladung wieder aus dem Gedächtniß entschwunden.

Die ernste Rüge des Herzogs hatte René's Gemüth denn doch einigermaßen beunruhigt.

Er bemerkte verschiedene Offiziere an der Tafel. Es waren ehemalige Zöglinge der wissenschaftlichen Institute, welche die Feder mit dem Degen vertauscht hatten und im Kreise ihrer alten Lehrer das Fest mitfeierten. Anfangs glaubte er den Lieutenant unter ihnen zu entdecken, er sah aber bald, daß er sich getäuscht hatte.

Während die Diener Meister Alain Cocq's die Bratenschüsseln herbeitrugen, näherte sich dem Sessel René's ein bleicher, hochgewachsener Mann. Er reichte seine Hand über die Lehne des Sessels hinweg dem jungen Doctor. „Nehmen Sie meinen Glückwunsch," sagte er mit hohler Stimme. Es war Camille Théria. — Unruhig, von den Qualen der Eifersucht gefoltert, suchte Camille überall Zerstreuung, und die Einladung seines Freundes Martineau zu dem Feste war ihm gerade recht gekommen. Er hatte bereits angefangen, die treulose Frau zu vergessen, deren Herz sich einem Andern zugewendet.

Schon war die ungezwungenste Heiterkeit allgemein. Doctor Retrier, einer der alten Lehrer, hatte den üblichen Trunk auf König Ludwig ausgebracht, dessen Huld den Genossen der Fakultäten so viele Privilegien verlieh. Wie noch heute bei Zweck- und Ehrenessen, fehlte auch hier im Hause Alain Cocq's bei dem Doctorschmause die edle Gabe des Gesanges nicht. Einige Studenten standen von den Sesseln auf und begannen vierstimmig das Lied auf die neuen Doctoren zu singen, wobei nach jedem Verse der gesammte Chor, alle Anwesenden, mit lauter, kräftiger Stimme einfielen:

Brüder auf, das Glas zur Hand,
Laßt uns trinken — trinken.
Tara — Tara — Stoßt an!

Heute ist der Ernst verbannt,
Tausend Freuden winken.
Tara — Tara — Stoßt an!
Herr Doctor trinkt, der Wein ist gut,
Ach lüftet Euren Doctorhut —
Stoßet an!

Ihr habt lang genug gewacht,
Manche Nacht studiret —
Tara — Tara — Stoßt an!
Einen Zweikampf durchgemacht,
Als Ihr disputiret —
Tara — Tara — Stoßt an!
Wir bringen's Euch in gutem Wein,
Die Schönen lachen munter drein,
Sie rufen, sie rufen: Stoßt an!

So sangen die muntern Gesellen, indem sie nach jedem Rufe hell die Gläser zusammenklingen ließen. Alles erhob sich, man trank einander zu, man rief: Glück auf! Die Ordnung der Tafel war durch die fröhlichen Gäste selbst gestört.

In diesem Augenblick entstand an dem Eingange Bewegung. Durch eine Gruppe von müßigen Zuschauern, die aus Dienern, Küchenjungen und Bettlern bestand, welche letztgenannte Species sich fast bei allen öffentlichen Festen einfand, drängte sich ein schöner, stattlicher Offizier, der eine ebenso schöne Dame führte. René, der seine Augen überall hatte, erblickte das Paar sogleich und konnte sich nicht enthalten unwillkürlich auszurufen: „Alle Hagel, da sind sie!" „Wer ist es? wer denn?" fragte hastig Amande. — „Laß mich einen Augenblick," flüsterte René, ich bin sogleich wieder hier."

Der junge Herzog sah ein, daß er gute Miene zum bösen Spiel machen müsse. Er eilte daher auf das Paar zu und bewillkommte den Lieutenant. „Der Doctor René,

Herzog von Damarre," sagte Saint-Croix vorstellend, — „die Frau Marquise von Brinvilliers, welche sich meiner Führung anvertraut hat, um das heitere, interessante Fest recht ungestört genießen zu können." — René war verlegen. Die Marquise jedoch schien so unbefangen, sie blickte so heiter auf die belebte Masse der Gäste, daß René sich zufrieden gab. Außerdem begann schon eine erhöhte Stimmung unter der Gesellschaft Platz zu greifen, so daß er hoffte, die Erkundigungen in Betreff der Marquise würden nicht allzu genau ausfallen.

Maria betrachtete den schönen Doctor-Herzog sehr aufmerksam; als René sich umwandte, dem Diener die nöthigen Befehle für seine neuen Gäste zu ertheilen, sagte sie zu Saint-Croix mit leiser Stimme: „Wahrhaftig, Dein Retter hat die Gestalt eines Paladins. Mir fällt nur Etwas ganz besonders auf." — „Nun?" — „Hast Du ihn denn schon recht genau fixirt? er sieht Dir sehr ähnlich. Wenn er Deine schwarzen Haare hätte, ich meine, ihr könntet für Eine Person gelten. Du bist freilich stärker, ernster, aber die Züge gleichen sich merkwürdig." Saint Croix lachte. — „Weißt Du nicht, Maria, daß man behauptet, wir Beide, Du und ich, sehen einander ähnlich?"

René unterbrach das Gespräch. Er kehrte zurück und führte die Beiden an die Tafel. Es wollte das Mißgeschick des jungen Doctors, daß der Lieutenant und seine Dame in der Nähe einiger Offiziere ihren Platz erhielten, welche Saint-Croix natürlich sofort erkannten. Eine sehr vielsagende Stille entstand unter den Gästen. Man grüßte höflich, aber kalt, und die Marquise sah, wie Aller Augen auf sie gerichtet wurden. Maria blieb indeß heiter, richtete sogleich an ihren Tischnachbar ein verbindliches Wort, währenddessen schon der bewegliche Martineau, durch René von Allem unterrichtet, herbeieilte, um die Gäste zu begrüßen.

So sehr nun auch auf die moralischen Eigenschaften der Damen, welche am Feste Theil nehmen sollten, gesehen ward, wagte es doch Niemand, die glänzenden Persönlichkeiten zu belästigen, und nach einer Pause von wenigen Minuten nahm das Fest seinen ungestörten Fortgang.

Zur Unterhaltung der Gäste traten zwei Schüler des Collegiums der Lombarden auf, welche als geborene Italiener eine Art improvisirter Komödie zum Besten gaben. Sie stellten eine sehr komische Doctor-Disputation dar, und der Jüngere der beiden Schüler vertheilte während seiner Scherze an die Damen der Gesellschaft kleine Bouquets aus Tannen- und Wintergrünzweigen zusammengesetzt, wobei er jedes Mal drollige Sprüche zum Vorschein brachte.

„Wo zum Teufel ist Camille Théria hingekommen?" fragte jetzt ein Student den Meister Boutil, einen ehemaligen Gewürzkrämer, den er sich als Gast geladen hatte.

„Ich vermisse ihn auch," sagte Boutil; „wenn ich nicht irre, verließ er den Saal schon, als das Lied gesungen wurde."

„Ja," rief ein Anderer, „er stürzte förmlich aus der Thüre. Aber halt, dort kommt er."

Camille Théria trat wieder in den Saal. Gerade in diesem Augenblicke traten die beiden italienischen Studenten an die Stühle Saint-Croix's und der Marquise. Der Vertheiler der Bouquets richtete an die schöne Frau einige Verse, dann zog er mit den Worten:

„Und so erlauben Sie denn, reizende Prinzessin, daß ich Ihnen als Lohn der Tugend und Schönheit dieses Sträußchen reiche," ein kleines Zweigbouquet unter seinem faltigen Schultermantel hervor. Als er es ihr reichen wollte, fühlte er plötzlich, wie sich eine gewichtige Hand auf seinen Arm legte; noch ehe er sich umwenden konnte, ward er zurückgeschleudert und mit den Worten:

„Keinen Strauß für dieses schamlose Weib," sprang Camille Théria auf Maria von Brinvilliers zu.

Ein panischer Schrecken ergriff die Anwesenden; der Ruf Camille's war so überlaut ausgestoßen, daß er durch den ganzen Saal dahinschallte. Bestürzt eilte René herbei. „Camille! Camille!" rief er, „was thut Ihr? es sind meine Gäste."

„Um so schlimmer für Sie, René, wenn Sie solche Freunde haben," entgegnete Camille. „Dieses Weib ist nicht werth, in Ihrer Gesellschaft zu sein. Wo sind Deine Schwüre, Deine Versicherungen, mit denen Du mich berücktest? wo sind Deine Betheurungen geblieben? Oh — wie ich den rasenden Schmerz hier — hier fühle" schrie der junge Mann ganz außer sich gerathend, der Marquise zu, die trotz ihrer Selbstbeherrschung doch sichtlich erzitterte und erblaßte. In der höchsten Erregung wagte es Camille, seine Hand nach Maria auszustrecken.

„Du mußt mir angehören, Du mußt mein sein," rief er. Bei diesen Worten trat die Veränderung der Scene ein. Saint-Croix, der während des ganzen Vorganges ein düsteres Schweigen beobachtet hatte, sah wohl ein, daß er nun nicht länger mehr müßiger Zuschauer bleiben dürfe. Er nahm seinen Degen, welchen er über die Lehne seines Stuhles gehängt hatte, in die Hand, trat zwischen Camille und die Marquise, und sagte, die Hand des jungen Mannes zurückstoßend: „Genug, mein Herr! Sie mögen eifersüchtig und verzweifelt sein, aber Ihre Schmerzen geben Ihnen kein Recht, Beleidigungen gegen meine Dame auszustoßen. Noch ein Wort und Sie werden es bereuen."

„Um des Himmels Willen, das giebt Unheil," rief Huet."

„Meine Herren! meine Herren! Besonnenheit," riefen viele Stimmen.

„Wo sind die Festrichter?" fragten Andere. Camille

sah und hörte nichts mehr. War es nicht genug, daß er sich verlassen, verachtet, durch einen Andern ersetzt fand? mußte dieser Andere ihn auch noch durch eine Drohung demüthigen? Das war zu viel.

„Bei Seite, mein Herr, ich bitte Sie," rief Camille. „Sie haben kein Recht auf Maria von Brinvilliers — ich, ich habe es." Er faßte Saint-Croix's Brust und suchte ihn bei Seite zu schleudern. Die Marquise schrie laut auf, ebenso die Gäste. Der Lieutenant schlug mit einem heftigen Rucke den Arm Camille's nieder, seine Hitze überwältigte ihn, er blickte auf die wenigen, außer ihm anwesenden Officiere, und vor diesen Männern hatte ein Quacksalber oder Student ihn bei der Brust gepackt.

Der Ruck, mit welchem der Lieutenant den Arm Camille's zurückstieß, war daher ein Schlag; Camille aber nicht der Mann, einen solchen ruhig hinzunehmen, auch er blickte auf seine Genossen, die Studenten, welche neugierig, obwohl ängstlich auf das Ende des Scandals sahen, und trotz aller Rufe, Ermahnungen und Drohungen der älteren Leute, der Lehrer und Freunde rief Camille: „Mein Herr, Sie müssen diesen Schlag mit Ihrem Blute bezahlen."

„Hier, meine Münze," entgegnete Saint-Croix, dessen Degen schon blank war, allein ebenso schnell hatte Camille seinen Mantel zurückgeworfen und fiel, ein Rappier in der Hand, gegen Saint-Croix aus. Die Klingen streiften aneinander und der Lieutenant parirte den ersten Stoß.

„Trennt sie," schrie Alles; „dahin darf es nicht kommen," und mit wahrer Todesverachtung warfen sich René und Martineau zwischen die Kämpfer. Aber das Schicksal wollte ein Opfer. Martineau, der sich vorgenommen hatte, Camille's Arm zurückzuhalten, sprang gerade in dem Augenblicke auf den Wüthenden los, als dieser einen neuen Stoß

gegen den Lieutenant führte. Plötzlich ertönte ein gräßlicher Schrei, und zugleich sah man Martineau die Hände in die Luft schlagen, taumeln und zu Boden sinken, während das Blut gegen die Wand des Saales spritzte. Die Klinge Camille's war ihm gerade durch die Brust gegangen.

Das Grausen, welches sich der Gesellschaft bemeisterte, machte sich endlich in einem allgemeinen Ausrufe Luft, der gleich einer Klage durch den Saal hallte. Dann drängte sich Jedermann zu der Stelle hin, wo der arme Martineau lag, die anwesenden Aerzte eilten um Beistand zu leisten, man hob den Blutenden auf und trug ihn ins Nebenzimmer. Alles war so geschwind, so blitzschnell gekommen, hatte sich so unerwartet, ungeahnt zugetragen, daß die Meisten zu träumen glaubten. Nur Camille, dem das Blut des Unglücklichen über die Hand lief, kreischte laut: „Ach — Gott, ich bin ein Mörder.“ Dann stand er wie in den Boden gewurzelt und stierte den breiten Blutfleck an, der auf der Diele des Saales sichtbar war.

„Rette Dich, Camille,“ riefen die Freunde. „Hinweg mit Dir.“ Schon eilten die geschäftigen Diener Cocq's hinaus, um das Unheil zu verkünden; jammernd stürzten die Mitglieder der Familie Nicolin durch den Saal, und ein Rufen, Wehklagen, tausend verschiedene Rathschläge summten in der Luft. René war außer sich und sein Zustand grenzte an Verzweiflung. Saint-Croix hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Marquise, deren Augen gläsern und feucht, ebenfalls das Blut des Durchstoßenen betrachteten, aus dem Saale zu entfernen.

„Halt, Niemand darf hinaus,“ tönte in diesem Augenblicke der Ruf. „Die Wache naht! ein Mord ist geschehen.“

„Camille fliehe,“ riefen die Studenten. „Hinaus mit ihm.“

Man schob den Unglücklichen zur Hinterthüre. Er

war dergestalt ergriffen von der schrecklichen That, daß er fast unfähig war, sich zu bewegen, seine Freunde mußten ihn gewaltsam entfernen.

„Ich bin ein Mörder! laßt mich," rief er fortwährend.

Der Hauptmann der Runde war auf das Geschrei der Dienerschaft herbeigeeilt, da unglücklicher Weise sein Weg ihn gerade in dem Augenblicke, wo die That geschah, in die Nähe des „Wappens von Paris" führte. Hellebarden blitzten und mit Geräusch traten die Diener der Gerechtigkeit in den Saal. „Besetzt die Thür, rief der Lieutenant. Niemand soll es wagen, den Saal zu verlassen. Wo ist der Mörder? Herr Wirth, schließen Sie alle Thüren ab."

Gerade jetzt kamen die Freunde Camille's wieder zurück, sie hatten ihn hinweggeschafft. „Herr Hauptmann von der Runde," sagte plötzlich eine Stimme, „ich gebiete Ihnen, sofort den Saal zu verlassen. Es ist ein Unglück geschehen, kein Mord; wir, die hier Versammelten, haben ein Recht zu verlangen, daß Sie Ihre Gewaltmaßregeln aufheben."

Der Mann, welcher so sprach, war Doctor Achilles Renard, Haupt der juristischen Facultät und ein würdiger, energischer Greis. Die Gesellschaft lauschte ängstlich seinen Worten.

„Mit welchem Rechte, mein Herr," entgegnete der Hauptmann brutal, „wagt ein so alter Knabe wie Sie, dem Hauptmann der Runde zu gebieten."

„Sie scheinen ein Neuling, Herr Hauptmann," sagte Renard mit großer Ruhe. „Sonst würden Sie als Diener der ausübenden Gewalt das Privilegium kennen müssen, welches König Ludwig XI. den Magistern und ausübenden Männern der Wissenschaft verlieh, nach welchem die also Wirkenden ihr eigenes Gericht haben und wonach Niemand es wagen darf, ihre Personen anzutasten. Ich befehle

Ihnen, den Saal zu verlassen, ich befehle es Ihnen kraft meiner Würde. Verweilen Sie noch einen Augenblick länger, so ziehe ich Sie morgen vor das Gericht der Sorbonne."

Der Hauptmann ward durch die kraftvolle Sprache des Alten eingeschüchtert. „Marsch denn!" rief er seinen Leuten zu. Saint-Croix und die Marquise benutzten diesen allgemeinen Tumult, um aus dem Saale zu kommen. Schon standen Neugierige vor der Thür des Hauses, und als Saint-Croix die Schwelle überschreiten wollte, trat ihm und der Marquise ein Mann gegenüber, der von zweien Fackeln tragenden Dienern begleitet war. Maria von Brinvilliers stieß einen Ruf der Ueberraschung und des Zornes aus: vor ihr stand ihr Bruder Michel d'Aubray, Rath und Richter. „Komm schnell hinweg, Gaudin!" flüsterte Maria dem Lieutenant zu. „Halt," rief der Rath, „bleiben Sie, mein Herr. Bleiben Sie, Madame. Es ist ein neuer Scandal, in den Sie Beide, ganz öffentlich, ohne Hehl verwickelt werden; man ruft Mord? und wer weiß, wie sehr Sie compromittirt werden."

„Mein Herr," rief Saint-Croix, „es ist leider heute schon Blut geflossen; vermeiden Sie neue gewaltsame Handlungen, zu denen Sie mich zwingen werden, wenn Sie nicht den Weg freigeben für mich und diese Dame. Wer sind Sie denn?"

„Der Bruder Ihrer Geliebten."

Saint-Croix schreckte leicht zusammen. „Michel," sagte die Marquise ruhig, „laß mich ziehen, ich habe nichts mit Euch zu schaffen. Vermeide Unheil."

Michel d'Aubray nahm eine Fackel aus den Händen des Dieners und beleuchtete Gaudin von Saint-Croix's Antlitz. „So, mein Herr," sagte er, „ich kenne Sie jetzt. Wir werden uns Beide mit einander abfinden. Greifen Sie nicht an Ihren Degen, damit bin ich Ihnen nicht

gewachsen. Gute Nacht, Frau Schwester.“ Er schritt die Gasse hinab. Saint-Croix und die Marquise eilten schnell von der unheimlichen Stätte hinweg.

„Sollte die erste Frau, die sich mir liebend nahte, wirklich Unheil bringen?“ sagte der Lieutenant zu sich selbst. „Fast scheint es so. Pah! Albernheiten!“ — Er preßte die schweigende Marquise an sich.

Drinnen im Hause ward des Jammers kein Ende. — Die Menge überhäufte René mit Vorwürfen, daß er Saint-Croix geladen. Der arme junge Doctor und Herzog vertheidigte sich so gut er konnte. Es war ein seltsamer Anblick, diese so frischen, jugendlichen Gestalten, welche Alle gekommen waren, einen heiteren, glücklichen Abend zu verbringen, nun mit Kummer, Ernst und Trauer in den Zügen zu erblicken. Wie hatten die niedlichen Bürgerstöchter sich nicht auf den Tanz gefreut, welcher das Fest beschließen sollte, wie hatte Amande stolz und glücklich mit René durch den Saal fliegen wollen? Alles gestört — und dort am Boden des Saales Blut — an der Wand die schrecklichen, anklagenden Flecken. Allmählig leert sich der Raum, den der wehklagende Wirth betritt, um Papier und Schreibzeug zu bringen, denn die Magister und Doctoren wollen ein Protokoll über den Vorgang aufnehmen, welches sie morgen dem Gerichte der Sorbonne einreichen werden. Da ertönt ein Glöckchen. Alles erhebt sich und bleibt stehen. In den Saal tritt ein Priester. Vor ihm der Meßner mit dem Crucifixe, hinter ihm zwei Menistranten. Der Priester trägt einen sorgsam verhüllten Gegenstand, er macht das Zeichen des Kreuzes, Alle beugen sich, und die Diener des Herrn verschwinden in dem anstoßenden Gemache.

Tiefes Schweigen herrscht im Festsaale. Die meisten der Zurückgebliebenen beten leise, denn man weiß jetzt, daß aus dem nahen Kloster der Kapuziner der Priester geholt

worden ist, einem Sterbenden die letzte Oelung zu geben, den Leib des Herrn zu weihen und ihn vorzubereiten zur großen Reise, von welcher die Wanderer nimmer wiederkehren.

Eine halbe Stunde mochte vergangen sein, bevor der Priester wieder erschien. Er segnete die stumme Versammlung noch ein Mal, dann schritt er hinaus aus dem Saale. Wenige Minuten später wimmerte von dem Kloster herüber das Sterbeglöckchen. Eine Seele hatte sich emporgeschwungen. Es war eine heitere, lustige Seele aus einem kräftigen jugendlichen Körper. Der arme, kleine Student Martineau! — — Da lag er — eine Leiche, und vor ihm kniete die ehrliche Familie Nicolin, die Gäste zum blutigen Doctorschmause.

Von Huet und Amande geleitet, wankte René aus dem Hause. „Mein Vater! mein Vater!" rief er. „Wäre ich Dir gefolgt. Aber ich bin unschuldig — es war zu spät. Wie konnte ich das ahnen."

„Beruhige Dich, lieber René," sagte Amande, sanft ihre Hand auf seinen Arm legend.

„Kind," sagte Huet, „der Schmerz und die Aufregung lassen Dich allen Respect so weit vergessen, daß Du es wagst den Herrn Herzog zu dutzen. Beruhigen Sie sich, mein verehrter Herr. Es war ein Schicksal."

Die weiten Räume des „Wappens von Paris" waren schon gänzlich geleert von Besuchern. Durch geöffnete Fenster zog der Nachtwind und bewegte die langen, blonden Haare der Leiche des Studenten. In der Blutlache, welche auf dem Boden des Saales schwamm, spiegelte sich das Licht halbverlöschender Kerzen. —

In die Nacht hinaus jagt auf kräftigem Pferde ein Reiter. Er hat den Hut tief in sein Gesicht gedrückt und

sendet keinen Blick nach Paris, welches er im Rücken hat. Es ist Camille Théria. Er flüchtet. Sein Roß trägt ihn der holländischen Grenze entgegen.

Im Palast Orleans.

Ein sehr elegantes, reizend meublirtes und ganz den Launen der verwöhntesten Damen zusagendes Boudoir war das sogenannte „grüne Kabinet" im Palaste Orleans. Die Fenster dieses kleinen, behaglichen Raumes konnten durch italienische, aus bemalten Binsen zusammengesetzte Vorhänge geschlossen werden, welche nur gerade so viel Licht hindurch ließen, um ein sehr trauliches Halbdunkel in dem Zimmer selbst zu erzeugen.

Große, werthvolle Drehspiegel standen in den Ecken dieses Gemaches. An der Wand gewahrte man eine prachtvolle Toilette. Sie hatte die Form eines zierlich geflochtenen Korbes. In demselben sah man auf der einen Seite große und kleine Flaschen, an denen mittelst silberner Kettchen viereckige, aus dem nämlichen Metalle gefertigte Schilder befestigt waren. Diese Schilder zeigten die Namen der Essenzen und Pomaden, welche sich in den Flaschen und Büchsen befanden. Auf der andern Seite standen zierliche Schminktöpfe, und mehrere offene Schachteln enthielten Nadeln, Kämme, Bürsten, kurz allen Zubehör, dessen eine Dame von Welt für den Putz und die Ausstattung ihrer äußeren Erscheinung bedurfte.

Neben dieser Toilette befanden sich bronzene Kleiderständer, von deren Armen verschiedene schwere, seidene Roben

herabhingen. Coiffüren und zierliche Schuhe waren aufgestellt, Vorräthe von Bändern lagen in großen Massen bereit, zu irgend einem Schmucke verwendet zu werden.

Die Bilder, welche die Wände schmückten, zeugten von dem verweichlichten Geschmacke jener Zeit. Sie stellten Schäferscenen dar, oder waren die Abbildungen einer berühmten Schönheit, deren Namen das Blut junger feuriger Cavaliere schon in Wallung brachte. Ebenso weichlich, ganz für ein sinnliches Träumen, ein üppiges Nichtsthun waren die Meubles eingerichtet. Die kleine Bibliothek enthielt nur Bücher, deren Inhalt in allen ehrenwerthen Häusern verpönt war und die Einer dem Andern nur verstohlen in die Hände steckte.

Man würde nach Betrachten all dieser Dinge sicherlich geschlossen haben, daß das kleine „grüne Kabinet" einer Dame von sehr galanter Lebensweise angehören müsse, daß jene Dame hier eine stille Klause für ihre geheimen Neigungen errichtet habe.

Dies war aber keineswegs der Fall. Das „grüne Kabinet" war wunderlicher Weise — das Boudoir Sr. Hoheit des Herrn Herzogs von Orleans, der sich den einzigen Bruder König Ludwig's des Vierzehnten nannte.

Monsieur, wie man diesen Sonderling bei Hofe und in der großen Welt titulirte, liebte es, sich vollständig von den gewöhnlichen Sitten und Bräuchen zu entfernen. Er hatte einen wahren Abscheu vor männlichen Beschäftigungen. Wenn die Cavaliere ihn zum Ballspiel aufforderten, war Monsieur zu müde, die Fechtübungen ekelten ihn an. Wenn der Herzog hörte, daß eine Jagdparthie beschlossen sei, schützte er Unpäßlichkeit vor, damit er nur nicht das angreifende Vergnügen einer Hetze theilen durfte.

Wer dagegen seine Augen in das Boudoir und die daranstoßenden Räume dringen lassen konnte, der sah, so-

bald es Abend geworden, das wunderlichste Schauspiel. Der Herzog von Orleans zog dann nämlich Frauenkleider an, stolzirte darin einher, schminkte und pomadirte sich, tanzte als Dame verkleidet und stand oder saß stundenlang vor dem Spiegel.

In diesen Unterhaltungen wurde der Herzog durch seine drei Lieblinge, die Herren von Beuvron, den Marquis von Effiat und den Maltheserritter Philipp von Lothringen-Armagnac unterstützt, die in dem Schautragen von Unmännlichkeit mit ihrem Meister wetteiferten.

Monsieur war ein kleiner, recht häßlicher Mann. Ganz der Gegensatz zu seinem schönen, majestätischen Bruder. Er hatte dunkle, tiefliegende Augen, starre Haare, die sich schwer ordnen ließen, eine lange Nase und kleinen Mund.

Seinen Teint hielt er hoch über Alles, denn er flüchtete vor den Sonnenstrahlen und wußte nicht, wie er die Zartheit seiner Haut streng genug gegen die Einflüsse der Witterung bewahren sollte.

Dies war der Mann, dem die politischen Intriguen eine schöne, geistreiche und liebenswürdige Frau: Henriette von England, die Schwester Karl's II. als Gattin zugeführt hatten. Madame konnte unmöglich lange an der Seite dieses sonderbaren Herrn wandeln, ohne ihr Herz einer liebenswertheren Erscheinung zuzuwenden. Sie hatte, wie wir schon wissen, ihre Neigung dem Grafen von Guiche geschenkt.

So sehr der Herzog nun auch durch sein läppisches Wesen das Glück, welches ihm an der Seite der reizenden Frau lächelte, von sich gestoßen hatte, fand Philipp von Orleans dennoch, daß er die Neigung seiner Gattin zu dem schönen Grafen nicht dulden dürfe. Trotz seiner Verzichtleistung auf den Namen eines „ritterlichen Fürsten" regte

sich die Eifersucht in dem wunderlichen Sohne Anna's von Oesterreich.

Nach vielen schlimmen Auftritten wurde endlich der Graf Guiche durch einen Machtbefehl des Königs nach Polen verbannt. Damit ward aber für den Herzog von Orleans keine Ruhe geschaffen; denn die Neigung Henrietten's blieb dem fernen Grafen. Inzwischen hatte die Geduld Philipp's manche harte Probe zu bestehen; man raunte sich einander zu, daß der König trotz der Neigung zu Fräulein von La Vallière seine reizende Schwägerin gern sehe; Philipp von Orleans machte also keine Einwendungen gegen die Zurückberufung des Grafen Guiche, den er im Ganzen weniger fürchtete als den König.

Um sich einigermaßen zu rächen, legte der Herzog sogar eine entschiedene Gleichgültigkeit gegen seine ganze Umgebung an den Tag. Er führte mit seinen drei Favorit-Cavalieren ein sehr zurückgezogenes Leben, ließ sich nur bei Hoffestlichkeiten sehen, wenn ein Befehl ihn rief, und schien für Nichts Sinn zu haben, als für seine weibischen Beschäftigungen.

Madame liebte den Gatten nicht, aber die Gerüchte, welche ihr zu Ohren gekommen waren, veranlaßten sie, den König dringend zu bitten, doch wenigstens den Chevalier de Lorraine, den Ritter von Lothringen, vom Hofe zu verweisen. Die Gemeinschaft des Herzogs mit diesem durchaus verderbten Manne hatte die Herzogin empört. —

Das grüne Kabinet war hell erleuchtet. In der Mitte desselben sah man verschiedene Meubles, Ottomanen und Polster in einen Kreis gestellt. Auf diesen Polstern ruhten vier Personen, die wir nicht näher zu beschreiben brauchen, es waren Philipp Herzog von Orleans und seine weibischen Cavaliere: Beuvron, Marquis von Effiat und Philipp von Lothringen.

Drei dieser Herren, der Herzog, Beuvron und Lorraine, waren in weibliche Kleider gehüllt. Sie suchten jede Stellung anzunehmen, welche gelangweilte Frauen so trefflich wiederzugeben wissen. Der Marquis d'Effiat hatte eine Mandoline in den Händen, zu deren Klange er schmachtende Lieder sang. Es war ein ganz seltsames Schauspiel.

Nachdem der Sänger einige Verse hintereinander gesungen, erhob sich Philipp von Orleans.

„Meine Damen," sagte er zu den verkleideten Cavalieren. „Tanzen wir eine Sarabande. Ich erwähle mir den Chevalier de Lorraine — —"

„Still, Dame Philippa," rief der Chevalier. „Wissen Sie nicht, daß wir hier nur Frauen sein dürfen?"

„Verzeihung, meine Schwester," sagte der Herzog widerwärtig, häßlich lächelnd, „Sie haben Recht. Ich bin strafbar. Als Buße will ich Ihnen einen Kranz sticken. Morgen bereits sollen Sie den Anfang sehen. Aber tanzen wir."

Die närrischen Männer begannen nun eine Sarabande zum Klange von Effiat's Mandoline. Einer suchte es dem Andern an verzierten weibischen Bewegungen zuvorzuthun. Es war ein Drehen, ein Beugen des Kopfes, man suchte die mit eleganten Schuhen bekleideten Füße so graziös wie nur möglich zu setzen; die Arme wurden nach gewissen Regeln gehoben und gesenkt — die Verläugnung aller Kraft, aller Männlichkeit schien diesen weibischen Cavalieren vollkommen gelungen.

Eben wollte der Herzog von Orleans einen Pas ausführen, dessen Gelingen für ein Meisterstück der Tanzkunst galt, als zum Erstaunen und Schrecken der kleinen Gesellschaft die Thür heftig aufgerissen wurde und eine Person mit festem Schritt in das „grüne Kabinet" trat.

Die Wuth, welche der Herzog von Orleans hierüber empfand, wollte sich soeben in den heftigsten Ausdrücken

Luft machen. Zu seinem Glück bemerkte er noch zeitig genug, daß der Eingetretene Niemand Geringeres als sein Bruder König Ludwig war.

Der König stand hoch aufgerichtet mitten in dem Zimmer. Er überblickte, mit einer Mischung von Erstaunen, Neugierde und Zorn auf dem Antlitze, die Scene, ließ seine Augen auf dem Toilettentische ruhen und schüttelte dann verächtlich das Haupt. Die überraschten Schauspieler suchten sich, mit Ausnahme des Herzogs von Orleans, hinter verschiedene Möbel oder Schirme zu verkriechen.

Der König trug einen prächtig verzierten Stock in der Hand, auf welchen er sich stützte.

„Philipp", begann er nach einer Pause, „Herzog von Orleans, was muß ich hier sehen?"

„Es ist eine Maskerade, Sire," entgegnete der Herzog, „weiter Nichts."

„Aber eine unwürdige, unmännliche. Ich habe es nicht glauben wollen. Herr Herzog von Orleans, nicht Sie entehren die Frauen, die Frauen entehren Sie."

„Ew. Majestät stoßen harte Worte gegen Ihren Bruder aus," sagte der Herzog, seinen Aerger nur mühsam verbergend.

„Es ist die Wahrheit, mein Herr, welche ich ausspreche. — Heda! Sie meine werthen Chevaliers, zeigen Sie sich doch vor mir in der selbstgewählten Toilette."

Der König winkte den sich Verbergenden mit seinem Stocke.

Die Geforderten kamen höchst verlegen zum Vorschein.

„Ist es zu glauben, meine Herren," rief der König. „Nein — man muß es sehen. Ich war schon seit längerer Zeit von den wunderlichen Unterhaltungen, welche im Palais d'Orleans stattfinden, in Kenntniß gesetzt; aber ich wollte es nicht glauben. Heut Abend endlich habe ich mich

mit eigenen Augen überzeugt. Männer in Weibertracht! Ah — das ist unwürdig! Ich habe die größte Achtung, die unbedingteste Verehrung vor dem schönen Geschlecht; aber meine Gewalt freiwillig aufgeben, mich in die Tracht der Schwächeren hüllen, ihre Gewohnheiten, ihre Kleinlichkeiten annehmen, — das ist erbärmlich, meine Herren. — Erbärmlich!"

Der König stieß leicht mit seinem Stock den Boden.

„Sire", sagte Philipp von Orleans, „wer hat es gewagt, unsere unschuldigen Vergnügungen Ew. Majestät als etwas Unerlaubtes hinzustellen? Wir finden Geschmack an solchem Zeitvertreib."

„Ah — mein Herr Herzog," rief Ludwig, „das ist ein schlechter Geschmack, ein unnatürlicher Geschmack," setzte er mit strengem Blick hinzu. „Schuldlose Vergnügungen? — Wenn Sie nach und nach mit Ihren thörichten Ideen um sich greifen, wenn Ihre Anhänger sich mehren, nun dann werde ich zuletzt keinen Cavalier mehr finden, der sich auf ein Pferd werfen, einen Küraß umschnallen, ein Pistol abfeuern will. Meine Offiziere stecken sich in Frauenkleider; statt auf das Haupt eine Sturmhaube zu drücken, tragen sie zierliche Coiffüren, wie dieses Ding da."

Der König warf mit seinem Stocke einen Kopfputz herab, der auf einem Ständer in der Nähe des Toilettentisches stand.

„Philipp von Orleans, treten Sie näher," sagte Ludwig. „Sie, meine Herren, ziehen sich zurück."

Ludwig ergriff die Hand seines Bruders und zog ihn bei Seite.

„Ich bin heut Abend ganz allein gekommen," sagte er leise; „ich wollte Niemanden zum Zeugen der Albernheiten machen, welche Sie treiben; danken Sie mir dafür. Wenn

Sie aber meiner Gnade nicht ganz verlustig gehen wollen, so ändern Sie Ihre Unterhaltungen."

„Ich darf also nicht in meinem Hause, in meinen Zimmern treiben, was ich will, Sire? Ich, ein Herzog von Orleans?"

„Eben weil Sie es sind, dürfen Sie Nichts treiben, was Ihrem Namen den Stempel der Lächerlichkeit aufdrückt. Die Prinzen meines Hauses mögen gefürchtet, gehaßt werden — immerhin; aber man darf sich nicht über sie lustig machen. Sie sind ein Harlequin, Philipp — das sage ich Ihnen — ich, Ihr Bruder — Ihr König."

Der Herzog sprang empor; aber die großen Augen des Königs blitzten so majestätisch, daß er es nicht wagte, irgend eine Gegenbemerkung zu machen.

„Ich werde Ihnen zu Hülfe kommen, Philipp," sagte der König sich abwendend. „Herr Chevalier de Lorraine, treten Sie vor."

Der Chevalier kam hinter einem Paravant hervor, den er sich als Deckmittel für seine Person ausersehen hatte, und trat mit beschämten Blicken dem König gegenüber.

Ludwig's Lippen umspielte ein verächtliches Lächeln, als er den Malthеser-Ritter in der Toilette einer Frau vor sich erblickte.

„Mein Herr," sagte der König streng, „Sie haben sich in Paris lange genug aufgehalten. Es möchte für Ihre Person zu schwer eine Zerstreuung gefunden werden. Denn, wie ich sehe, greifen Sie schon zu den sonderbarsten Dingen, um sich einen Zeitvertreib zu schaffen. Was Ihnen sehr wohl thun dürfte — möchte schleunige Entfernung von Paris sein; die Fremde, ein neues, ungewohntes Leben wird Ihre Gedanken regeln, wird sie auf vernünftige Dinge lenken. — Also Herr Chevalier: Sie werden morgen früh um die zehnte Stunde auf dem Bureau des Herrn Colbert

Ihre Instructionen und Pässe finden. Uebermorgen sind Sie auf dem Wege nach Rom."

Die Cavaliere und der Herzog zuckten betroffen mit den Achseln.

„Sire," sagte Orleans, „ich möchte Sie bitten, diese harte Maßregel zurückzunehmen. Chevalier de Lorraine hängt an Paris. Eine Entfernung von hier würde ihn sehr schmerzlich treffen, er würde, glaube ich, vor Heimweh sterben."

„Es stirbt sich gut in der heiligen Stadt," sagte der König. „Uebrigens wollen wir es abwarten. Es bleibt bei dem, was ich gesagt. Ich will es — ich der König. Wir haben heut Montag. Ich wünsche Ihnen nicht, Herr von Lorraine, daß ich Sie am Mittwoch noch in Paris erblicke. Adieu! bringen Sie die Roben und Schminken, die Coiffüren und Fächer bei Seite, das ist mein Rath. Strafen Sie Ihre Diener nicht, Herzog Philipp. Sie haben auf meinen Befehl gehandelt."

Der König verließ das Gemach, indem er heftig die Thüre hinter sich in's Schloß warf. Sein Unwille mußte in der That sehr rege gemacht worden sein, denn Ludwig war so ganz Herrscher, daß er sich selbst in seinen Zornesausbrüchen zu beherrschen verstand.

„Woher kann das kommen?" rief Orleans, als der Monarch das Zimmer verlassen hatte.

„Das fragen Sie noch? Herzog, ich bitte Sie. Sie können noch einen Augenblick in Zweifel sein?" schrie Lorraine heftig im Zimmer auf und abschreitend, was sich höchst lächerlich ansah, denn der Chevalier war noch immer mit seiner Damenrobe bekleidet.

„Nun und wer denn? wer? ich möchte wissen, wen unsere Spiele verletzen?"

„Wen? ha — ha — ha —. Nun, ich will Ihnen zu Hülfe kommen, wenn Sie so schwachsinnig sind.“

„Herr von Lorraine, ich bitte mit Achtung zu Ihrem Herzoge zu sprechen,“ rief Orleans grimmig, was ebenfalls sehr lächerlich sich anhörte.

„Gut denn, Herr Herzog,“ sagte Lorraine. „An dieser ganzen Scene, an diesen für mich sehr unangenehmen Folgen, ist Niemand Schuld als Ihre Gattin, die Frau Herzogin Henriette von Orleans. Ich weiß, daß sie mir längst den Untergang geschworen hat.“

„Teufel! Sie können Recht haben.“

„Ohne Zweifel. Ich weiß, daß sie dem Könige das Wort abgenommen hat, bei der ersten Veranlassung mich zu verbannen.“

„Schändlich! abscheulich!“ riefen Orleans, Beuvron und Effiat.

„Was ist zu thun? Du mußt reisen,“ sagte der Herzog mit Thränen in den Augen.

„Ich werde reisen,“ knirschte Lorraine, „aber Ihre Gattin, Herr Herzog, nehme sich in Acht. Ich will von Rom aus sie schon erreichen. Dort giebt es Blitze, die weit hinein leuchten in das Land und die sicher treffen. Henriette von Orleans steht bei mir auf der schwarzen Liste, ihr Name wird nicht weggewischt werden. Ich hätte steigen, hoch steigen können — diese Dame schleudert mich zurück — dafür will ich ihr ein Andenken bewahren. Ihre Gattin, Herr Herzog, soll an den heutigen Abend denken.“

„Unglücklicher, was wollen Sie thun?“ rief Orleans, den trotz seiner Gleichgültigkeit ein gewisser Schauer über den Nacken lief, denn der Chevalier war in der That recht grauenvoll und häßlich in dem weibischen Putze anzusehen.

„Sie werden es zu seiner Zeit erfahren, Herr Herzog,“ sagte Lorraine. „Es ist spät. Unsere Verbindungen sind

aufgelöst, denn ich reise nach Rom. Wie lange ich dort bleiben werde — das ist eine andere Frage. Herr Herzog, empfehlen Sie mich der gnädigen Herzogin, der Tochter König Karl's I. und bitten Sie dieselbe, meinen Dank anzunehmen, daß ich durch ihre Verwendung eine so herrliche Reise machen darf." Er rauschte mit Effiat zum Zimmer hinaus. Die Zurückgebliebenen legten ihren Putz ab.

Als der König, der sich ungeachtet seiner Selbstbeherrschung doch in starker Aufregung befand, das grüne Kabinet verließ, trat ein Page zu ihm, der dem Monarchen einen braunen Mantel überwarf. Ludwig nahm eine Sammetmaske vor sein Gesicht und sagte zu dem Pagen: „Sie können die kleine Treppe hinabgehen, Herr von Epernon. Erwarten Sie mich an der Ecke des Luxembourg-Gartens." Der Page ging. Einige Gestalten, welche im Halbdunkel der Vorzimmer herumwankten, zogen sich eiligst zurück, als der König weiter schritt.

Es war offenbar, daß man Ludwig's Besuch im Palast Orleans erwartet hatte. Der König aber blieb in seinen Mantel gehüllt, war maskirt. — Was mochte er beabsichtigen?

Der Monarch ging eilig durch die Corridore bis zu einem Vorplatze; dieser Raum, eine Rotunde, war durch korinthische Säulen geziert; zwischen je zwei Säulen bemerkte man kleine Thüren und einen Kamin, in welchem das Feuer lustig prasselte. Von der kuppelförmig gewölbten Decke dieses tempelartigen Raumes hing eine Lampe herab, deren Flamme die Umgebung nur spärlich erhellte. Als der König eintrat, blieb er einen Augenblick allein, kaum aber räusperte er sich, als eine jener, zwischen den Säulen befindlichen Thüren, leise geöffnet wurde. In der Füllung erschien eine verschleierte Dame.

Der König eilte auf diese Erscheinung zu und ergriff den ihm entgegengestreckten Arm. „Sie sind es, schöne Schwägerin," flüsterte er. „Sie wollen großmüthig, gütig gegen mich handeln?" Die Dame schlug ihren Schleier zurück und zeigte das reizende Gesicht Henriette's von Orleans.

„Und darf ich fragen, Sire, ob Sie die Güte, welche ich Ihnen zu Theil werden lasse, wirklich verdienen? haben Sie für mich gehandelt?"

„Soeben Henriette — soeben. Der Chevalier von Lorraine verläßt übermorgen Paris. Er geht nach Rom."

„Ah —" frohlockte die Herzogin. „Das ist herrlich. Ich war das Gespötte aller Damen des Hofes. Frau von Sevigné soll mich den weiblichen Hahnrei genannt haben. Sire, ich danke Ihnen. Kommen Sie nun."

„Sie haben die schöne Marquise darauf vorbereitet?" fragte der König.

„Nein Sire. Es muß eine Scene der Ueberraschung werden. Spielen Sie ein wenig Komödie. Sie muß denken: ein Zufall führe Ew. Majestät in das Zimmer. Verweilen Sie nicht zu lange, denn wir sind nicht sicher vor Ueberraschung."

„Wer würde es wagen? mein Bruder?" sagte der König, die Stirne runzelnd.

„Nein — vielleicht Fräulein von La Vallière," entgegnete Henriette, den König betrachtend. Ludwig seufzte leicht.

„Sie ist zu einfach, zu gutmüthig, um meinen Schritten nachzuspüren. Auch bin ich im strengsten Incognito aus den Tuilerien gegangen. Wer kann mich hier im Palast Orleans vermuthen? Die Diener müssen schweigen."

Henriette von Orleans nahm den Arm des Königs und führte den Monarchen durch verschiedene, matt erleuchtete Zimmer bis zu einer geschlossenen Thüre. „Hier ist es, Sire," flüsterte die Herzogin. „Seien Sie kühn

in dem Geständniß Ihrer Liebe." Sie schob leise einen Riegel zurück, die Thür ging auf und der König trat in das Zimmer.

„Die La Vallière ist gestürzt," murmelte die Herzogin. „Sie hätte mit mir Parthei machen sollen. Mein Bruder wird zufrieden sein, denn nun: wehe Dir Holland! Ist erst die Montespan Beherrscherin des Königs — dann donnert der Kriegsruf durch alle Lande."

Der König war also in das Zimmer getreten. Dieses Zimmer erhellte eine Ampel, welche aus der Wandverzierung hervorsprang. Gerade der Thür gegenüber befand sich ein Spiegel. Vor diesem Spiegel saß, den Rücken dem Eingange zugewendet, eine Dame. Ludwig trat leise näher. Als er nicht weit von der Dame sich befand, nahm er die Maske ab und ließ den Mantel fallen. In diesem Augenblicke sah die Dame empor. Sie stieß einen lauten Ruf aus und wendete sich um, denn sie hatte die Gestalt des Königs in dem Spiegel bemerkt. Der König stand vor Frau von Montespan. Der Schreck, welchen Athénais von Montespan bei der plötzlichen Erscheinung des Königs empfand, war in der That ein vollständig ungekünstelter. Sie war zu einem Besuche bei der Herzogin in das Palais d'Orleans geladen, sie hatte keine Ahnung von dem Zusammentreffen, welches der König schon so lange ersehnt und wovon er oft und glühend zur Herzogin Henriette, als einem tiefgehegten Lieblingswunsche gesprochen. Die Herzogin, welche längst der Gegenparthei der La Vallière angehörte, erfaßte die günstige Gelegenheit. Sie wußte geschickt zwei Schläge zugleich zu führen. Als sie dem Könige die erwünschte Zusammenkunft, insgeheim mit der Montespan verschaffte, geschah dies nur unter der Bedingung, daß ein Machtwort den frechen Günstling des Herzogs, den Ritter von Lorraine, verbannte. So hatte die

schöne, gewandte Frau ihr Netz glücklich ausgeworfen und sobald sie die Gewißheit erlangt, daß der verhaßte Günstling in die Verbannung geschickt werde, bereitete sie den ersten Schritt zum Sturze der Favoritin vor, indem sie den König zu Athénais führte, die schon seit längerer Zeit mächtigen Eindruck auf das Herz des Monarchen ausgeübt hatte.

Als daher Ludwig so unerwartet der schönen Athénais gegenübertrat, waren das gegenseitige Staunen, die Verlegenheit ungekünstelt, denn selbst der König, obwohl vorbereitet, zitterte doch unter der Einwirkung jener Empfindungen, welche den zärtlich Liebenden bei dem Zusammentreffen zwischen verschwiegenen Mauern bestürmen.

Er faßte sich bald und mit der Gluth einer Leidenschaft, wie sie nur in dem leicht entzündlichen Nachkommen des großen Heinrich lodern konnte, ließ der König sich vor Athénais auf das Knie nieder. „Athénais," rief er, „ich darf zum ersten Male glücklich sein, denn ich spreche Sie ohne Zeugen; Sie sind allein mit mir und ich darf Ihre Hand fassen, ohne lästige Störer." Athénais erbebte heftig. Sie hatte die aufkeimende Leidenschaft des Königs für sie längst bemerkt, sie wußte, daß jetzt — in diesem Augenblicke die Entscheidungsstunde schlug, sie überwand ihre Angst, ihre Beklommenheit wich der Macht ihres Geistes, eine Kraft durchströmte die reizende Frau, eine Gluth ergoß sich durch ihre Adern, deren Schein ihr die Zukunft in strahlendem Lichte zeigte und indem sie leise flüsterte: „Es muß sein, ich betrete den Weg," reichte sie ihre schöne Hand dem knieenden Könige, der sie feurig an seine Lippen drückte. — Von diesem Augenblicke an war Athénais von Montespan auf dem gefahrvollen Wege zur Höhe, von diesem Augenblicke an rollte der Wagen des Lebensglückes der La Vallière bergab in die schwindelnde Tiefe.

„Stehen Sie auf Sire," rief Athénais. „Ich beschwöre Sie; haben Sie Mitleid, ich bin eine kleine arme Edelfrau aus der Marche und nicht gewöhnt daran, die Mächtigen der Erde vor mir in solcher Stellung zu sehen."

„Ich erhebe mich nicht," lispelte der König, „als bis Sie, Athénais, mir ein günstiges Wort gesagt, bis Sie mir die Gewißheit gegeben haben, daß sie nicht nur den König in mir sehen. Ich habe Sie beobachtet, so oft ich mit Ihnen zusammentraf, ich glaubte in Ihren Augen zu lesen, daß ich mich Ihrer Gunst, Ihrer Neigung erfreuen dürfe. Oh — sagen Sie mir, ob ich mich täuschte?"

„Sire — ich bin so erschüttert, daß ich nicht wage, meiner Empfindung Worte zu geben. In mir kämpfen gewaltige Mächte gegeneinander. Pflicht, Treue, Unterwürfigkeit, die Rechte Anderer, die geheiligtsten Rechte lehnen sich auf gegen — ja Sire — ich will es gestehen — gegen meine Liebe."

Als Athénais diese Worte aussprach, heftete sie ihren Blick fest und lauernd auf das Antlitz des Königs. Die Züge Ludwig's strahlten plötzlich und mit schneller, fast convulsivischer Bewegung erhob er sich und ergriff wieder die Hand der Montespan.

„Sie haben es ausgesprochen, Athénais, weiter bedarf es keines Wortes — ja, ich glühe für Sie. Ich bin nicht König von Frankreich, so lange ich Ihr Herz nicht besitze, so lange ich nicht sagen kann: Das reizendste, geistvollste Wesen ist mein. Erhören Sie mich, Athénais — theilen Sie mit mir die Krone."

„Sire — ich wiederhole Ihnen, was ich vorhin schon sagte: die geheiligten Rechte Anderer," rief Athénais, indem sie mit höchster Spannung die Wirkung beobachtete, welche diese Worte auf den König hervorbringen würden. Ludwig's Gesicht verfinsterte sich.

„Ich weiß, was Sie sagen wollen. Es ist die Herzogin von La Vallière. Louise hat mich sehr geliebt — liebt mich noch. Sie liebt mich so — daß sie mein Glück Allem, selbst ihrem eigenen vorsetzen würde. Wenn sie meine Neigung, meine Leidenschaft für Sie, Athénais, bemerkt, dann wird sie ihre Rechte freiwillig aufgeben."

„Aber meine Grundsätze?"

„Sie müssen der Liebe weichen. Wenn Sie Ludwig von Frankreich, nicht den König lieben, dann halten kleinliche Bedenken nicht Stand."

„Mein Gatte, Sire — meine Familie."

„Werfe ich nicht die hemmenden Bande der Ehe von mir? Wenn Sie mich lieben, Athénais, müssen Sie den Muth haben, dem Sturme zu trotzen. Ihre Familie? sie soll so hoch steigen, daß keines Lästerers Wort bis zu ihr hinaufreicht."

„Ich habe es ausgesprochen, daß ich eher sterben wolle, als die Stelle der La Vallière einnehmen."

„Warten Sie die Zeit ab, Athénais — es kann sich ereignen, daß Sie eine höhere Stelle neben mir einnehmen, als Ihre Bescheidenheit sich träumen läßt. Denken Sie, daß mein Wille allgewaltig ist."

„Hören Sie auf, Sire, ich taumle, meine Gedanken verwirren sich." Athénais wankte, der König umfaßte sie und hielt die schöne Frau in seinen Armen.

In diesem Augenblicke ließ sich Geräusch in dem Vorgemache hören, verschiedene Stimmen riefen durcheinander und besonders laut hörte man die Worte: „Ah — ich muß sie finden. Wo haben sie denn mein allerliebstes Weib in diesem verzauberten Schlosse hingebracht?" Athénais fuhr in schrecklicher Erregung zusammen; sie entwand sich den Armen des Königs, sie hatte die Stimme ihres Gatten erkannt.

„Allmächtiger Gott, Sire — ich — Sie sind verrathen. Ich selbst bin verloren," flüsterte sie, „mein Gatte naht"

„Wer kann es verrathen haben?" rief der König leise. „Ich werde nicht weichen."

„Barmherzigkeit, Sire, flüchten Sie!"

„Wie? ich soll?"

„Bedenken Sie den entsetzlichen Auftritt — hören Sie? man naht. Ich weiß nicht, wie es zugeht — hinweg Sire," und ohne sich zu bedenken, schob sie den König hinter einen Vorhang der tiefen Fensternische, da keine Zeit mehr blieb, ihn aus dem Zimmer zu lassen. Fast zu gleicher Zeit öffnete sich die Thür und der Marquis von Montespan trat mit lautem Lachen ein. „Aha — gefunden!" rief er. „Aber sage mir, Athénais, wo steckst Du denn?"

„Ich bin überrascht Henri, Dich — hier zu sehen," sagte Athénais, mit großer Gewalt ihre Aufregung niederkämpfend. „Du weißt, ich war bei der Herzogin. Wie kommst Du auf den sonderbaren Einfall, mich hier aufzusuchen?"

„Das hat seinen guten Grund. Ich war bei Marquis de Beuvron, der mir ein Paar Pferde für unsere Wirthschaft in Virac ablassen will. Ich erfuhr, daß Du bei der Frau Herzogin seiest, und da man Dich im Salon wissen wollte, eilte ich, Dich aufzusuchen. Als ich Dich nicht fand, ließ ich mich durch einen Pagen hieherführen, denn ich vermuthete Dich in den Empfangszimmern. Bist Du böse?" Athénais zitterte heftig.

„Nein — nein, Henri, aber komm. Wir wollen fort."

„Weshalb denn?" sagte Henri. „Wir sollten eigentlich hier verweilen bis Beuvron erscheint, der den Dienst bei dem Herzoge heut Abend hat. Ich werde ihn durch den Pagen rufen lassen."

„Oh — nicht doch. Er hält uns nur unnöthig auf, komm', wir haben lange genug gewartet. Die Herzogin scheint meiner nicht zu bedürfen.“ Zum größten Entsetzen der Marquise hatte sich Henri auf einen der Sessel geworfen.

„Ist unser Wagen schon da? das ist die Frage,“ sagte er. Athénais Besorgniß stieg mit jeder Secunde. Nur wenig Schritte hinter dem Sessel ihres Gatten, nur durch ein dünnes Gewebe verborgen, stand der König. Ein unglücklicher Zufall, eine Bewegung, ein Räuspern — und eine furchtbare Scene gestaltete sich vor ihren Blicken. Marquis von Montespan stand auf und zog die Glocke, ein Page erschien.

„Bringen Sie die Pelze und die Mäntel der Frau Marquise.“ Der Page ging.

„Bleibt der Wagen zu lange aus, so wanderst Du an meinem Arme zu Fuß.“

„Gewiß, Henri — gewiß.“ Athénais warf unruhige Blicke umher. Ihre Phantasie malte sich die Ueberraschung, das Entsetzen bei einer Entdeckung aus, sie hielt sich mühsam aufrecht.

„Hörtest Du schon von der scandalösen Geschichte?“

„Welche?“

„Der König soll den Chevalier de Lorraine vom Hofe verwiesen haben.“

„Vielleicht ist es ein Geschwätz.“

„Nein. Heute Abend soll es geschehen sein. Es macht wie ein Lauffeuer die Runde. Man behauptet, die Herzogin habe ihren ganzen Einfluß aufgeboten, um die Verbannung des Chevalier durchzusetzen. Es ist möglich, daß Lorraine sich Allerlei zu Schulden kommen ließ, dennoch ist diese Handlungsweise des Königs, einem Edelmanne gegenüber, ziemlich streng und ein wenig unüberlegt.“

Athénais warf angstvolle und flehende Blicke nach der

Fensternische. Die Vorhänge bewegten sich leise, als hätte die dahinterstehende Person eine Bewegung des Unwillens gemacht. „Henri —" sagte Athénais, „unterlaß diese Kritik der Handlungen unseres Monarchen."

„Weshalb? ich bin dem Könige ergeben, aber ich führe mein Wappen und kann über das Verfahren, welches einem Edelmanne gegenüber eingeschlagen wird, wohl ein Wort sprechen."

Die Vorhänge bewegten sich stärker. Athénais klammerte sich fest an die Seitenlehne des Armsessels. „Sprich wenigstens hier — nicht," stammelte sie beinahe tonlos. „Ich bitte Dich, Henri. Die Wände haben Ohren."

„Pah," lachte der Marquis. „Wo denn? ich weiß nicht Athénais, weshalb Du so ängstlich bist seitdem Du bei Hofe eine Stellung einnimmst. Ohren? die Wände? sie sind hier gewaltig dick und das Zimmer ist so leer, daß es vollständig unmöglich sein dürfte, hier einen Lauscher zu verbergen."

Die Marquise schnappte nach Luft, ihre Augen umflorten sich.

„Aber doch ja — wahrhaftig" lachte Henri. „Nirgends könnte sich Jemand verbergen, als dort hinter den Fenstervorhängen. Es wäre spaßhaft."

Er erhob sich und schritt zu dem Vorhange. Athénais war nicht mehr bei sich. Sie wollte „Halt" rufen, sie wollte ihren Gatten zurückhalten — sie war dessen nicht mehr fähig. Die Glieder versagten den Dienst und starren Blickes sah sie, wie der Marquis auf den Vorhang zuging.

„Ha! ha! ha!" lachte er wieder. „Wirklich, dahinter glaube ich, hätte Jemand vollkommen Platz."

Er faßte die Gardine und schob sie ein wenig zurück. Die entsetzliche Scene mußte beginnen.

Es war zu viel für die Kräfte einer Frau, Athénais

vermochte nicht länger zu widerstehen, mit einem dumpfen Schrei sank sie zusammen. Henri ließ sogleich den emporgehaltenen Vorhang fallen und eilte zu seiner Gattin.

„Athénais, was ist Dir?“ er lief zur Glocke und schellte.

Der Page trat ein. Er brachte die Mäntel.

„Schaffen Sie schnell Essenzen, meiner Gattin ist unwohl.“

Athénais kam wieder zu sich.

„Wo bist Du Henri?“ schrie sie laut. „Ich — es — Du hast doch keine Gewalt gebraucht?“

Der Marquis betrachtete staunend seine Gattin.

„Gewalt? gegen wen?“

„Ah — ja. Siehst Du Henri, als Du die Worte ausstießest, da glaubte ich eine Gestalt hinter Dir zu erblicken, die drohend ihre Hand ausstreckte — ich sank in Ohnmacht.“

„Närrchen, Du bist krank — laß uns gehen.“

„Ihre Hoheit die Frau Herzogin von Orleans“, meldete der Page und fast zu gleicher Zeit eilte Henriette von Orleans in das Zimmer.

„Ich höre soeben, Frau Marquise, Sie seien krank,“ sagte sie. „Ich komme selbst, um mich davon zu überzeugen. Ich bitte, verweilen Sie mit Ihrem Gatten in dem Salon. Geschwind meinen Wagen,“ rief sie.

Athénais hatte nichts Eiligeres zu thun, als der Einladung der Herzogin zu folgen, und noch einen ängstlichen Blick auf die Fensternische werfend, verließ sie von Henri geführt das Zimmer. Henriette von Orleans blieb einige Schritte zurück. Sie zog die Thür zu und in demselbem Augenblicke huschte der König hinter der Gardine hervor.

„Eilen Sie, Sire“ flüsterte Henriette. „Schnell die Maske vor, den Mantel um — so. Sie haben keinen

Augenblick zu verlieren. — Jetzt durch diese Thür, dann links bis zur Loge des Schweizers. Es ist der alte Rudolph. Er verräth Nichts. Eilen Sie."

„Es war eine schlimme Lage für mich," sagte der König. „Ich werde an dieses Fenster denken; hätte er mich entdeckt, so war seine Stunde gekommen, ich hatte schon den Degen gezogen. Leben Sie wohl, Henriette! Meine Liebe ist keine unglückliche."

Er eilte hinaus.

„Gute Nacht, Fräulein La Vallière," sagte die Herzogin für sich, den Marquis und Athénais wieder einholend.

Als der König bis zur Loge des Schweizers gekommen war, trat ihm der Alte entgegen.

„Wer da mit der Larve?" rief er.

Der König trat einen Schritt zurück und lüftete die Maske.

Der Schweizer fuhr leicht zusammen, verbarg aber seinen Schreck unter tiefer Verbeugung und sagte:

„Passiren Sie, Herr von Beuvron."

Der König gelangte auf die Straße.

„Aber Meister Rudolph," sagte ein junger Läufer, der in der Loge neben dem Alten saß, „ich habe es wohl gesehen, daß der Herr von Beuvron nicht hinter der Maske steckte."

„Wer denn?" fragte hastig der Schweizer

„Nun — ich — Ihr werdet es schon wissen, es war —"

„Junge," sagte ernsthaft der Schweizer, „gehst Du zuweilen die Straße St. Antoine hinab?"

„O ja."

„Erblickst Du nicht jedes Mal dann am Ende der Straße ein Ding, eine Festung mit acht Thürmen?"

„O — ja."

„Du weißt doch, daß sie dieses Ding die Bastille

nennen, und daß hinter den Mauern ein ewiges Begräbniß stattfindet?"

„Ah — ja."

„Nun denn: — so oft Du versucht werden solltest zu erzählen, wer der Mann war, der hinter der Maske steckte, denke an die acht Thürme der Bastille und verhülle Dich in Schweigen."

Eine Theatervorstellung.

Glänzend und herrlich war der Anblick, den ein Theatersaal jener Zeit gewährte.

In prachtvollen Toiletten saßen die Zuschauer auf den weitvorspringenden, amphitheatralisch hinausgebauten Sitzen und Logenreihen. Es fanden in dem Theater des Königs keine Scheidungen der Plätze statt; das heißt: die geladenen Zuschauer machten nur eine imposante, strahlende Masse aus. Gegenüber den Plätzen vor der Bühne war noch eine Doppelreihe von Sesseln auf der Scene selbst sichtbar. Hier nahmen die ersten Hofchargen Platz und blieben dadurch eigentlich in unmittelbarer Berührung mit den Schauspielern, während sie zugleich eine Fortsetzung des glänzenden Menschenknäuels von dem entferntesten Punkte des Zuschauerraumes an, bis auf die Bühne hinauf bildeten.

Um die Handlung selbst von dem überaus nahen Publikum zu trennen, befanden sich an beiden Seiten des Prosceniums kleine, breite Galerien, hinter welchen die eigentliche Bühne ihren Anfang nahm und von hier aus konnten gewisse Figuren des Stückes einige Scenen spielen.

Namentlich wurden diese Plätze hinter den Galerien oft benutzt, um täuschende Personen auftreten zu lassen.

Zur Zeit unsrer Erzählung war der Ruhm Molière's noch gewaltig im Steigen. Er war der Alleinherrscher der Bühne. Der König konnte nicht oft und schnell genug die Werke seines genialen Lieblings aufgeführt sehen. Man schmeichelte dem Gewaltigen in allen Dingen und so war denn der Abend einer Theatervorstellung Molière's zugleich ein Zusammenfluß aller glänzenden und bedeutenden Persönlichkeiten des Hofes, die sich um den König vereinigten.

Zur Verherrlichung der Anwesenheit eines päpstlichen Legaten oder um die Gesandten auswärtiger Mächte zu ehren, wurden besondere Vorstellungen durch die Truppe Molière's befohlen. Ein solcher Abend war es, der die vom Könige Geladenen in dem Theater des Palais-Royal versammelte.

Der Vorhang, welcher nach zwei Seiten hin sich auseinanderschob, sobald das Spiel begann, war geschlossen. Unruhig ging hinter demselben ein Mann mit großen Schritten auf und ab. Er hatte das Costüm eines Doctors der Philosophie angelegt und trug dasselbe ein wenig karikirt: große Schleifen, eine gewaltige Perrücke und bauschige Halskrause. Das Gesicht dieses Mannes zeigte große Energie und Lebhaftigkeit des Geistes. Seine stark überwölbten Augen blitzten muthig und trotzig, der etwas breite Mund mit seinen aufgeworfenen Lippen ließ zwei Reihen schöner Zähne sehen, welche der Mann im Augenblick der Erregung fletschte. Seine Gestalt war schlank und über Mittelgröße, im schönsten Ebenmaße gebaut, Kraft und Eleganz zugleich verrathend. Es war Molière, der große Dichter, Schauspieler und Director der Truppe von Monsieur.

„Valory" rief Molière, nachdem er einige Male die Bühne der Länge nach durchschritten hatte, „Valory, sorge

dafür, daß die Lampen in den Logen zur Seite recht ordentlich brennen. Neulich waren sie schlecht im Stande."

„Herr Molière," entgegnete der Gerufene, ein ehrbarer Lampenanzünder des Theaters „ich kann nicht begreifen, wie das zugegangen sein soll."

„Es war so, wie ich Dir sage. Achte darauf. Ah — Du Parc, da bist Du. Schon in den Kleidern?"

Der Angeredete war der bei Molière's Gesellschaft unter dem Namen Gros-René bekannte und berühmte Komiker du Parc. Er gehörte zu den besten Schauspielern seiner Zeit und der König hatte bei seiner Darstellung des Alain in dem Stücke: die Schule der Frauen, seine ganze Würde vergessen. Gros-René's meisterhafte Komik riß den Monarchen zu lautem Gelächter und zu dem Ausrufe hin: „Dieser Mensch macht die Steine lachen."

Am heutigen Abende war Gros-René in ein ähnliches Costüm wie Molière gekleidet. Man sollte die „Gezwungene Heirath," ein Stück Molière's, vor dem Hofe spielen und der Dichter gab die Rolle des Doctors Pancraz, sein berühmter Genosse stellte den zweiten Doctor Marphurius dar.

Gros-René machte unter seiner Perrücke ein seltsames Gesicht. Er war ernst, fast traurig.

„Alter Freund," sagte Molière, seine Hand auf die Schulter des Komikers legend. „Du bist mir heute gar nicht wie sonst gestimmt. Deine Züge sind ernst und melancholisch, fehlt Dir etwas, George? sprich offen."

Der Komiker schüttelte langsam das mit ungeheuren Locken bedeckte Haupt.

„Nein, Poquelin" (so nannten die Freunde Molière) entgegnete er. „Ich kann nicht sagen, daß mir etwas Besonderes fehle, aber ein Frösteln, ein Schauer befällt mich; seit heute Morgen fühle ich von Zeit zu Zeit meinen Körper erbeben, und es ist mir als ziehe eine große Krank-

heit gegen mich heran. Ich muß mich scharf erkältet haben."

„Sicher," sagte Molière, „Du darfst die Sache nur nicht zu schwer nehmen. Aber ich habe gut rathen, die Komiker sind Alle zur Schwermuth geneigt, nehmen wir uns heute zusammen, der König will seinen Gästen durch unsre Kunst einen genußreichen Abend bereiten."

„Ohne Sorge, Poquelin, ohne Sorge. Ich thue was ich kann, Du weißt es."

Groß-René ging bei diesen Worten in eine Coulisse, woselbst er sich auf einen viereckigen Kasten niederließ, der halb in dem Winkel verborgen, dem Sitzenden einen fast unbemerkbaren Platz gewährte. Hier stöhnte Gros-René einige Male recht vernehmlich. Der arme Komiker war sehr leidend, aber er durfte und wollte seinen Schmerz nicht merken lassen, um die Vorstellung nicht zu stören, und so schmückte er sich denn unter Leiden und Qualen, und zog die grotesken, lächerlichen Kleider an, um als Erheitrer der glänzenden Versammlung vor die Lampen zu treten.

Die Sitze des Zuschauerraumes füllten sich allmählich mit den Geladenen. Man sah die Elite der Gesellschaft auf den Bänken erscheinen. Wer nur irgend ein Plätzchen zu erhaschen vermochte, hatte sich eingefunden, um der Vorstellung beizuwohnen. Die Spitzen des Adels bildeten den Mittelpunkt der glänzenden Versammlung, und alle die Namen von Ansehen, Alter und hoher Stellung, welchen wir schon im Laufe unserer Erzählung begegnet sind, treffen wir auch hier in großer Zahl.

Links von dem Proscenium der Bühne befand sich, ein wenig in den Saal hinausgebaut und vorspringend, die mit vergoldeten Gitterwerk geschlossene Loge des Königs. Hinter derselben war ein kleines Zimmer, von welchem aus man auf den Gang gelangen konnte. Gegenüber von

diesem Gemache war die Treppe, welche zur Straße hinabführte, so daß der König, ohne mit dem großen Publikum in Berührung zu kommen, seine Loge betreten konnte. Gewöhnlich nahm der Monarch hier seinen Platz, obwohl noch eine große, königliche Loge, in der Mitte der Logenreihen, zur Aufnahme des Hofes bestimmt war. Der König überließ aber dieselbe häufig seinen Verwandten und den hohen Gästen, er stattete dann von Zeit zu Zeit Besuche in den Zwischenacten ab; wenn er in die große Loge trat, erhob sich Alles, und jede laute Unterhaltung schwieg. Vor dem Ausgange der kleinen Loge hatten, während der König darin war, stets zwei Mousquetairs Wache. Auf dem Flur dagegen mußten zwei Polizei-Officiere gegenwärtig sein.

Da es eine Zerstreuung für Ludwig war, mit den Schauspielern zuweilen eine Unterhaltung führen, besonders aber mit Molière selbst sich besprechen zu können, hatte man eine kleine Treppe angebracht, welche von der Loge des Königs auf die Bühne führte. Ludwig konnte ungesehen hinter die Coulissen gelangen; denn selbst die Zuschauer, welche auf der Bühne ihre Sitze hatten, blieben durch die vorspringenden Proscenien von dem eigentlichen Theater getrennt. Wenn der König zur Bühne hinabstieg, schob er das Gitterwerk seiner Loge zusammen und man vermochte dann nicht zu erkennen, ob er sich in derselben befinde oder nicht.*)

Die Zuschauer versammelten sich also, um der Vorstellung der „Gezwungenen Heirath," beizuwohnen. Noch waren die große und die kleine königliche Loge leer, man durfte sich deshalb einer ziemlich lebhaften Unterhaltung hingeben; von dieser Freiheit machte denn auch Jedermann

*) Die Räume des Theaters brannten im Jahre 1762 vollständig aus und wurden bei dem Wiederaufbau wesentlich verändert.

Gebrauch, und die Ungezwungenheit ging so weit, daß man sich von der oberen Logenreihe Grüße und Bestellungen in das Parterre hinabrief — ja, man stellte selbst Fremde einander vor, von denen der Eine unten, der Andere oben saß.

Freilich waren es lauter Bekannte, die sich hier einfanden und ohne geladen zu sein, durfte Niemand diese Räume betreten. Es war deshalb eine Loge, nicht weit entfernt von der großen königlichen, der Punkt, wohin sich die Aufmerksamkeit Aller Anwesenden richtete.

Die Loge war durch sechs bis sieben Personen besetzt, da sie aber, wie alle Logen des Zuschauerraums, vollständig offen stand, so konnte man leicht die Personen erkennen.

Sechs derselben waren den Versammelten bekannt. Der Herzog d'Albret und seine Gemahlin, die sich, seltsamer Weise in der Gesellschaft des Marquis von Brinvilliers und seiner schönen Gattin befanden, der Graf Barillon und der Abbé d'Aumont waren hinlänglich bekannte Personen, aber die siebente — eine Dame von großer Schönheit, kannten nur sehr Wenige.

„Ich finde das Gesicht jener Dame, dort in der Loge äußerst interessant", sagte der Graf von Fürstenberg, ein Deutscher, zu seinem Nachbar, dem Herrn de Glapion. „Wer mag es sein?"

„Ich kenne die Dame nicht, lieber Graf," entgegnete Glapion; „aber sehen Sie nur, Alles blickt diese seltsam reizende Erscheinung an. Da — sie grüßt, jetzt noch ein Mal. Sie muß Bekannte haben."

In der nächsten Umgebung der beiden Herrn befand sich Niemand, der Aufschluß geben konnte, die Dame in der Loge des Herzogs Albret war Jedem fremd.

„Aber zum Henker," sagte Marquis de Noyers, „sie

muß doch eine Stellung in der Welt einnehmen, wie käme sie sonst in diesen Kreis."

„Vielleicht durch Protection der Frau von Brinvilliers," sagte Jemand.

Alles lachte.

„Halt", rief Glapion, „da steigt eben Rouville auf seinen Sitz. He — Guilleaume, wir brauchen Dich."

Rouville näherte sich den Herren.

„Hier ist ein gewaltiges Kopfzerbrechen, Du mußt uns Aufklärung geben. Wer ist jene schöne, üppige Dame in der Loge d'Albret's dort neben dem Abbé d'Aumont?"

Rouville lächelte verächtlich.

„In welcher Luft leben Sie denn, meine Herren," sagte er, „daß Sie die Wittwe des Dichters Scarron nicht kennen?"

„Die ist es? Ah — ist es möglich?" riefen die Neugierigen im Chore aus.

„Diese schöne, stattliche Frau war die Gattin des Krüppels?" sagte de Noyers.

„Sie war es," versetzte Rouville. „Glücklicher Weise ist sie erlöst von allem Uebel durch den Tod des Gatten."

„Madame Scarron läßt nur von sich hören, man sieht sie selten."

„Ich gehöre zu den Glücklichen," sagte Rouville, „denen es vergönnt ist, dieser im Stillen leuchtenden Frau nahen zu dürfen. Madame Scarron ist ein wunderbares Wesen. Wissen Sie, daß Françoise d'Aubigné, die sie dort in der Loge des Herzogs sehen, das Licht der Welt in dem Kerker zu Niort erblickte?"

„Sie scherzen, Chevalier."

„Durchaus nicht. Ihr Vater war Calvinist und wurde mit seiner ganzen Familie eingesperrt. Als er frei, nach fünfjährigem Kerker, in See ging, um Martinique

zu erreichen, griff die Seekrankheit seine junge Tochter Françoise dergestalt an, daß man die Kleine für todt hielt. Sie blieb fünf und vierzig Stunden ohne Bewegung und ein roher Matrose wollte sie über Bord werfen. Da — in dem Augenblicke als die Mutter noch ein Mal die Leiche des Kindes nmarmen wollte, fühlte sie Herzschlag — Françoise war gerettet. Das Schiff schwebte nicht lange darauf drei Tage in Gefahr, von algierschen Piraten genommen zu werden, welche wahrscheinlich die ganze Besatzung sammt Passagieren in Tripolis oder Tanger als Sclaven verkauft hätten. Françoise entging auch dieser Gefahr. In Amerika entrann sie mit genauer Noth dem tödtlichen Bisse einer Schlange, die sie pfeilschnell verfolgte, dadurch, daß sie ein Gefäß voll Milch umstürzte. Das abscheuliche Thier fiel über die Milch her, seinen Durst zu löschen und Françoise benutzte die Zeit, um zu entfliehen. Als ihre Mutter, nach dem Tode des Vaters, wieder den Boden von Europa betrat, befanden sich die Heimgekehrten in bitterstem Elende. Frau von Villette, eine Tante Françoise's, nahm sich der Verlassenen an, da aber Frau von Villette eine Calvistin war, hatten die Bekehrungseifrigen nichts Besseres zu thun, als die kleine Ketzerin den Händen der Tante zu entreißen. Man gab sie in ein frommes Stift, dessen Schwestern die Anvertraute mit Rübenstechen und sonstigen Feldarbeiten beschäftigten, wobei ein junger Bauer sich sterblich in Françoise verliebte und ihr seine Hand antrug. Das hatten die frommen Schwestern nicht erwartet und die gefährliche Kleine ward in das Kloster gesperrt. Da aber ihre Pensionsbeiträge nicht allzu reichhaltig ausfielen, stieß man sie wieder zur Klosterpforte hinaus, was den Marquis von Chevreuse veranlaßte, sich der allerliebsten dreizehnjährigen Pensionairin anzunehmen, aber die alte Calvinistin, Frau von Villette rettete ihre

Nichte und eine gewisse Frau von Neuillan brachte Françoise zu den Ursulinerinnen."

„Ninon de l'Enclos lernte sie hier kennen und führte sie bei dem Krüppel Scarron ein, den ihr Geist, ihre Reize und ihre Bescheidenheit in Flammen setzten. Er trug ihr mit der Frechheit eines Poeten Herz und Hand an. Drei Monate überlegte Françoise d'Aubigné, dann gab sie dem Krüppel, der sich auf einem Rollstuhl fortbewegen ließ, ihre Hand. Scarrons Name sammelte einen kleinen Hof von Dichtern, Gelehrten und Schöngeistern um sich und die geistreiche Frau. Madame Scarron ward bald allgemein in dem Kreise der Schöngeister geehrt. Als Scarron starb, fand die Gattin Nichts in den Kasten des Verschiedenen, als die schriftliche Erlaubniß: wieder heirathen zu dürfen. Wissen Sie, daß Madame Scarron, die Nichts besitzt, ein glänzendes Anerbieten des Oberintendanten Fouquet zurückwies? Die Königin Mutter erfuhr diese, für eine schöne, junge und arme Frau gewiß heroische Handlung und zahlte ihr die Pension von fünfzehnhundert Livres weiter, welche Scarron als „Kranker der Königin" bei seinen Lebzeiten bezogen hatte. Mit diesen Einkünften schaltet sie nun, sehr zurückgezogen lebend, ganz vortrefflich. Die besten Kreise öffnen sich ihr und das Hotel d'Albret gewährt ihr einen häuslichen Heerd, hier lernte ich sie kennen. Guiche, Bellefonds, Barillon, Bussy, der Chevalier von Grammont — Alle huldigen ihren Reizen und ihrem Geiste. Sie müssen Madame Scarron in der Unterhaltuug belauschen oder müssen sie Verse machen hören, — ah das ist entzückend. Sehen Sie — jetzt erhebt sie sich ein wenig."

Der Gegenstand dieser Erzählung und dieser bewundernden Kritik, hatte sich in der That erhoben und blickte in die Höhe, wo er eine Persönlichkeit zu suchen schien.

Madame Scarron war wirklich ein herrliches

Wesen. Die Schwärze und das Feuer ihrer Augen konnten wohl nicht zum zweiten Male gefunden werden. Ihre schöne, imposante Gestalt, die sich gerade jetzt in voller Pracht und Ueppigkeit zeigte — Madame Scarron stand im siebenundzwanzigsten Jahre — hätte einem Bildhauer zum Modelle für eine Göttin dienen können. Außerdem zeigte ihr Teint ein Colorit von höchster Feinheit und zugleich Frische. Man sah der reizenden Frau die Gesundheit des Körpers und der Seele an, die sich in der schönen Erscheinung wiederspiegelten.

Das Licht der Kerzen übergoß die Aufrechtstehende mit blendendem Glanze und Graf Fürstenberg rief unwillkürlich aus:

„Man glaubt eine zukünftige Königin vor sich zu sehen.“

„Graf,“ entgegnete Rouville, „wer weiß, ob Ihr Ausruf nicht prophetisch ist.“

„Sie sind Fatalist, Chevalier.“

„Möglich. Aber wissen Sie, merkwürdig ist es doch. Dieser Ausruf, den sie soeben thaten, stimmt seltsamer Weise mit einer Prophezeiung überein, welche Madame Scarron zugekommen ist.“

„Wirklich?“

„Im Hôtel d'Albret arbeitet ein Maurer. Er beschäftigt sich, wie manche Leute, mit Astrologie und führt den Namen Barbé. Dieser Mann betrachtete schon seit einiger Zeit Madame Scarron sehr aufmerksam und sagte eines Tages: „Das ist die Frau eines Krüppels, aber ich weiß es bestimmt, sie wird einst Königin sein, sie ist dazu geboren“ — und als er später wieder im Hôtel arbeitete, trat er in das Zimmer der Scarron, stellte sich vor sie hin und rief: „Nach vielen Mühen und Sorgen werden Sie zu einer Höhe steigen, Madame, die Sie jetzt kaum ahnen; ein König wird Sie lieben, Sie werden regieren, aber Sie

erwerben nicht Dank noch Glücksgüter." Die Fräuleins de Pons und Martel, welche zugegen waren, lachten ein wenig und neckten die Scarron mit der Prophezeiung, aber der Maurer runzelte die Stirne, sah die Damen scharf an und sagte: „Sie sollten ihr lieber den Saum des Kleides küssen, meine Damen, statt sie zu necken." Damit schritt er aus dem Gemache."

„Das ist seltsam," sagte Fürstenberg. „Wer weiß, wie die Zeiten sich ändern."

„Pah —" lachte Glapion. „La Vallière ist noch da und wenn sie stürzt — dann ist schon die Zweite bereit, den gefahrvollen Weg zu wandeln."

„Sollte es wahr sein?" flüsterte Graf Fürstenberg, „die Nebenbuhlerin der La Vallière wäre — —"

„Diese dort," sagte Glapion, verstohlen auf die große Loge deutend, in welche soeben der Herzog von Orleans, Madame und Frau von Montespan traten. „Die schöne Athénais wird uns nächstens protegiren."

In diesem Augenblicke zeigte sich der König in der kleinen Loge. Alles erhob sich. Frau Herzogin von Montpensier erschien ebenfalls in der großen Loge. Der König trat an die Brüstung, zog seinen Hut und grüßte. Alles setzte sich und die Ouverture begann.

Molière übersah noch ein Mal die Scene, dann blickte er durch eine kleine Oeffnung des Vorhanges; als er gewahrte, daß der König sich in seinen Sessel niedergelassen hatte, gab er ein Zeichen, die Ouverture zu schließen. — Der Vorhang rauschte auseinander. Bis zur fünften Scene, zwischen Geronimo und Scagnarelle, spielte sich das Stück ruhig und unter dem Beifalle des Königs ab. Nach dieser Scene fand, dem Gebrauche der Zeit gemäß, ein Tanz statt, den Scagnarelle und eine Schaar Egypter und Egypterinnen auszuführen hatten.

Molière, der zugleich Ordner und Schauspieler, Dichter und Director war, dessen Auge überall hinblickte, hatte schon während der fünften Scene eine gewisse Unruhe in der großen, königlichen Loge bemerkt. Er sah, wie Graf Lauzun einige Male sich erhob und zur Ausgangsthüre schritt, wie die Köpfe der Zuschauer sich dahin wendeten und wie die Prinzessin von Montpensier sich ebenfalls erhob, um an die Thüre der Loge zu eilen.

„Clerin," sagte Molière zu einem seiner Genossen, der als Geronimo gekleidet in seiner Nähe stand. „Es geht dort oben Etwas vor. Die Zuschauer sind unruhig."

„Hast Du es bemerkt, Poquelin?" versetzte der Schauspieler; „ich ebenfalls. Ich glaube gesehen zu haben, daß der Lieutenant der Mousquetairs in die Loge trat."

„Was kann es nur sein?" fragte Molière. „Die Leute werden unruhiger. Sollte wieder eine neue Kabale gegen mich im Werke sein?"

„Du siehst zu schwarz."

„Nein, nein Clerin. Seit ich die ersten drei Akte meines Tartüffe in Villers-Cotterets bei Monsieur dem Könige vorspielen durfte, gönnen meine Feinde mir nicht mehr das Weiße im Auge. Sie suchen jede Vorstellung zu stören. Wo ist Gros-René."

Clerin ging, um den Schauspieler zu suchen. Er fand ihn, niedergeschlagen hinter der Coulisse sitzend. „Du Parc," sagte Clerin, „komm'. Molière sucht Dich. Er fürchtet eine Kabale, weil in der großen Loge eine Bewegung sichtbar ist."

„Molière ist nicht bei Troste," sagte Gros-René sich schüttelnd. „Er sieht fortwährend Gespenster Laß' mich in Frieden. Ich spiele heute so wie so mit größter Anstrengung und ich fürchte: gegen mich kabalisirt etwas

ganz Anderes als die Hofleute oder die Frommen gegen Molière zu Stande bringen können."

„Was ist denn Dir nun wieder, Gros-René? Wer soll gegen Dich kabalisiren?"

„Wer?" sagte der Schauspieler sich aufrichtend und seine Augen, die aus dem bemalten Gesichte doppelt unheimlich hervorleuchteten, rollend: „Wer? der Tod, Clerin! der Tod!"

Clerin prallte entsetzt zurück. Draußen auf der Bühne tanzten die mit Flittern und Schärpen, Turbanen und Halbmonden geschmückten Egypter und Egypterinnen, und Scagnarelle sang:

„Müßt ihr Ketten tragen, laßt es Liebesketten sein,
Und dann geht bei frohem Mahle in die Ewigkeit hinein."

Als diese Verse von den Sängern wiederholt wurden, öffnete sich plötzlich die Thür, welche von dem hinteren Eingange aus auf die Bühne führte und ein Thürsteher Molière's erschien. „Herr Clerin," sagte er hastig, „wo ist Herr Molière?"

„Was giebt es?"

„Es sind eine Menge Herren draußen, die ihn sprechen wollen."

„Jetzt? mitten im Stück? die Leute sind toll."

„Toll oder nicht, es sind vornehme Cavaliere. Rufen Sie ihn."

Molière hatte schon den unruhigen und bestürzten Diener bemerkt; er schritt eilig auf die Gruppe zu. „Was ist, Nicolas? was willst Du?"

„Herr Molière, draußen bei dem Portier stehen sechs oder acht Herren, die auf das Theater wollen. Sie lassen sich nicht abweisen." Molière's Antlitz verfärbte sich.

„Das ist unerhört. Gewiß wieder zudringliche Cavaliere." — Molière war sehr eifersüchtig auf seine schöne,

kokette Frau. Dennoch hielt es schwer, die Zudringlichen abzuwehren und die Reize der jungen Schauspielerinnen zogen oft genug Cavaliere auf die Bühne. Molière war zu jener Zeit noch „Schauspieler Monsieurs,“ er hatte noch nicht den Titel „eines königlichen Comödianten.“

„Sieh' auf das Spiel, Clerin,“ bat er den Freund. „Ich will hören, was die Störer bringen.“ Molière eilte hinaus. Er ging auf den Flur des Theaters und fand hier zu seinem Erstaunen nicht eine Schaar junger Cavaliere, sondern eine ernste, sehr gemessene Versammlung, die Doctoren Vallot, Seguin und Alliot, zwei bis drei Hofherren, deren Alter und Würde Respect einflößten und einen schwarz gekleideten, hochgewachsenen Mann. Obwohl Molière keine Zudringlichkeiten mehr fürchten konnte, nachdem er die Versammluug überblickt, ängstigten ihn doch diese finsteren Leute. Er wußte, daß die Aerzte, welche er noch nie geschont hatte, ihm feindselig gegenüberstanden; was wollten also jene Männer hier? während der Aufführung eines Stückes, dem der Hof beiwohnte?

Molière trat mit heftiger Bewegung auf die Gruppe zu. „Sie wünschen mich, meine Herren?“ Der schwarzgekleidete, aristokratische Herr entgegnete:

„Ja, Herr Molière. Ich bin der Sieur Hanyvel von Saint-Laurent und bitte Sie im Namen dieser Herren, im Namen der Frau, welche auch Ihre Wohlthäterin war, um die Erlaubniß: von Ihrem Theater aus über die kleine Treppe in die Loge des Königs treten zu dürfen.“

„Meine Herren, ich bin erstaunt und verwirrt; habe ich recht gehört? Wohlthäterin? König sprechen? Sie werden doch einen andern Weg zu Sr. Majestät finden, als den über die Bühne?“

„Sie irren. Graf Lauzun hat sich auf das Entschiedenste geweigert, den König zu stören, und doch handelt es sich

um eine ernste Stunde. Die Königin Mutter ringt in diesem Augenblicke mit dem Tode."

Molière trat erschrocken zurück. „Die Majestät von Oesterreich?" rief er. „Meine Wohlthäterin?"

„Leider ist es so, Herr Molière. Wir fürchten Alles. Eine teuflische Medizin, welche ein Charlatan der Fürstin reichte, scheint deren Ende zu beschleunigen und die Kranke wünscht den erhabenen Sohn zu sprechen; machen Sie, daß wir sogleich zu Sr. Majestät gelangen."

„Wie? und man hat Ihnen die Meldung bei dem Könige verweigert?" rief Molière. „Eine Meldung, wo es der sterbenden Mutter — der Königin gilt?" Bejart der Jüngere erschien in diesem Augenblicke an der Thüre.

„Molière," rief er, „schnell. Das Ballet ist vorüber, die sechste Scene soll beginnen. Schnell, man wartet Deiner. Gros-René als Pancraz geht schon auf die Bühne mit Scagnarelle."

Molière war in fieberhafter Erregung. „Ich komme gleich," rief er. „Laß die Egypter sich schnell umkleiden zu dem letzten Tanze, Bejart. Meine Herren, ich bitte kommen Sie; hier die Treppe hinauf." Er führte die Todesboten durch ein Gewimmel von braun gefärbten Tänzern und Tänzerinnen, welche sich aus den Coulissen drängten, nachdem der Tanz vorüber war. Draußen auf der Bühne sprach Gros-René, der Leidende, soeben die ersten Worte seiner Rolle und ein gewaltiges Gelächter erscholl, als der beliebte Komiker vor den Lampen erschien; selbst der König applaudirte.

„Hier ist die Treppe zur Loge Sr. Majestät!" sagte Molière zu Saint-Laurent.

„Wollen Sie gehen, Doctor Vallot?" fragte der Sieur.

„Ich bitte leise, meine Herren," flüsterte Molière, „damit die Schauspieler nicht vorzeitig verwirrt werden."

Vallot und Saint-Laurent stiegen die Treppe zur Loge des Königs hinan.

Molière winkte seiner Gattin Armande, die im Costüm der Dorimene in den Coulissen-Gang trat. „Armande, wir werden sicherlich das Stück unterbrechen müssen."

„Mein Himmel," rief Madame Molière, „ist Gros-René ernstlich krank?"

„Nein. Halte an Dich. Siehst Du jene Herren dort? sie rufen den König: seine Mutter liegt im Sterben."

„Allmächtiger, welch' ein Contrast? wir spielen eines Deiner heitersten Stücke und nur noch eine Secunde und der Monarch empfängt mitten in den lustigsten Scenen die schreckliche Nachricht."

„Buntes Leben! im Theater wie überall — Ah — Lust neben Schmerz, Grausen neben Humor. — Sieh' nur wie Gros-René sich Gewalt anthut — auch er leidet sehr. Halt — ich darf mich nicht zerstreuen, nur noch eine Scene — dann komme ich. Gieb Acht, auf Alles was geschieht."

Er ging in den Hintergrund. Schon flüsterten die Schauspieler zusammen. „Was wollten jene Herren?" fragte man Molière. „Es ist Nichts, Kinder — Nichts, achtet auf die Scene."

Während dies hinter den Coulissen vorging, verfolgte das Publikum mit gespannter Aufmerksamkeit die treffliche Darstellung. „Gros-René als Pancraz ist vortrefflich," flüsterte Frau von Albret der Marquise von Brinvilliers zu.

„Gewiß," entgegnete Maria, „nur schneidet er mir heute zu viel Grimassen. Er verzerrt sein Gesicht, als ob er Gift genossen hätte."

„Ich bemerke dort hinter dem Proscenium Madame Molière," sagte Athénais von Montespan, in der großen Loge sitzend, zu dem Grafen Lauzun.

„Richtig. Sollte die Dame wieder eine Eifersuchtsscene heraufbeschwören wollen?“

„Das Stück geht vortrefflich,“ sagte Madame. „Der König wird Molière sicherlich heut Abend beloben. Die fremden Gäste werden Respect vor den Schauspielern Ew. Hoheit bekommen,“ sagte sie, sich zu ihrem Gatten wendend.

Der Herzog von Orleans schmollte und zuckte die Achseln. Der Chevalier von Lorraine hatte die Thore von Paris bereits hinter sich.

„Ha — was ist das?“ rief die Montespan, mit dem Fächer eine Bewegung machend. „Sehen Sie nicht?“ — „Was?“ — „Des Königs Majestät erheben sich in seiner Loge?“ — „Richtig!“ — „Gewiß! Es ist Jemand von der Bühne aus in die Loge getreten. Ah — der König zieht seine Gitter zu.“

„Und mitten in der Scene?“ rief Lauzun. „Das muß eine ernste Veranlassung sein. Teufel, wäre die Meldung vorhin in der That wichtig gewesen?“

Wirklich hatte der König seine Gitter geschlossen. Dieses auffällige Manoeuvre, welches den Gang des Stückes fast unterbrach, verfehlte nicht, auf das Publikum seine Wirkung auszuüben. Hatte eine Stelle das Mißfallen des Monarchen erregt? Man konnte es nicht annehmen, denn der König kannte das Stück sehr genau. Er hatte sogar, als es von den Personen des Hofes im Louvre dargestellt wurde, in dem Ballet getanzt, und dieser Tanz hatte ihm jene historische Rüge Racine's zugezogen, der in seinem Stücke: Brittannicus, das Tanzen als eines großen Herrschers unwürdig, verwarf.

Also der König, der das Stück genau kannte, war offenbar durch irgend einen gewichtigen Zwischenfall in seiner Aufmerksamkeit für das Spiel gestört worden. Sogleich verbreitete sich allgemeine Unruhe in den Logen und auf

den Bänken. Einige Personen erhoben sich, die Schauspieler wurden sichtlich befangen und verloren ihre Geistesgegenwart. Man sah einen Mousquetair in die große Loge treten und dem Herzoge von Orleans Etwas zuflüstern, worauf dieser eiligst die Loge verließ, dann folgte Madame, dann Mademoiselle de Montpensier und zuletzt Graf Lauzun.

Das Spiel stockte und plötzlich verbreitete sich der Ruf: „Der König bricht auf!" Eine Kunde durchlief den Saal, daß die Königin Mutter bedeutend schwächer geworden sei. Molière sah von der Bühne aus den Tumult, als er eben auftreten wollte, und gab das Zeichen, den Vorhang zu schließen.

„Gelobt sei Gott," murmelte Gros-René. „Ich konnte nicht mehr weiter. Halte mich, Bejart." Bejart ließ den fast Umsinkenden auf einen Sessel gleiten.

Gerade jetzt kam der König die Treppe hinunter. „Den Wagen hinten an das Gartenthor," rief er. „Ich will nicht in das Gedränge. Man sollte weiter spielen."

„Sire," sagte Molière vortretend, „die Schauspieler sind dergestalt erschüttert, daß sie kaum vermögen, ihre Scenen weiter auszuführen."

„Ja — ja Molière. Sie haben Recht. Herr von Saint-Laurent und die Aerzte bringen mir soeben die Nachricht von der heftigen Erkrankung der Königin Mutter."

„Sire," sagte Saint-Laurent, „und soll der Missethäter, der Charlatan eine Stunde noch in Freiheit sein? ich bitte dringend, sogleich den Haftbefehl zu ertheilen." Lauzun drängte sich herbei.

„Sehen Sie Graf," rief der König. „Da haben Sie den italienischen Charlatan. Der Wunderdoctor Exili hat meine Mutter vergiftet."

Ein kurzer Schrei ertönte aus der Ecke; Saint-Laurent drängte aufs Neue. „Sire, den Haftbefehl, sonst ent-

kommt der Schurke. Die Nachricht wird sich wie ein Lauffeuer verbreiten."

„Schnell Papier, Feder," rief der König. Alles lief durcheinander.

Molière hatte eiligst ein scenisches Buch ergriffen und riß ein Blatt heraus, Clerin lief mit dem Dintenfasse und der Feder des Kassirers herbei, während Bejart ein Brett unter das Blatt hielt. Der König schrieb stehend die Ordre zur Verhaftung des Italieners. „Wo ist Lieutenant Brissonnet," rief er. Ein Polizei-Offizier trat vor.

„Eilen Sie, sogleich den Verdächtigen zu ergreifen. Sie liefern ihn noch heute Abend in die Bastille ab."

„Wo finde ich ihn, Sire?"

„Oh — kommen Sie, ich werde Sie geleiten, Herr Brissonnet," rief Saint-Laurent.

„Der Wagen Sr. Majestät," meldete der Läufer. Der König schritt über die Bühne, grüßte Molière und warf sich dann, vor dem Thore des Palais angekommen, in den Wagen. Die Mousquetairs umgaben die Kutsche und in Galopp ging es nach dem Louvre.

Eine große Menschen-Menge wogte hin und her. Die schlimme Nachricht hatte sich blitzschnell verbreitet. Man sah plötzlich Brissonnet mit zwei Dienern der Gerechtigkeit, welche Hoquetons genannt wurden, erscheinen, eine Miethskutsche ward gerufen, der Polizei-Offizier und ein schwarzgekleideter Herr stiegen hinein, worauf das Fuhrwerk in die Straße St. Jacques einbog. Die Hoquetons folgten.

Die betroffenen Schauspieler der Truppe Monsieurs vermochten sich von ihrem Schrecken nur langsam zu erholen. Molière war in großer Bewegung, denn wenn ihn schon der gestörte Abend verdroß, so ging dem gefühlvollen Dichter

das Leiden der Königin Mutter nicht weniger nahe, da er in ihr eine große Gönnerin besessen hatte.

Während er noch hin und herlief, die nöthigen Anordnungen traf und sich zu beruhigen suchte, hörte er aus einer der zum Ankleiden der Schauspieler bestimmten Logen ein lautes Rufen. Fieberhaft erregt durch alle, schnell auf einander gefolgten Ereignisse, eilte der Dichter auf die Loge zu, aus welcher der Ruf ertönte. Clerin kam ihm entgegen.

„Unser Theater ist heute Abend eine Unglücksstätte, Molière," rief Clerin. „Laß' schnell einen Arzt holen, denn Gros-René will sterben."

Molière's Schreck, den er bei dieser Nachricht empfand, machte sich durch lauten Angstruf bemerkbar. Er stürzte in die Loge. Auf einem schlechten Sessel, mehr liegend als sitzend, fand er Gros-René, den Liebling des Publikums und einen seiner besten Kunstgenossen. Um ihn her lagen seine bunten Kleider, seine falschen Haare, die ihm ein unendlich komisches Aussehen verliehen hatten. Er war bleich wie eine Leiche und zitterte, als wenn er mit Eis umgeben wäre.

„Gros-René! Du Parc, mein lieber, alter Freund," rief Molière, des Schauspielers kalte Hand ergreifend. „Was ist Dir? sprich nur, was soll geschehen?"

„Schaff' mich nach Haus, Molière," stammelte der Komiker, indem seine Zähne gegeneinander schlugen, „Ich bin ein Kind des Todes — laß' mich nicht hier sterben, bring' mich zu meiner Frau."

„Sterben, Du Parc! Ich beschwöre Dich — denke nicht daran, wir wollen einen Arzt holen."

„Ich sterbe, Moliére. Hörtest Du nicht einen Schrei, als der König den Haftbefehl für Exili schrieb und es dem Grafen Lauzun zurief?"

„Ja, ich erinnere mich, so Etwas gehört zu haben."

„Nun, der Giftmischer hat auch mich auf dem Ge-

wissen." — „Wie?" — „Ich litt schwer — Niemand konnte mir helfen, da treibt mich Galuchet, mein Wirth, an, den berühmten Italiener zu holen, der ihm von Glaser, dem Apotheker, empfohlen ist. Der unheimliche Mensch kam — bereitete seine Tränke und reichte sie mir. Seit jener Zeit fühlte ich mich besser — ah — ich leide. Aber nach und nach stellten sich meine Schmerzen wüthender ein, als je. Er hat die Königin Mutter vergiftet und mich auch. Man sagt: er versuche seine Gifte an Lebenden. Lieber Molière — ich sterbe — leb' wohl."

Man schaffte eine Sänfte herbei und Gros-René verließ das Theater. Molière half den kranken Freund in den Tragestuhl bringen, dann geleitete er ihn bis in sein Haus. Gros-René hat die Bühne nicht wieder betreten. — Drei Tage später sollte „Scagnarelle" gespielt werden. Aber das Theater blieb geschlossen. Das Publikum erblickte an der Eingangsthüre einen Zettel, der folgende Worte zeigte:

„Die Schauspieler Sr. Hoheit des Herrn Herzogs von Orleans schließen heute den Saal. Ihr Genosse Du Parc, genannt Gros-René, ist diesen Morgen verschieden. Die Schauspieler wollen den Verstorbenen, der ein treuer Freund, ein trefflicher Comödiant war, durch stille Trauer ehren, und haben heute die Stätte verschlossen, an welcher der Entschlafene mit Ehren und Beifall wirkte.

Molière."

Gefangen!

In dem Laboratorium am Platze Maubert dampften und brodelten die Retorten.

„Noch wenig Stunden und die Wirkung meiner Mittel wird sich zeigen," sagte der Italiener Exili, von dem Heerde zurücktretend, auf welchem seine Geräthschaften und deren geheimnißvoller Inhalt über gelindem Feuer standen. Er versicherte die Kolben und Gläser gegen die Gefahr des Zerplatzens und ging aus dem Laboratorium zu Huet's Wohnung.

Als er über den breiten Hausflur schritt, bemerkte er Morel, der sich im Hintergrunde mit Aufschichten von Holz beschäftigte. „Seht nach den Retorten, Morel," sagte Exili, „ich muß den Alten sprechen." Morel ging in das Laboratorium.

Als Exili in das Wohnzimmer trat, erblickte er eine Gruppe von drei, höchst aufgeregten Personen: Huet, dessen Tochter, und einen bildhübschen jungen Mann, der in großer Erregung durch das Zimmer schritt, mit den Armen durch die Luft fuhr und dabei sehr bestimmte Reden hören ließ.

„Sie bringen meinem Hause Unheil, Herr Doctor," sagte der alte Huet. „Darum bitte ich Sie: meiden Sie es. Wir haben Ihnen den Willen gethan, wir sind zu dem Doctorschmause gegangen, aber wie hat er geendet? ich habe schreckliche Dinge hören und sehen müssen!"

„Aber Meister Huet," rief der junge Mann, „Sie können mich doch nicht verantwortlich machen für die Hitze des unglücklichen Camille Théria."

„Nein, Vater, gewiß nicht," fiel Amande ein.

„Schweig, Amande," fuhr der Alte auf, „ich muß Dir aufs Neue zürnen. Du bist ganz verändert, seitdem

der Herr Doctor sich mit Dir auf dem Schmause gezeigt hat. Ich möchte nicht, daß Du mit dem vornehmen Herrn in das Gerede kämest."

„Meister Huet, wahren Sie Ihre Zunge," rief René, „Ihre Tochter ist mir sehr — sehr werth, und ich würde solche Aeußerungen von Niemandem ruhig hinnehmen. Sie wissen, ich schätze Sie hoch, aber auch meine Verehrung für Ihre Wissenschaft hat Grenzen. Was giebt Ihnen ein Recht zu behaupten: Ihre Tochter könne durch mich in das Gerede kommen? Was, mein Herr?"

„Oh — die Erfahrungen, die ich gemacht, berechtigen mich dazu, mein Herr Herzog," sagte Huet. „Wissen Sie wohl, daß ich schon die übertriebensten Dinge hören mußte? Mein Freund Dubois, mit dem ich an jenem unglücklichen Abende zusammentraf, warnte mich, denn es ist ihm erzählt worden — ich zögere fast, es auszusprechen —, daß meine Tochter zuweilen Stelldicheins mit einem gewissen hochstehenden jungen Manne habe — Ja, mein Herr, so ist es. Die Bosheit der Leute geht weit. Nun denken Sie, den Scandal, der durch die blutigen Auftritte im Wappen von Paris herbeigeführt wurde, deren Ausgang und Folgen wir noch gar nicht ermessen können — nein, nein Herr Herzog, oder Doctor, ich bitte Sie, nehmen Sie es nicht für ungut — aber ich bitte: meiden Sie unser Haus."

Exili trat einen Schritt vor aus dem Halbdunkel, in welchem er bisher gestanden hatte. „Sie sind zu rasch, Meister Huet," sagte er.

René heftete seine Augen auf das seltsame Antlitz des Italieners. „Mein Herr," sagte er artig, aber kalt, „haben Sie ein besonderes Recht, sich in die Angelegenheiten der Familie Huet zu mischen?"

„Ich mische mich in Vieles, Herr," entgegnete der

Italiener, „und vielleicht bin ich Ihnen nützlicher als Sie denken. — Huet, Sie sind sehr hart gegen die jungen Leute."

„Ah — bah, Meister Exili. Wenn Sie nur die schlimme Nacht durchgemacht hätten. — Sehen Sie, Herr Herzog, warum mußten dieser Saint-Croix und die Marquise Einladungen erhalten?"

„Ich that Unrecht," seufzte René, „aber —

„Der Lieutenant von Saint-Croix?" fiel Exili rasch ein, „derselbe, der bei den Tracy-Dragonern steht? der den Feldzug in Ungarn mitmachte?"

„Derselbe — ja mein Herr," antwortete René.

Der Italiener senkte ein wenig das Haupt und betrachtete unter seinen buschigen Augenbrauen hervor den jungen Herzog sehr aufmerksam. „Wie nennen Sie sich, mein Herr?" fragte er artig.

„René Herzog von Damarre, Doctor der Rechte."

„Hm — seltsam," murmelte der Italiener. „Kannten Sie den Lieutenant von Saint-Croix schon seit längerer Zeit?"

„Ich lernte ihn kurz vor dem unglücklichen Schmause kennen. Ich rettete ihm das Leben, als er von Strolchen überfallen wurde."

„Seltsam — ich wiederhole es. Ich kenne den Lieutenant, er war in dem fernen Ungarlande bei mir; er sieht Ihnen sehr ähnlich, Herr Herzog."

Der Italiener trat dicht zu René, den eine gewisse Unruhe überfiel; Amande näherte sich dem jungen Herzoge, denn die Augen des römischen Doctors funkelten in ganz abscheulichem Lichte, er machte die ihm eigenthümliche Bewegung des Raubvogels mit seiner langen Nase, seine Finger krallten sich zusammen, wie die Fänge einer Weihe. „Ich glaube, dem Geheimniß auf der Spur zu sein," sagte er zu sich selbst. „Ja — ja," setzte er laut hinzu, „Sie

sehen sich sehr ähnlich — fast könnten Sie Brüder sein, Sie und der Lieutenant. Sie gleichen Ihrer Mutter, Herr Herzog?"

„Man sagt es."

„Die Mama Herzogin muß sehr schön gewesen sein, wenn Sie ihr ähnlich sehen."

„Sie schmeicheln, Herr Doctor."

„Nein, Herr René. Wenn Sie die Züge ihrer Mutter tragen, so muß diese Frau ein Engel gewesen sein."

„Nicht wahr, Herr René ist ein schöner Mann," rief Amande naiv dazwischen.

„Gewiß — gewiß," sagte Exili lächelnd. „Aber diese Schönheit deutet eben scharf den Standesunterschied an. Sie zum Beispiel, Fräulein Amande, sind ein reizendes, bildhübsches Mädchen, dem man aber seine kleine bürgerliche Abstammung gleich ansieht; Herr René dagegen hat jenen feinen, aristokratischen Zug, den die hohe Geburt, die Reinheit des Blutes in das Gesicht eines Menschen hineinziehen."

„Ah — da hast Du's," rief Huet.

„Verzeihen Sie, Herr Doctor," lachte René, „aber wenn Sie die adligen Züge meines Gesichtes von der Abstammung meiner Mutter herleiten wollen, der ich ähnlich sehen soll, dann muß ich doch sagen, daß Ihre Menschenkenntniß sich nicht bewährt hat. Denn meine schöne und gute Mutter ist keineswegs aus adligem Blut entsprossen, sondern das Kind braver Bürgersleute."

Der Italiener fuhr in die Höhe. „So — das ist merkwürdig. Ich hätte geschworen darauf, sie sei aus altem Adel, etwa aus der Gegend von Pau oder sonst aus dem Süden."

„Wieder fehlgeschossen," sagte René, „Mama ist aus einem ganz entgegengesetzten Landestheile. Sie ward zu Amiens geboren."

„Zu Amiens?“ rief Exili.

„Ja wohl, Herr Doctor. Ihre Wissenschaft trügt.“

Exili schwieg.

„Ich werde Sie heute verlassen, Meister Huet,“ sagte René, „bis Ihre Aufregung sich ein wenig beschwichtigt hat. Fräulein Amande, meinen Gruß — Herr Doctor, ich bin Ihr Diener.“ René empfahl sich und verließ das Zimmer.

Er mochte jedoch kaum einige Minuten fort gewesen sein, als er bleich und verstört wieder zurückkehrte. „Eilen Sie — durch eine schnelle Berufung an den Lieutenant des Quartiers der Gewalt zuvorzukommen.“

„Was giebt es?“ riefen Amande und Huet zugleich.

„Vor Ihrer Hausthüre sind die Hoquetons mit einem Gefreiten. Sie begehren Einlaß. Hören Sie den Klopfer?“

„Ja — da haben wir's. Es ist die Mordgeschichte aus dem Wappen von Paris. Oh — Herr René, Sie haben uns unglücklich gemacht!“

„Seien Sie kein Kind, Meister. Was konnten Sie dafür? Nein, ich vermuthe, es gilt Jemandem, der — Herr Doctor, verzeihen Sie mir, aber Sie haben der Königin Mutter Arzneien gegeben?“

„Ja.“

„Dann retten Sie sich!“

Die Schläge des Klopfers dröhnten heftiger. Stimmen riefen: „Im Namen des Königs.“

„Aber weshalb soll i c h mich retten?“ rief Exili.

„Weil man ausruft: „Fangt den Giftmischer! den Italiener! Die Königin Mutter liegt im Sterben.“

„Hölle und Teufel,“ schrie Exili. „Das ist ein Stücklein der Herren Doctoren. Meine Medicamente waren gut — sie haben sicherlich einen boshaften Streich gespielt.“

„Aufgemacht, im Namen des Königs!“ tönte es wieder von Außen.

„Rettet Euch Doctor," sagte Huet hastig. „Ihr müßt fliehen. Wenn sie Euch ein Mal fest gepackt haben, kommt Ihr nicht wieder so leicht hinaus in die Freiheit."

„Giftmischer! Giftdoctor!" heulte es von der Straße her. Man merkte, daß schon der Janhagel sich zu betheiligen begann.

„Schnell in den Gang," flüsterte Huet. „Ich öffne nicht eher."

René ergriff die Hand der zitternden Amande, während Huet den Italiener mit sich fort zog. — —

Sobald das Rufen auf der Straße begonnen hatte, war Morel von den Retorten hinweg an das vergitterte, hochliegende Fenster geeilt, welches die Aussicht nach dem Platze Maubert hin gestattete. Er sah, bei dem Scheine der Laternen, eine Kutsche halten und Hellebarden blinken, es währte nicht lange, so ertönte der Ruf: „Oeffnet auf Befehl des König." Der Famulus des alten Huet hatte, wie wir dies zur Genüge erfuhren, durchaus kein reines Gewissen. Sein erster Gedanke war: die Entfaltung polizeilicher Kräfte, denn als solche hatte er die Hellebardenträger erkannt, gelte Niemandem als ihm allein. Obwohl er nun durch die Rufe: „Giftdoctor! Giftmischer!" bald belehrt wurde, daß der Angriff dem Italiener gelte, obgleich es laut ausgeschrieen ward, die Königin Mutter liege im Sterben, vergiftet durch Exili — hatte Morel dennoch triftige Gründe, seine Anwesenheit in dem Hause Huet's so viel wie möglich abzukürzen. Er sagte sich sehr richtig, daß eine Vernehmung sämmtlicher Inwohner stattfinden werde und es war alsdann mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß Morel's Vergangenheit einer Prüfung unterlag, auch konnte der unbedeutendste Zufall ihm den gefürchteten Lieutenant in den Weg führen. Morel lief daher sogleich an die Hinterfenster, um sich von hier aus durch

den Garten zu entfernen, er gewahrte aber zu seinem Entsetzen, daß auch von der Straße Perdu her, die Hoquetons das Haus besetzt hielten, und daß in ihrem Gefolge sich eine ziemliche Anzahl von Müßiggängern befand, die alle sehr gespannt auf den Ausgang der nächtlichen Scene zu sein schienen. Morel aber verzagte nicht. — —

Er steht einen Augenblick in dem Laboratorium still, während draußen die Rufe und Schläge donnern. Seine tückischen Augen blinzeln widerwärtig pfiffig. Er schaut in die Ecke und kichert:

„Noch gehe ich nicht mit all den übrigen Fischen in das Netz. Aufgepaßt! ich habe nicht umsonst Eure Geheimnisse belauscht, Meister Huet.“

Er schob den Tisch mit der Drechselbank zurück, hob sodann die sichtbar gewordene Platte empor, stieg in die Tiefe hinab und setzte den Mechanismus wieder in Thätigkeit, wodurch die Drechselbank an ihre alte Stelle befördert ward.

„So“ — sagte der Bandit. „Nun wären wir im Trocknen. Damit aber Niemand folgen kann — Da.“

Er schob einen mächtigen Riegel inwendig vor die Platte.

„Nun wollen wir einen Gang durch die Steinbrüche thun,“ sagte er langsam die Leiter hinabklimmend. — —

„Oeffne, sobald wir im Laboratorium sind,“ rief Huet Amande zu, mit Exili über den Flur stürzend.

„Wir können nicht zur Hinterthüre hinaus,“ sagte der Italiener. „Das Haus ist umstellt.“

„Eilen Sie — schnell in den Gang. Die Jünger des Collegiums haben gelobt, Sie zu schützen. Bis Morgen müssen Sie aus Paris sein.“

Beide liefen in das Laboratorium.

Amande, an deren Seite René stand, öffnete die Hausthüre.

Brissonnet trat ein, hinter ihm vier Hoquetons mit Laternen.

„Besetzt das Thor, den Vorgarten und laßt Niemanden hinein! Heda, Grossier! schlagt den Zudringlichen mit dem Schafte der Hellebarden die Schädel ein.“

Ein brüllendes Gelächter war die Antwort auf diese Verheißung.

Brissonnet näherte sich Amande.

„Mein Fräulein,“ sagte er ziemlich höflich. „Ich bedaure Ihre Ruhe stören zu müssen. Ordre des Königs.“ Er wies das Blatt vor, welches Ludwig im Theater beschrieben hatte. „Wo befindet sich der Doctor Exili?“

„Er ist nicht hier,“ sagte Amande keck, im Vertrauen darauf, daß Exili irgend einen sicheren Versteck gefunden habe.

„Sie sprechen nicht die Wahrheit, mein Fräulein,“ sagte plötzlich eine Stimme, und ein schwarzgekleideter Mann trat hinter den Hoquetons hervor. „Der Italiener ist ein Freund Ihres Vaters. Er ist hier.“

Huet und Exili waren in die Ecke geeilt, wo der Tisch mit der Drechselbank die Platte verdeckte. Hastig schob Huet das Meuble zurück und bückte sich, um die Platte hochzuziehen.

„Mein Gott,“ rief er entsetzt. „Was ist das? die Oeffnung ist geschlossen.“

„Sie reden irre,“ schrie der Italiener.

Beide zogen aus Leibeskräften an dem Eisenring, die Platte rückte und rührte sich nicht.

In rasender Wuth stampfte Exili gegen den Boden — umsonst.

„Sie ist von Innen geschlossen — wir sind verloren. Wer hat das gethan?“ jammerte Huet.

Immer wilder tönte das Geschrei, und durch alle

Rufe hindurch vernahm der Doctor die Worte: „Der Italiener ist ein Freund Ihres Vaters. Er ist hier.“

„Ha,“ schrie er. „Nun ist mir Alles klar. Er ist es.“

„Wer?“

„Huet schnell, bevor ich noch ergriffen werde. Der Feind, dessen Hände sich nach mir ausstrecken, ist der Sieur von Saint-Laurent. Ich weiß ein Geheimniß von ihm, merkt es Euch. Er ist der Ver — —“

Weiter konnte Exili nicht sprechen, denn mit Gekrach ward die Thüre des Laboratoriums eingestoßen und die Häscher drangen hinein. Der alte Huet sah nichts weiter als einen verworrenen Menschenknäuel, der auf Exili sich wälzte, dann hörte er Klirren von zertrümmerten Gläsern, einige Rufe und dann stürmten die Menschen wieder aus dem Laboratorium.

Folgendes geschah. „Da ist er,“ rief Brissonnet, der mit seinen Leuten in das Laboratorium stürzte. Die Häscher warfen sich auf Exili, der hinter einen Tisch retirirte. Eine Anzahl Probiergläser, Retorten und Becken fiel zertrümmert auf den Boden. Der Italiener aber wollte noch einmal wagen, sich durch seine Angreifer zu winden. Er schleuderte mit gewaltiger Kraft Brissonnet zur Erde, sprang über ihn hinweg, stieß den ersten Häscher, der sich ihm entgegenwarf, dergestalt gegen die Brust, daß der Getroffene in einen mit Sand gefüllten Korb fiel, gab dem Zweiten einen Schlag in das Gesicht und so, die Gefallenen und Weichenden geschickt umgehend, stürzte der Italiener auf den Flur, durch die Hausthüre, zwischen die Wachen hindurch, in den dichten Volkshaufen.

„Haltet ihn — haltet den Giftmischer,“ brüllte die Menge. Schon waren Brissonnet und seine Gesellen, die sich wieder aufgerafft hatten, dem Flüchtlinge an der Ferse.

Exili's Verfolgung wurde allgemein. Hunderte

rannten mit lautem Geschrei dem schwarzen Doctor nach. Sein langer Mantel flatterte im Nachtwinde, er schien zu fliegen; wie ein Gespenst huschte er an den Häusern entlang. „Haltet den Giftmischer," tönte es aus allen Kehlen; die Häscher mit den blitzenden Hellebarden, Jungen und Weiber, Alle bildeten einen langen, sich bewegenden Streifen, der dem Fliehenden nachschoß.

Exili hatte während seines gewaltsamen Durchbruches schnell überlegt, wie und wo er die Rettung für sich bewerkstelligen könne. In die, hinter dem Hause Huet's gelegenen Straßen und in das Haus Glaser's zu gelangen, war, wie der Verfolgte mit einem Blicke überschaute, unmöglich, denn die Massen, welche der Lärm herbeirief, stürmten ihm gerade entgegen. Der Flüchtling nahm also die Straße Tournon zum Ziele, wo, wie sich der Leser noch erinnern wird, der Ausgang der Steinbrüche lag. Konnte der Doctor diesen Punkt gewinnen, so war es möglich, daß er seinen Verfolgern glücklich entrann, denn er vermochte zwischen den Steinhaufen in die Tiefe zu verschwinden.

Die Jagd wälzte sich daher in die Straße des Noyers. Mit jedem Schritte ward der Raum, der Exili von den Verfolgern trennte, kleiner. Der Italiener besaß eine gewaltige Muskelkraft, sein sehniger, trockener Körper war ganz geschaffen, die Anstrengung eines so furchtbaren Laufes zu ertragen.

„Aux voleurs!" brüllte die verfolgende Masse.

Waren es am Platze Maubert dreihundert Menschen gewesen, welche den Doctor empfingen und verfolgten, so waren es an der Ecke der Straße des Noyers schon siebenhundert; als der Flüchtling sich in die Straße Saint Jacques warf, vermehrten sich seine Hetzer. Die Bäckerjungen ließen ihre Scharren im Stich, die Kehrichtfrauen humpelten mit Hacken und Körben hinterdrein, ein Trupp Soldaten,

die zur nächsten Schenke ihre Schritte lenkten, gesellten sich den Rasenden zu und alle diese Leute schrieen: „Haltet den Giftdoctor!" obwohl Niemand der Neuhinzugekommenen wußte: weshalb Alle dieses Wort ausriefen.

Exili keuchte. Die Haare klebten an seinem Schädel, von dickem, zähem Schweiße tropfend, seine Lippen brannten und ein blauweißer Hauch stieg aus seinen Lungen in die feuchte Nachtluft. Immer wilder, krampfhafter wurden seine Bewegungen. Durch die engen Gassen schießt er dahin; zuweilen droht ihm Gefahr aufgehalten zu werden, aber ein verzweifelter Stoß schleudert den Angreifer bei Seite; rechts und links theilen seine knochigen Fäuste Hiebe aus, die Knie erzittern ihm, aber die Gewalt, welche er über seinen Körper durch den Willen, durch die Sehnsucht nach Rettung ausübt, hält ihn aufrecht. Nun wirft er sich in die Straße la Harpe — hunderte seiner Verfolger haben die Jagd aufgegeben, sie hielten den rasenden Lauf nicht aus — hundert Neue sind hinzukommen, sie haben frische Kräfte, und mit wüthendem Geschrei: „haltet den Giftdoctor!" stürzt Alles der schwarzen Gestalt nach, die soeben in die Straße des Cordeliers hinein verschwindet.

Nach — fangt ihn! — Jetzt ist er verloren, denn queer über die Gasse liegt der Baum, wo die Mönche des Klosters zum guten Hirten nach 10 Uhr Abends einen Zoll erheben. Nichts da! wie ein Pfeil schießt der Schwarze über das Hinderniß fort.

„Bravo, Giftmischer!" schreit die Masse. Brissonnet, der seinen Hut verloren, seine Degenscheide, seine Handschuhe fortgeworfen hat, schwingt sich ihm nach, die Häscher folgen und die aufgehetzte, tolle Menge voltigirt hinterdrein. Exili saust weiter. An der Ecke der Straße St. Cosme gelingt es ihm, sich seines Mantels zu entledigen, er wirft ihn hinter sich. Brissonnet verwickelt sich in das Kleidungs-

stück, er stolpert, über ihn hinweg geht der Strom der Verfolger. Blutend, zerrissen, geschunden rafft sich der Gefreite auf, und wieder folgt er, fast erlahmend, der tollen Jagd.

Exili sieht und unterscheidet Nichts mehr. Nur ein bläulicher Dunst umgiebt seine Augen, die pochenden Schläfen drohen zu zerspringen; er ahnt nur, wo die Stelle liegen kann, welche ihm Rettung, Schütz bringen soll; er vermag nicht mehr zu erkennen, wie die Straßen, die Winkel sich kreuzen. Der Schmutz spritzt ihm in das triefende Gesicht, da — wieder ein Vorsprung, aber ein entsetzlicher — Der Italiener ist in eine Sackgasse gerathen.

„Hurrah!" brüllte die Menge hinter ihm. „Wir haben ihn." — „Fangt ihn lebendig."

Einige Schritte noch trennten den fast Ohnmächtigen von seinen Verfolgern. Mit einem verzweiflungsvollen Sprunge gewann Exili einen größeren Zwischenraum und seine erlöschenden Blicke hatten die Möglichkeit des Entkommens erspäht.

Die Sackgasse ward durch ein speicherartiges, offnes Gebäude begränzt. Unter demselben brauste ein Arm der Seine entlang, welcher sich mit dem unterirdischen Wasserbecken verband und bei dem Quay de la Grenouilliere seinen Ausfluß hatte. Dieser Arm des Flusses trieb eine Schneidemühle: die Mühle vom Foire St. Germain.

Lichter flammten in dem Mühlwerke, die Schwungräder sausten, tobten und klapperten, und die Sägen fuhren auf und nieder. Der Steg war nieder gelassen, in rasender Eile stürzte der Italiener hinauf.

„Mühlknechte! Aufgepaßt! Haltet den Giftmischer!" schrien einige hundert Stimmen.

Die Gasse glich einem Ameisenhaufen, so wimmelte und schwirrte es durch einander.

„Wo? Wo?“ riefen die Knechte des Sägewerks.

„Dort! Dort!“ antworteten wieder hundert Stimmen. „Seht Ihr — die schwarze Gestalt.“

„Haltet das Mühlwerk an,“ rief Brissonnet, der inzwischen herbeigeeilt war.

Zugleich stürmten die Verfolger dutzendweise auf den Mühlensteg.

„Hurrah! Es ist ein Teufel! Beelzebub! Hurrah!“ schrien Alle plötzlich in Verwunderung ausbrechend, denn bei dem Glanze der Kienfackeln, welche die Mühlknechte schnell in Brand gesetzt hatten, sah man deutlich, wie der verfolgte Doctor auf die oberen Gallerien gelangte und, sich mit rasenden Schwunge über das Geländer werfend, zwischen den sausenden Schwungrädern und blitzenden Sägen des arbeitenden Mühlwerks verschwand.

„Ah — A—h, Oh! Hollah!“ schrien die Verfolger.

„Das Mühlwerk anhalten,“ donnerte der Ruf.

„Er muß unten in fünf Stücke zerschnitten liegen,“ riefen die Knechte.

Die Sägen standen still, die Verfolger eilten herbei, denn nun konnten sie ohne Gefahr sich nahen.

Im Nu waren alle Gänge und Winkel von Nachsuchern überschwemmt. Die Müller waren in großer Angst, daß ihr Gebäude in Flammen aufgehen werde, sie mußten sich aber dem Befehle fügen. Ueberall suchten die Häscher und die geschäftige Menge nach dem Giftdoctor.

„Geht hinunter in das Hebewerk, Herr Brissonnet,“ sagte der Müller, der durch den Lärmen herbeigerufen, nun endlich erschien. „Wenn er da — wo sie Alle zeigen, hineingesprungen ist, so muß er gerade unten liegen. Teufel! er wird nicht gut aussehen.“ Man stieg in die Vertiefung hinab, welche das Hebewerk barg.

„Leuchte hinab, Grossier,“ befahl Brissonnet. Der

Häscher beugte sich über das Geländer und hielt die Fackel in das Werk.

„Es ist nichts zu sehen," riefen Alle.

„Auch kein Blut an den Verschälungen? keine Fetzen von zerrissenen Kleidern?" fragte der Müller, der oben geblieben war. — „Nichts." — „Nun dann hat der Satan ihm den Pakt gehalten," schrie der Müller wieder herab, „denn ein Wesen von Fleisch und Bein kommt nicht ohne des Teufels Hülfe da heraus."

Schon wollten die Häscher unter dem Murren getäuschter Hoffnung, welches die Menge ausstieß, davonziehen, als eine gellende Weiberstimme rief: „Ach, alle Heiligen, da ist er."

„Wo?" fragten Hunderte zugleich.

„Da — drüben." Grossier schleuderte seine Fackel in die Dunkelheit und man sah wirklich die schwarze Gestalt unten aus dem Gebäude hervorschlüpfen, sich auf die Brücke werfen, die das Mühlengebäude mit der Straße Tournon verband und dann in diese Straße einbiegen.

„Hurrah! ihm nach!" jubelte Alles und stürzte auf die Brücke.

Exili hatte einige Kraft gesammelt. Er griff aus wie ein gehetzter Hirsch. Schon ist das Ende der Straße Tournon vor ihm — jetzt sieht er die Steinhaufen, welche den Ausgang der unterirdischen Schlupfwinkel bezeichnen — nur hundert Schritte noch und er ist gerettet. „Haltet aus Muskeln! versagt den Dienst nicht, ihr Augen! Athem stocke nicht." Er hört das Stampfen seiner Verfolger dicht hinter sich, eine Laterne in Ketten über die Straße gespannt, läßt ihn den Schatten Brissonnets erblicken, der immer länger werdend, dicht neben ihm erscheint — aber jetzt ist er glücklich zwischen den Steinen angekommen, vor ihm

gähnt die schwarze Oeffnung, wenn er in ihrer Nacht verschwinden kann, ist er — frei — geschützt — entkommen.

Schon sind die Häscher seinen Blicken entschwunden, er hört ihre Rufe: „Hier ist er gewesen," „durchsucht die Steine," aber die Trümmer entziehen ihn den Blicken, noch einen Sprung und er ist in der rettenden Höhle — der Italiener schwingt sich über das Geröllе, da durchzuckt ein rasender Schmerz seine Lende, wie eine glühende Lava ergießt es sich durch den Körper, er will den Fuß bewegen zum letzten, rettenden Schritte — umsonst, er vermag ihn nicht zu heben, er versucht zu kriechen — die Kniee versagen den Dienst, nur einige Fuß vor ihm die schützende Höhle — hinter ihm das Verderben, er könnte noch jetzt entwischen, aber die Sehnen haben ihre Spannkraft verloren, irgend eine Feder seines Körpers ist erlahmt, gebrochen — Exili stammelt eine Verwünschung, seine Arme strecken sich nach der Höhle aus — dann bricht er ohnmächtig zusammen.

Gleichzeitig mit dem Falle des Italieners schwang sich Grossier auf das Geröllе, an dessen Fuße der Verfolgte niedergesunken war. Das rothe Licht der Fackel ließ die Gegenstände einige Sekunden lang nicht deutlich erkennen.

„Ist er in die Erde versunken?" rief Brissonnet, der herankeuchte. Ueber die Steinhaufen hoben sich die Köpfe der herbeieilenden Häscher, so wie die Hellebardenspitzen, die Menge strömte zusammen.

„Wo ist er geblieben?" fragten Alle.

„Halt —" schrie Grossier auf den Erdboden leuchtend. „Hier liegt er. Wir haben ihn."

„Gefangen! Gefangen!" heulte die Menge im wilden Chore, dessen Geschrei den ohnmächtigen Exili erweckte.

Brissonnet trat mit dem Degen in der Hand auf ihn zu, während der Doctor in sitzender Stellung sich langsam

erhob. „Sie haben uns die Sache schwer gemacht, mein Herr,“ sagte der Gefreite. „Sie sind Gefangener auf Befehl des Königs.“

„Es ist mir, wie es scheint, eine Sehne gerissen,“ sagte Exili mit matter Stimme, „sonst würden Sie mich nicht gefangen haben. Lassen Sie mich hinwegtragen, denn ich vermag nicht zu gehen.“

Auf einen Wink Brissonnet's hoben vier Hoqueton's den Doctor mit den Schäften ihrer Hellebarden empor und trugen ihn so zu dem Wagen, welcher der Jagd so schnell wie möglich gefolgt war und nun von der Straße Vaugirard kommend, auf die Stelle zufuhr, wo Exili gefunden ward. Die Menge betrachtete den unheimlichen Mann mit neugierigen und furchtsamen Blicken. Exili's Gesicht flößte in diesem Augenblicke wirklich Furcht ein, wo seine Haare verwirrt, seine Augen und Lippen von der Anstrengung verquollen und blau, ihm fast das Aussehen eines menschlichen Wesens raubten. Dazu kamen die zerfetzten Kleider und der Ausdruck des wüthenden Hasses, der seine bebenden Lippen umspielte — ein Haß, den er der ganzen Menschheit zuzuschleudern schien. Seine Augen suchten Einen — aber sie fanden ihn nicht. — — —

Man hob ihn in den Wagen, Brissonnet nahm neben ihm Platz, zwei Häscher saßen den Beiden gegenüber. Vier berittene Hoquetons umgaben das Fuhrwerk. Exili hörte das Summen der Stimmen; die Menge, welche einen befriedigenden Schluß des Dramas erlangt hatte, stob gleich Wogen, die sich am Strande brechen, auseinander.

„In die Bastille,“ tönte das Kommando Brissonnet's, und die Kutsche setzte sich in Bewegung. Exili wimmerte; Schmerz und Wuth entrangen ihm diese Laute.

Der Wagen fuhr lange, durch viele Windungen und Gassen, bis er endlich die Straße Saint-Antoine erreichte.

Der Italiener warf einen Blick durch das Fenster, der Himmel hatte sich aufgeklärt und ein mattes Mondlicht schimmerte durch die Wolken. Am Ende der Straße, hoch über die Klosterhallen der Schwestern von der Anbetung Maria's sich erhebend, streckte ein gewaltiges, finsteres Gebäude seine Zinnen in die Luft empor. Es war die Bastille.

Eine Viertelstunde später rasselte der Wagen über eine Zugbrücke; dann hielt er vor dem Wachthause. „Wer da?" rief der Posten heraustretend. Brissonnet beugte sich aus dem Schlage. „Gefangener auf Befehl des Königs."

Die Riegel und Ketten kreischten, und ein Thor öffnete sich, welches den Wagen auf eine zweite Brücke kommen ließ. „Wer da?" rief es wieder.

„Gefangener auf Befehl des Königs," antwortete Brissonnet wieder. „Aber kommt heraus mit einem Korbe, wir müssen ihn tragen, denn er ist verletzt." Bald darauf erschienen Soldaten und Schließer mit Lichtern; Erili ward herausgehoben, in eine Art von Tragkorb gelegt und dann durch das geöffnete Thor in den Hof getragen. Die Flügel schlossen sich hinter ihm — der römische Doctor befand sich in der Bastille.

Ein Spaziergang durch die Bastille.

Der schreckenerregende Bau, welcher am Ausgange der Straße St. Antoine sich erhob, war ein Werk Karl's V. von Frankreich. Hugo d'Aubriot hatte die Bastille erbaut, welche ursprünglich nur als Fortifikation dienen sollte.

Der Erbauer mußte zuerst die Strenge und das Entsetzliche seines Werkes empfinden, denn er war das erste Opfer, welches die Kerker der Bastille aufnahmen.

In diese furchtbare Veste fand der Eintritt von der Straße Saint-Antoine aus statt. Einige Schritte von dem Thore lag ein Wachthaus. Zwei Schildwachen standen dicht vor demselben bei Tage sowohl, als auch bei Nacht. Gleich hinter dem Wachthause befand sich eine Zugbrücke, welche in der Mitte durch ein ungeheures Thor getheilt war; von hier aus führte eine Zwischenpforte in den Hof des Gouvernements.

Dieses Haus war ein in modernem Style aufgeführtes Gebäude und von dem Schlosse selbst durch einen Graben getrennt, welchen eine zweite Zugbrücke überspannte. Ueber diese schreitend gelangte man in den zweiten Hof. Zwei Thore und ein Wachthaus hemmten hier das Fortschreiten und eine aus hohen, eisenbeschlagenen Balken gebildete Barriere trennte das Gebäude vom großen Hofe.

Bevor man also in den ersten Hof der Bastille gelangte, mußte man zwei Zugbrücken und fünf Thore passiren, welche mit Ketten und Riegeln geschlossen und durch Schildwachen gehütet wurden.

Der große Hof der Bastille, dessen Ausdehnung gemäß die acht Thürme des Schlosses in fast gleicher Entfernung von einander erbaut waren, bildete ein Viereck von beinahe 120 Fuß Länge bei einer Breite von 80 Fuß. Trat man in den mit einem Brunnen versehenen Hof, so hatte man rechter Hand die Gebäude, welche die Wohnungen für die Offiziere und niedrigeren Beamten, oder auch für die weniger gravirten Gefangenen bildeten. Dicht an diesem sehr alten Gebäude befand sich der Thurm: de la Comté genannt. Auf diesen folgte der Thurm du Trésor. König Heinrich IV. hatte ihn so getauft. Der große Fürst hatte

in den Gewölben dieses Thurmes die besonderen Ersparnisse niedergelegt, welche er zum Heile seines Landes verwenden wollte, als die Mörderhand Ravaillac's sein großes, königliches Leben vernichtete.

Gegen die Mitte des Hofes zu befand sich eine Arcade, welche ehemals das Thor der Stadt bildete. In dem Winkel des Hofes stand der Thurm de la Chapelle; dieser und der Thurm du Trésor waren die ältesten Festungswerke und beschützten ehedem das Thor von Paris. Ungeheure Mauern von zehn Fuß Dicke, aus Quadersteinen erbaut, welche gleiche Höhe mit den Thürmen hatten, vereinigten diese im ganzen Umfange und enthielten verschiedene Gefangenzimmer. Im Hintergrunde des Hofes zeigte sich ein ziemlich freundliches Gebäude. Es bildete die Scheidewand zwischen dem großen und kleinen Hofe. Der kleine Hof wurde Cour du Puits genannt. Die Mitte jenes Gebäudes war mit einer Treppe versehen, die bis zur Hauptthüre führte. Man stieß hier auf eine eiserne Pforte, welche einen langen Gang erschloß. Durch diesen Gang erst gelangte man in den Cour du Puits. Auf dem Corridore selbst ging man, linker Hand, in ein ziemlich geräumiges Gemach: das Vorzimmer des Gerichts- oder Verhörsaales. Am Ende des Saales war ein großer vergitterter Raum sichtbar, in welchem die Papiere und Effekten der Gefangenen aufbewahrt wurden; dahinter befanden sich die Wohnungen der Schließer oder Porte-Clefs, wie sie in der Bastille genannt wurden. Küchen und Vorrathskammern bildeten den nach dem Cour du Puits hinaus gelegenen Theil des Gebäudes, auch enthielt das erste Stockwerk eine Art von Lazareth, dessen Benutzung jedoch nur leichten Gefangenen gestattet wurde. Der Lieutenant der Bastille, der Major und der Chirurg wohnten ebenfalls in dem Quergebäude.

Auf der andern Seite des Hofes fand man rechts den Thurm de la Liberté. Offenbar hatte der Hohn, die scheußlichste Ironie dem finstern, abschreckenden Bauwerke diesen schönen Namen verliehen, denn der Thurm der Freiheit war der schwärzeste, unheimlichste von allen Thürmen der Bastille. Es folgte der Thurm de la Bertaudière, der seinen Namen durch den jähen Tod eines Maurers erhielt, welcher während des Baues vom Dache des Thurmes bis in die Tiefe stürzte und den Namen Bertaud führte. Der nächste Thurm: la Bazinière genannt, enthielt die Wohnungen des Hülfs-Majors*) und des Schließmeisters**), so wie einiger Gehülfen.

Vor dem Thurm de la Bazinière war ein kleiner, vergitterter Hof, eine Art von Portierloge, deren Thüre durch eine doppelte Kette geschlossen ward, die sich mit dem Wachthause verband. Die letzten beiden der acht Thürme standen im Hofe du Puits, der muthmaßlich von den vielen, in der Nähe angebrachten Gruben und Ziehbrunnen seinen Namen erhalten hatte.

Thurm du Coin und Thurm du Puits waren die festesten und am strengsten bewachten. Hier fanden diejenigen Gefangenen Aufnahme, welche am schärfsten beaufsichtigt werden mußten. Hatte der vordere Hof der Bastille noch das Ansehen eines belebten, von menschlichen Wesen besuchten Ortes, so war dagegen der Hof du Puits ein vollständiges Grabgewölbe. Im ersten Hofe befanden sich die Wohnungen der Beamten, Offiziere und Schließer. Eine Wache löste sich von Zeit zu Zeit ab, menschliche Gestalten gingen hin und her — aber der zweite Hof war der Ort des Schweigens, des Grauens, der Verzweiflung. Die geschwärzten Mauern, welche an vielen Stellen noch Blut-

*) l'Aide Major. **) Capitain des Portes.

flecken zeigten, zwei hoch hinauf strebende Thürme, deren Höhe und Zwischenmauern die ganze Aussicht versperrten und dem Raum den Charakter eines Abgrundes verliehen; das tiefe melancholische Schweigen, die langen Seufzer der Winde, welche in dem engen Raume eingesperrt, sich daraus zu befreien suchten, die hallenden Tritte — dieses Alles brachte Verzweiflung und unendliche Trauer in die Seelen der Opfer, denen man einen der Thürme im Hofe du Puits zum Kerker angewiesen hatte. Nirgends Leben — Bewegung! Nirgends ein Laut — überall das Schweigen des Todes. Der kleine, von den übelsten Gerüchen erfüllte Hof (denn die Küchenjungen warfen allen Unrath hier hinein) hatte nur fünfundachtzig Fuß Länge und fünfzig Fuß Breite. Er war demnach eine vollständige Pesthöhle. Kein Offizier oder Beamter betrat diesen scheußlichen Aufenthalt; es war also eine Aenderung der Uebelstände gar nicht zu erwarten.

Von den acht Thürmen blickten vier gegen Paris — vier gegen die Vorstadt. Oben lief eine Plattform über das Schloß von einem Thurme zum andern. Sie wurde besonders gut im Stande gehalten. Seit den Zeiten der Fronde waren hier oben dreizehn Geschütze aufgestellt. Sie hatten indeß wenig Bedeutung als Vertheidigungsmittel, sondern waren vielmehr nur als Verkündiger großer Feste, Geburtstage hoher Persönlichkeiten, Siegesfeier 2c. zu brauchen.

Einigen Gefangenen wurde die Erlaubniß ertheilt, diese Plattform zu Spaziergängen benutzen zu dürfen, und diese Bevorzugten genossen allerdings einen wahrhaft entzückenden Anblick. Zu ihren Füßen dehnte sich die Hauptstadt aus; die umfangreiche Vorstadt St. Antoine, der Lauf der Seine, welche sich in die lachende Ebene von Ivri hinein verlor, in blauer Ferne die Städte und Dörfer — bildeten ein herrliches Gemälde, und schienen dem Gefan-

genen fast Traumbilder zu sein, wenn er in seine finstere Zelle zurückgekehrt, an die farbenreichen Landschaften dachte.

Trotz der mächtigen Dicke der Mauern, trotz der unausgesetzten Bewachung hatte man noch die Einrichtung getroffen, sämmtliche Thüren der Gefängnisse doppelt zu machen, d. h., es befand sich Thür auf Thür und zwar so, daß sich Beide nach entgegengesetzter Richtung hin öffneten. Ein Gefangener des Thurm du Coin z. B., der alle Thüren passiren wollte, mußte zwanzig verschiedene Pforten öffnen, und die Schließer brauchten jedes Mal eine halbe Stunde, um bis zu den Gefangenen gelangen zu können; die natürliche Folge war, daß die Beamten und Offiziere aus Scheu vor der langweiligen Arbeit des Oeffnens und Schließens ihre Gefangenen so selten als möglich besuchten.

Unter den Thürmen lagen die berüchtigten Cachots. Sie waren unter den Erdgeschoßen angebracht, mit Schlamm und Schmutz gefüllt, der Aufenthalt scheußlicher Reptilien und besonders der furchtbaren Wasserratten, welche die unglücklichen Gefangenen fortwährend durch ihre Gefräßigkeit bedrohten. Die Thüren der Cachots hatten eine Dicke von acht Zoll. Jeder Thurm enthielt vier Stockwerke. In ihnen waren die sogenannten: Calotten, die luftigsten und gesundesten Zimmer, doch störte das unaufhörliche Brausen des Windes den Schlaf der Gefangenen. Drei Gefängnisse der Bastille hatte eine fast unglaubliche Tyrannei mit eisernen Käfigen versehen. Diese Behälter, sechs Fuß breit, acht Fuß lang und sieben Fuß hoch, waren nach dem Muster erbaut, welches König Ludwig XI. in seinem Schlosse Plessis le tour im Jahre 1430 konstruirt hatte und worin er den Cardinal de Ballue eilf Jahre lang!! gefangen hielt!*)

*) Der Käfig ist noch zu sehen. Ein zweiter befand sich in Loches en Touraine. Der Herzog Ludwig Sforza von Mailand saß darin gefangen.

Die Fenster in den Thürmen und Gefängnissen der Bastille lagen sehr hoch. Um sie zu erreichen, mußte man vier bis fünf steinerne Stufen hinanklettern. Die Gitterstäbe hatten die Dicke eines Armes. Uebrigens genossen die Gefangenen wenig Aussicht, denn die Fenster der tiefer liegenden Zimmer gewährten nur den Anblick des Grabens und die höher liegenden waren schräg in die Wand gemauert. Kamine und alle Oeffnungen waren vergittert. Die Heizung blieb stets sehr mangelhaft, da sich nicht ein Mal Brandblöcke in den Kaminen befanden.

In die nach den Höfen hinausgelegenen Mauervorsprünge hatte man, in gewissen Zwischenräumen, schmale, drei Fuß breite und zwölf Fuß lange Oeffnungen geschlagen. Diese Spalten hießen: „die Cabinette." Wenn sich die Gefangenen in dem Hofe ergehen durften, war es doch Hausordnung, daß Alle, sobald ein Fremder den Raum betrat, dem Zurufe des wachthabenden Soldaten Folge leisten mußten.

Der Soldat rief dann nur: „In's Cabinet," und die Gefangenen hatten sofort in das nächste dieser Löcher zu schlüpfen. Sie blieben so lange darin, bis die Person, welche nicht sehen oder *gesehen* werden sollte, den Hof verlassen hatte.

Ein Graben von hundertundzwanzig Fuß Breite umgab das Schloß, war aber nur bei hohem Wasserstande der Seine gefüllt und verbreitete daher, weil sein Wasser nirgends einen Abfluß hatte, wahrhaft giftige Ausdünstungen. Eine sechszig Fuß hohe Mauer lief um den Graben. An derselben hatte man eine Gallerie aus Holz angebracht, die also ebenfalls rund um das Schloß lief und den ganzen Umkreis beherrschte. Sie hatte den Namen Gallerie des Rondes. Zwei Treppen, von verschiedenen Seiten hinaufführend, bildeten den Zugang. Hier gingen während der

Nacht die Posten auf und nieder. Sie konnten die Fenster der Gefängnisse genau beobachten und wurden alle Stunden abgelöst. Zum Zeichen, daß sie wach und auf dem Posten seien, zogen die Leute jede Viertelstunde eine Glocke an, welche ihren Platz am Ende der Gallerie hatte. Diese Glockenzeichen raubten den Gefangenen die einzige Erquickung, die ihnen selbst in der Bastille beschieden war — den Schlaf! —

Außerhalb des Schlosses, nach der Seite der Faubourg St. Antoine gelegen, erhob sich ein großes, von der Bastille selbst ganz unabhängiges Bastion. Ursprünglich hatte es zu den alten Boulevards gehört, welche einst um die Stadt liefen. Hier befand sich der Garten der Bastille. Man kam durch eine Art von bedecktem Weg in diese Anlage; die Thür zu dem Wege lag zwischen den Thürmen Trésor und Comté.

Nachdem wir nun so die Umrisse der Oertlichkeit, innerhalb welcher viele wichtige Begebenheiten, die wir erzählen, vor sich gehen, geschildert haben, wenden wir uns wieder zu dem Gefangenen, dem römischen Doctor Exili, den wir auf dem ersten Hofe der Bastille verließen.

Die Häscher, welche den Gefangenen noch immer in dem Tragekorb hielten, standen mit ihrer Last unter dem Bogen des großen Hofthores. Eine Glocke tönte, und auf dieses Zeichen erschien der Gouverneur der Bastille, von zwei Wachen begleitet, welche Windlichter trugen.

Er war herbeigekommen, da man ihm die Meldung gemacht hatte: Es sei ein Gefangener im Hofe, den ein Befehl des Königs in die Bastille befördert habe. Sonst machten der Lieutenant oder der Major des Schlosses die Geschäfte ab, und besorgten die Formalitäten, welche mit der Einschließung in die Bastille verbunden wären.

Der Gouverneur war zu jener Zeit Herr von Bese=

maux. Das Aeußere dieses Befehlshabers der gefürchteten Bastille entsprach durchaus nicht dem harten Berufe eines Kerkermeisters. Herr von Besemaux, ehedem Mousquetair des Königs, war ein runder, gutmüthig und zugleich schelmisch aussehender Mann. Er trug eine Kleidung, die halb bürgerlich — halb militairisch war, und seine Manieren hatten weit eher etwas Zuvorkommendes als Strenges.

Herr von Besemaux wurde von allen Gefangenen gern gesehen, und stand in hoher Gunst bei Colbert. Er durfte freilich Nichts an der strengen Hausordnung der Bastille ändern, doch suchte er, so viel er vermochte, das Loos der Eingekerkerten zu erleichtern, was selten von den Gouverneuren der Bastille gesagt werden konnte, die meist eine Ehre darin setzten, den schrecklichen Ruf des Schlosses durch grausame oder harte Behandlung der Gefangenen noch zu erhöhen.

Besemaux hatte die Stelle des Gouverneurs durch Protection und Geld erworben. Der Posten eines Befehlshabers der Bastille gehörte zu den einträglichsten im Königreiche, denn abgesehen von der hohen Besoldung, ging außerdem Alles: Holz, Beköstigung, Wäsche, Licht u. s. w. durch die Hände des Gouverneurs. Die Regierung hatte, je nach dem Range der Gefangenen, deren Verpflegung in der Bastille vorgeschrieben, und der Gouverneur schaffte und beschaffte Alles. Wie viel und bedeutend er dabei profitirte, läßt sich leicht ermessen, da aber die Gefangenen sich einer guten, mindestens menschlichen Behandlung erfreuten, so sahen sie ohne Stirnrunzeln ein Mittagsmahl auftragen, welches vielleicht vier Francs werth war, von Herrn von Besemaux aber sicherlich der Regierung mit zehn Francs angerechnet wurde.

Besemaux erschien, wie gesagt, an dem Tragkorbe, in

welchem der Italiener lag. Er lüftete artig seinen Hut und sagte:

„Herr Brissonnet, Ihre Ordre?"

Der Gefreite reichte den vom Könige ausgefertigten Befehl.

„Gut so," sagte Besemaux. „Alle Hagel, Sie sehen ganz wunderlich aus, meine Herren."

„Der Gefangene hat uns zu schaffen gemacht, Herr Gouverneur."

„Ich bitte mit dem Gefangenen in mein Bureau zu kommen, damit ich sogleich die Einschreibung vollziehen kann," sagte Besemaux.

Brissonnet zog den Gouverneur bei Seite.

„Besonders ist tiefes Schweigen Bedingung," flüsterte er.

Besemaux nickte.

Man trug nun den Doctor über den Hof in den Verhörs- oder Gerichtssaal, Besemaux erschien nach einiger Zeit und hatte zwei große Bücher mitgebracht.

„Die Hoqueton's, die Schließer entfernen sich," rief er. „Nur ich und Herr Brissonnet bleiben bei dem Gefangenen."

Als die Genannten mit Exili allein waren, schlug Besemaux ein Buch auf. Es war ein Register der Bastille. Er notirte die Namen, den Geburtsort, Alter und Stand des Italieners, dann kam er an eine Rubrik, welche die Bezeichnung trug: „Gründe der Haft." Dies war die geheimnißvollste Spalte des Buches, zwischen diesen Linien standen unsäglich viel Willkür, Unrecht und Verläumdung.

„Welches sind die Gründe, die den Doctor Matteo Exili in die Bastille führen?" sagte der Gouverneur.

Exili versuchte es, sich aufzurichten und dem Gefreiten ins Gesicht zu schauen.

„Schreiben Sie, Herr Gouverneur," sagte Brissonnet ruhig: „Verdächtig des Verbrechens der Giftmischerei."

Besemaux schreckte zusammen. Sein gutmüthiges Gesicht nahm einen bedenklichen Ausdruck an, er legte die Feder nieder und starrte den Gefangenen an.

„Giftmischer?" wiederholte er langsam.

„Schreiben Sie nur, Herr Gouverneur," sagte Exili. „Man wird mich doch verhören. Alles findet sich."

Seine Augen schoßen grünliche Blitze auf Besemaux und den Gefreiten.

Der Gouverneur klappte sein Buch zu und zog die Glocke.

Die Schließer traten ein.

„Carambe," sagte Besemaux. „Der Gefangene erhält die zweite Liberté."

Die Zimmer der Thürme erhielten nach diesen ihren Namen; Zimmer Nummer zwei des Thurmes Liberté hieß daher: die zweite Liberté.

Man schritt hierauf zur Durchsuchung des Gefangenen. Alles Geld, Schmuck oder sonstige Effekten nahm man ihm ab; ein Protokoll ward darüber aufgesetzt und die Sachen wurden in den vergitterten Raum gebracht.

„Haben Sie noch einen Wunsch, mein Herr?" sagte Besemaux.

„Ich würde Sie ersuchen, mir von meinem Freunde Glaser, wohnhaft in der Straße des Bernadins, eine Kiste mit Büchern kommen zu lassen," sagte Exili.

„Wir werden diese Bücher vorher prüfen und sie Ihnen, wenn sie nichts Staatsgefährliches enthalten, zustellen," sagte Besemaux wichtig.

Exili lächelte. „Es sind medizinische Schriften, sagte er. „Ich bin Gelehrter und möchte Sie um die Gunst bitten, mir die Zeit ein wenig vertreiben zu dürfen. Dann ersuche ich um lindernde Mittel für meine Verletzung. Mein Bein schmerzt mich gewaltig, es ist geschwollen."

„Der Chirurg soll Sie besuchen, wenn Sie in der Liberté sind.“

„Ist es nicht gestattet, selbst das Mittel zu verordnen? Ihre Beamten können es prüfen. Sie werden finden, daß es nichts Gefährliches enthält, auch wenn es ein Giftmischer zusammensetzte.“

„Schreiben Sie das Rezept.“

Exili schrieb ein Mittel für sein verletztes Bein, dann warf er noch einige Zeilen an Glaser auf das Papier.

„Fertig,“ kommandirte Besemaux. Die Schließer hoben den Doctor empor.

„Gute Nacht, mein Herr,“ sagte der Gouverneur, und der düstere Zug verließ den Saal. Man ging wieder über den Hof bis zum Thurme de la Liberté. Ungeheure Treppen, von matt brennenden Lampen spärlich erleuchtet, erstiegen die Träger mit ihrer Last, dann standen sie vor einer mächtigen Pforte still, über welcher eine römische Zwei sichtbar war.

Es begann nun ein Gerassel von Schlüsseln, ein Krachen von Federn und Schlössern, ein Klirren armesdicker, eiserner Vorlegestangen, dann kreischten die Thüren in den halbverrosteten Angeln und durch dieses Gewirre von Vorsichtsmaßregeln trug man den Gefangenen in ein achteckiges Zimmer.

Das Meublement dieser düsteren Wohnung bestand in einem Himmelbette mit grünen Vorhängen, einem schlechten Tische, vier alten Stühlen, einer Art von Waschtoilette mit zinnernen Geräthschaften und zwei eisernen Leuchtern.

Exili ward auf das Bette gelegt. Er bemerkte, daß gegenüber von dieser Lagerstätte noch ein ähnlicher Raum offen an der Wand blieb, wo zur Noth eine zweite Bettstelle Platz finden konnte.

„Sie können vielleicht bald Gesellschaft bekommen,“ grinste der Schließer.

„Ich wünsche es nicht,“ sagte der Arzt mürrisch.

„Licht können Sie heute nicht mehr anmachen,“ belehrte der Kerkerknecht. „Aber Ihre Medizin werde ich Ihnen bringen.“

Alle verließen das Zimmer und der Gefangene blieb allein. Wieder krachten die Riegel, die Thüren, die Schlösser — dann trat eine furchtbare, peinliche, entsetzensvolle Stille ein, nur die Musik des Windes ertönte. Exili richtete sich, so gut es seine Verletzung gestattete, empor, zog seine Schuhe aus und tastete in einem derselben herum, bis er zwischen dem Hacken und der Sohle eine kleine, verschiebbare Stelle gefunden hatte, aus welcher er ein Feuerzeug hervorzog.

„Ich fürchtete schon, es verloren zu haben,“ sagte er. „Zunächst das Fenster verhängen. Bis er die Thüren geöffnet hat, ist mein Licht längst ausgelöscht.“

Er verbiß den wüthenden Schmerz und vermochte nach einigen vergeblichen Anstrengungen seinen Rock über das, schräg in seine Zelle hineinlaufende Fenster zu decken.

„Wenn er den Rock gewahrt, sage ich: der Mondschein sei mir unerträglich.“

Der Italiener zündete Licht an und begann nun, wie ein Krüppel durch das Gemach humpelnd, die Winkel seines Kerkers zu beleuchten. Er war mit seiner Recognoscirung bald zu Ende.

„Vorläufig hätten sie mich im Käfige,“ knirschte er, den Leuchter mit wüthender Gebehrde auf den Tisch setzend. „Und ich bin wehrlos! Verflucht! Wenn ich nur erst meine Bücher hätte, um meinen Grimm abzulenken! Saint-Laurent, hüte Dich! Es wäre Dein Verderben, wenn ich — — hm! wenn ich einen Genossen in meinen Kerker

erhielte. Ich möchte einen recht glücksbankerotten, verzweifelten Burschen hier haben — so einen, dem die Menschen arg mitgespielt haben; wenn der vor mir aus diesem Loche käme, denn mich werden sie wohl lange hier behalten — ich wollte ihm Mittel an die Hand geben, uns Beide zu rächen."

Die Schlösser begannen zu rasseln. Der Italiener löschte die Kerze und kroch wieder zu seinem Bette.

Vater und Sohn.

Selten hatten die Bewohner des stillen, friedlichen Hôtel Damarre eine so heftige Scene erlebt, als nach dem Abende der Verhaftung des Italieners zwischen dem Herzog Claude und seinem Sohne René stattfand. Die Vorwürfe, welche der Vater dem unglücklichen Doctor machte, hafteten, wie scharfe Hiebe auf einem Helme, bei René.

„Sie werden sich gut aus der Sache herausziehen müssen, mein Herr Rechtsgelehrter," eiferte der Herzog, „denn die Geschichte wird von Folgen sein. Weißt Du, mein Herr Doctor, daß Ihr Alle vor das Châtelet-Gericht gezogen werdet? Du wirst Gelegenheit haben, Deine Fähigkeiten als Rechtsgelehrter glänzend zu bethätigen."

René senkte die Augen zur Erde und seufzte. „Ich fürchte Nichts," sagte er. „Nur ist es mir peinlich, daß eine Person mit in diese häßliche Sache gezogen wird, eine Person, die ich gern von der ganzen Verhandlung fern gehalten hätte."

„Ja — der alte Huet ist schlimm daran."

„Wir haben Alle, wir Rechtskenner, uns berathen. Man kann dem Alten Nichts anhaben, aber — —"

„Nun? so laß' ihn nur sorgen."

„Huet besitzt, wie Sie wissen, mein Vater, eine Tochter," sagte René mit Zögern.

Der Herzog wurde aufmerksam. „Eine Tochter? nun?" fragte er.

„Diese Tochter ist ein sehr sittsames Mädchen, und ich möchte es wohl zu verhindern suchen —"

„Ah — da kommt etwas Neues heraus. Weibergeschichten?" rief der Herzog. „Dirnen — Töchter von alten Chemikern — das kennt man. Ah — das ist nicht übel: Also das sind die Studien des Herrn Doctors?"

„Vater," rief René, der wie ein Verzweifelter das Schwert erhob, um den Knoten zu zerhauen. „Sprechen Sie nicht so von Amande Huet, die ich zu meiner Gattin erwählt habe."

Das verhängnißvolle Wort war heraus. René hatte Nichts mehr zu sagen, sein Schicksal trieb ihn vorwärts und er erwartete den Kampf mit einer Ruhe, wie die Fechter der Arena, welche schon als Sterbende den Cäsar grüßten, sobald sie in die Bahn zogen.

Herzog Claude blieb starr — er glich einem der Familienportraits, die in reichgeschnitzten Rahmen an den Wänden umherhingen. Ohne ein Wort zu sagen, eilte er zu dem Glockenstrange, zog heftig und befahl dem eintretenden Diener, die Frau Herzogin Damarre zu rufen; bis die Herzogin erschien, beschäftigte sich Claude damit, einen kleinen Flecken aus dem Aermel seines Wammses zu reiben.

Susanne trat ein. Sie hatte die Scene zwischen dem Gatten und dem Sohne schon geahnt. Der Herzog ergriff ohne ein Wort der Anrede fallen zu lassen ihre Hand,

führte sie einige Schritte weiter vor und stellte sie René gegenüber, dann sagte er:

„Herr Doctor! haben Sie die Güte, Ihrer Mutter das zu wiederholen, was Sie mir mit Bezug auf die Tochter des Apothekers Huet soeben mittheilten."

„Ich sagte, mein Vater, daß ich Fräulein Amande Huet zu meiner Gattin erwählt habe." Die Herzogin athmete auf. Sie hatte Schlimmeres zu vernehmen gefürchtet.

„René," sagte sie mit ihrer sanften Stimme; „lieber René, das ist eine Schwärmerei des jungen Mannes."

„Nein — das ist es nicht. Ich liebe Amande, ich habe ihr mein Wort gegeben, ich werde es zu halten wissen."

„Hatte ich Recht, Madame?" fuhr der Herzog heftig auf; „wenn ich stets gegen die Freiheiten der Jugend, wie Sie es nannten, mich auflehnte? haben wir nun in kurzer Zeit des Scandals genug auf unser Haus geladen oder nicht? wir sind mit unserm Namen verwickelt in die Blutscene der Straße la Bourbe; unser Sohn, der Erbe meines Namens, ist auf das Engste verbunden mit der Marquise von Brinvilliers und deren Geliebten, einem Glücksritter, einem Abenteurer, der sich bereits zur Scandalfigur von Paris macht, mit einem Herrn von Saint-Croix, dessen Herkunft Niemand kennt, der, ein nichtsnutziger Bastard, zur Schande seiner Geburt noch die Schmach fügt, welche freche und gemeine Handlungen über den Missethäter bringen. Seine unbekannte Mutter hätte ihn ersäufen sollen — Gott verzeih' mir die Sünde."

Susanne's Kniee erzitterten. Sie wagte es kaum, René anzublicken, der wie ein Halbgott an Schönheit, doppelt strahlend durch die Erregung, welche seine Wangen hochroth färbte, dem erzürnten Vater gegenüberstand. Ihr Fehltritt, die schrecklichen, angstvollen Stunden, alle die Gestalten,

welche sie längst hinabgestiegen glaubte, schwebten wieder hervor aus den Schlünden der Vergangenheit, und hoch über Allen thronte Lachaussée.

„Damit aber," fuhr der Herzog fort, „ist es noch nicht gethan — o nein! Der neue Herr Doctor verläßt auch das zweideutige Haus des alten Charlatans — —"

„Vater," rief René, „Sie mißbrauchen Ihre Rechte."

„Das zweideutige Haus," fuhr der Herzog unerschüttert fort, „verläßt er nicht, denn es ist ein zweideutiges Haus, in welchem Leute wie der Italiener Exili verkehren und Salben, Tränke oder Mixturen bereiten, durch deren Genuß Personen jedes Ranges in das Jenseits befördert werden. Hier ein Komödiant Molière's, dort die große Königin Anna von Oesterreich; und in dem Augenblicke, wo die Hand der Gerechtigkeit sich zukrallt, um den Frevler zu packen, befindet sich mein Sohn in der Spelunke am Platz Maubert. Natürlich findet der Richter ihn zwischen den Fingern der heiligen Justiz, wenn die Faust geöffnet wird — und zum Schluß noch die Entdeckung, daß der Sohn, dem ich diese Glorie meines Wappens und Namens verdanke, die Tochter des alten Charlatans liebt und sie heirathen will — ah — man muß es gestehen, Herr Doctor, Sie haben einen Lehrcursns durchgemacht, der sich trefflich bewährt hat. Wie nennt sich die Facultät, der Ihre Studien an der Hochschule des Platzes Maubert unterworfen sind?"

René zitterte. Die Vorwürfe hätten ihn sicherlich reuig gestimmt, aber der Hohn des Vaters reizte ihn mächtig. „Sie können mich mit Ihren Pfeilen treffen," rief er, „weil ich durch unselige Verkettung der Umstände in einen Strudel von Unglücksfällen jeder Art hineingerissen wurde. Sie können auf mich eindringen und Ihre Gewalt brauchen — aber Sie handeln nicht ritterlich. Ich bin wehrlos Ihnen gegenüber, wenn Sie mit der schneidenden

Waffe des Hohnes, des beißenden Spottes kämpfen — wehrlos, wie ich es keinem Andern gegenüber sein würde, als nur Ihnen — denn Sie sind mein Vater. Gegen Sie habe ich keine Waffen; tödten Sie mich also, Herr Herzog Claude Damarre, aber schnell und nicht durch das Gift des Hohnes."

Der Herzog trat betroffen zurück, und seine Züge nahmen den Ausdruck der Niedergeschlagenheit an.

„Geliebter Mann, theurer Sohn," sagte Susanne, zwischen Beide tretend. „Ich bitte selten; ich lebe ohne Anderes zu wünschen, zu begehren als Euer Glück, still, friedlich mit Euch, die ich liebe — anbete. Hört meine Worte. Der ernste Augenblick ist gekommen, wo Vater und Sohn ihre Ansichten einander entgegenschleudern — hier scheiden sich Eure Wege — hier bedarf es eines Mittlers — laßt mich dieser sein. Claude — mein Gemahl, reiche dem Sohne die Hand, versprich ihm Deinen Beistand in der schweren, bösen Sache, in die ihn seine jugendliche Offenheit, die Unkenntniß der Welt und sein frohes, heiteres Gemüth verwickelt haben; versprich ihm: seine Entschlüsse, seine Pläne ruhig, ohne Leidenschaft zu prüfen. Und Du René: gelobe dem Vater, in Zukunft Nichts zu unternehmen, ohne seine Ansicht, seinen Rath vernommen zu haben. — Eure Hände — Eure Hände."

„So —," rief der Herzog, „was soll das heißen: versprich seine Pläne ruhig zu prüfen? Meinst Du, ich wittere nicht die Falle, welche hinter den Blumen gestellt ist? Das heißt: Ueberlege, ob Du nicht doch noch auf die Heirathsideen des Herrn Doctors eingehen willst — oho, ich kenne das. Nun, wir wollen also Hohn und Spott, jede Wortplänkelei bei Seite setzen und ernsthaft — ganz ernsthaft reden: Wie, mein Sohn René, der Erbe eines guten, berühmten Namens, der junge kenntnißreiche Mann, dem kraft seiner

Abkunft die höchsten Stellen im Königreiche offen stehen — dieser junge Mann will eine simple Apothekerstochter heirathen — jetzt — nein! Kinder, es ist zu lächerlich — man kann es nur bespötteln. — Und ich, der Vater, soll mein Jawort geben, ohne daß ich weiß, wer? wie? wo? Die Einwilligung zur Verbindung mit der Tochter eines alten Narren, der Gold sucht und Thiere ausstopft? bei dem Giftköche verkehren? Niemals! Was die übrigen Dinge anbetrifft — meinen Beistand sage ich Dir zu. Die Geschichte im Wappen von Paris erledigt sich von selbst; die andere im Hause des alten Huet ist schwieriger, aber ich werde Dich bald frei von den unangenehmen Folgen machen. Doch — komm' mir mit Nichts weiter. So lange Du hier, in meinem Hause, unter dem Dache des Herzogs Damarre bist — sprich mir nie wieder von einer Verbindung mit der Apothekerstochter. Ich stehe zu hoch und zu gut, um neben dem schwarzen Löwen im silbernen Felde auch noch eine Mörserkeule oder eine Medizinflasche in mein Wappen zu nehmen.“ Er wandte sich hastig, bitter lachend um.

René athmete tief, wie ein Mensch, der einen heftigen Anlauf zu großem Sprunge nehmen will. „Meine Mutter,“ sagte er wehmüthig, „verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen, der sanften, lieben, engelgleichen Erscheinung, einen leisen Kummer bereiten muß; aber die Aussprüche des Herrn Herzogs, mit dem schwarzen Löwen im Wappen, zwingen mich dazu. Woran — ich frage Sie, Herr Herzog von Damarre — woran dachten Sie denn, als Sie einst in Amiens die schlichte, treue Susanne Tardier freiten? Dachten Sie da an Ihre Ahnen, Ihren Stammbaum, als Ihre gesammte Familie Sie mit Vorwürfen überhäufte? War Ihnen der Hammer des Zeugschmiedes Adam Tardier eine glänzendere Wappenfigur, als die Mörserkeule des

Apothekers Huet? Woher kommt die Wolke des Hochmuthes und der Geringschätzung Anderer, die so plötzlich über das Dach des Hôtels Damarre heraufzieht?"

Der Herzog blieb gelassen, während Susanne ihr Gesicht in die Hand begrub.

„Weine nicht, meine Gattin," sagte er. „Ich werde ihm antworten. Nicht allein Liebe — innige Dankbarkeit, die Pflicht, Alles das was Susanne Tardier an mir gethan, ihr einigermaßen zu vergelten, bewogen mich, meine Stellung, die Angriffe meiner Familie zu vergessen und meine Hand der kleinen Bürgerstochter zu reichen. Ich habe lange Zeit Deine Mutter beobachtet, bin mit mir zu Rathe gegangen, und bei ihrer Reinheit, bei der unbefleckten Tugend konnte ich jedem Angriffe ruhig entgegensehen."

Susanne sank in den Sessel und lehnte ihr Haupt zurück. „Anders, mein Sohn, ist es mit Dir. Du kennst ein junges, hübsches Mädchen, Du findest Geschmack an ihr — wer ist sie? Der Alte steht in wunderlichem Rufe. Er kann sich nicht mit Adame Tardier vergleichen. Ich gebe zu: Nachtheiliges weiß ich nicht; aber um Dich, den jungen, unerfahrenen Mann, der an der Schwelle des Lebens steht, eine Heirath mit der Tochter Huet's des Apothekers eingehen zu lassen, dazu müßte denn die ganze Sache doch anders angethan sein. — Höre mich, Deinen Vater, Deinen Freund. — Hier sitzt Deine Mutter. Sie weiß, wie vielfachen Kummer die Ungleichheit des Standes uns Beiden bereitete, und es gehörte ein Herz wie das Susanne Tardier's dazu, mit Geduld Alles zu ertragen, was verletzter Stolz uns zugefügt. Zum zweiten Male setze ich meinen Namen dieser Gefahr nicht aus, welche nur die Liebe und Treue eines edlen Weibes besiegen halfen. Meine Einwilligung verweigere ich Dir."

René dachte einen Augenblick nach, dann sagte er fast

heiter: „Gut denn! Wofür hätte ich Etwas gelernt? Hier oben in meinem Kopfe sitzen gute Dinge, ich muß sie verwerthen.“ Er küßte die Hand der Mutter, grüßte den Vater ehrerbietig und verließ das Zimmer.

„Mein Gott, was wird er beginnen“, rief die Herzogin.

„Irgend einen dummen Streich,“ sagte der Herzog. „Aber er mag sich sein Leben selbst einrichten. Keine Besorgniß! Schlechtes thut René nicht, wenn sein Blut ruhiger fließt, denkt er anders. Jetzt kleide Dich an, Susanne. Wir haben die Einladung angenommen und müssen bei dem Mahle des General-Controlleurs erscheinen.“

Das Mittagsmahl des Herrn von Penautier.

Herr Reich de Penautier war General-Controlleur der Geistlichkeit von Languedoc. Gleich dem Herrn von Saint-Laurent, der die frommen Väter der Champagne vertrat, führte Penautier die Geschäfte seiner Gesellschaften, Stiftungen und Klöster, außerdem aber war er noch Schatzmeister der Landstände. Penautier's Vermögen berechnete man nach Millionen, seine Unternehmungen waren stets von Glück und Gelingen begleitet, wo er sich zeigte, wo seine bedeutenden Geldmittel in die Wagschaale geworfen werden konnten, da war er seines Sieges gewiß. Der General-Controlleur besaß außer diesen geschäftlichen Vorzügen auch noch den, ein vollendeter Lebemann zu sein. Glänzende Feste, überreiche Geschenke, Gefälligkeiten jeder Art hatten ihm eine große Schaar Freunde erworben.

Herr von Penautier hielt an dem Grundsatze fest: „Niemanden für gering zu achten," und wenn eine neue Erscheinung sich auf die Oberfläche des gesellschaftlichen Meeres erhob, so wußte der General-Controlleur sie schnell an sich zu fesseln.

Er sah freilich dabei weder auf Ruf noch auf Namen. Ihm genügte es, daß der Neuling sich eine Stellung in der Gesellschaft erworben hatte, daß man von ihm sprach. Jeder Andere würde vielleicht längst in Conflikte aller Art dadurch gerathen sein: Penautier nicht. Er klapperte mit seinen Millionen und zündete die Kerzen zu einem Feste an — man verzieh ihm Alles, denn wo fand man wieder so treffliche Weine, Pasteten und Fasanen: wer öffnete seine Börse so bereitwillig dem verschuldeten Edelmann, dessen leere Taschen die Gnade des Königs schon zwei oder drei Mal gefüllt hatte und der nun nicht wieder jene Huld in Anspruch nehmen durfte?

Herr von Penautier half Allen. Natürlich fand er stets seine Rechnung dabei, aber die kleinen Unannehmlichkeiten hoher Verzinsung spülten die Geprellten mit Austern und Rheinwein hinunter, welche ihnen der Haushofmeister Penautier's vorsetzte.

Die Kerzen auf den krystallenen Kronen und Wandleuchtern im Speisesaale des Herrn von Penautier flammten schon hell. Eine behagliche Wärme zog durch den reizend decorirten Raum, dessen schwellende Teppiche jeden Schritt lautlos machten. Ein feiner Duft des schönsten Räucherwerkes wirbelte aus einer bronzenen Schaale empor und die Flammen der Kerzen, von den herrlichsten Spiegeln zurückgeworfen, flimmerten auf dem prächtigen Service aus japanischem Porzellan, eine kostbare, nur an Tafeln der Fürsten zu erblickende Seltenheit, welche Herr von Penautier durch seine zahlreichen Verbindungen mit Holland erworben hatte.

Hinter dem Tische, in der Nähe der Wand, funkelten auf reichverziertem Büffet die seltensten Weine in silberhellen Krystallschaalen und Flaschen, während mächtige Bestecke geöffnet dalagen, um die zarten Glieder des Geflügels oder die saftigen Scheiben der Braten zu zerlegen.

Als die fünfte Stunde herangekommen war, erschien Herr von Penautier in dem Speisesaale. Er trug ein lichtbraunes, mit feiner Silberstickerei verziertes Kleid und überblickte die Tafel wie ein Feldherr, der die Stellung seiner Armee von der Höhe eines Hügels herab mustert.

„Gut so, Bernard," sagte er zu seinem Haushofmeister. „Gut so! Wir werden heute wieder Ehre einlegen. Die zweierlei Suppen sind es schon allein werth, daß man ihretwegen eine Gesellschaft ladet. Ich habe sie unten in der Küche gekostet. Sind Austern da?"

„Sie werden zur rechten Zeit geöffnet erscheinen."

„Herrlich. Wie ist es mit den Fasanen? Der Piqueur von Fontainebleau schrieb mir, er hoffe sie noch rechtzeitig senden zu können?"

„Sie sind eingetroffen und werden bereit stehen, wenn ihre Zeit gekommen ist."

„Herr von Villebois liebt die Krebspastetchen, ich hatte Dich beauftragt, dem Koche das mitzutheilen?"

„Es wird ein Gang solcher Pastetchen aufgetragen."

„So bin ich vollkommen ruhig. Dazu Rheinwein, Liebfrauenmilch — Champagner und Burgunder — ah. Ich sehe schon, Alles ist hier — vollkommen zufrieden. Horch, da tönt die Glocke, die Gäste kommen."

Herr von Penautier eilte seinen Geladenen entgegen. Die ersten waren zwei Leute sehr verschiedenen Alters und Standes. Der Colonel von Villebois, ein alter Herr von etwa fünfundsechszig Jahren mit straffer, militairischer Haltung, trug einen mächtigen Stutz- und Knebelbart. Er hatte

seine beste Uniform angelegt und stützte sich auf einen dicken, spanischen Rohrstock, dessen Knopf eine kleine Büste Heinrich's IV. bildete. Das Haar hing dem alten Degen lose und flatternd um die Schläfen und bedeckte kaum noch eine ungeheure Narbe, welche von der linken Seite des Schädels bis zum Kinn hinablief.

Es hieß, der alte Herr sei mit Penautier in Verbindung getreten, weil dieser einige Strecken Land, welches Villebois bei Toulouse besaß, für die Geistlichen des Languedoc kaufen wollte.

Der zweite Gast war ein junger Mensch von dreizehn bis vierzehn Jahren, der die Kleidung der Schüler des College von St. Michel trug. Sein Gesicht diente keineswegs als Empfehlungskarte, denn die Magerkeit, Bläſſe und Unregelmäßigkeit desselben waren höchst auffallend. Der Körper dieses Studenten wurde in gewissen Zwischenräumen durch einen hohlen Husten erschüttert und seine grauen, lebhaften Augen gaben ihm das Ansehen eines Luchses oder Fuchses, zu welchem thierischen Profile sein vorgestreckter Unterkiefer trefflich paßte. Dieser junge, recht unvortheilhaft von der Natur ausgestattete Mann nannte sich Guilleaume Dubois und war der Sohn eines Apothekers aus Brive la Gaillarde. Herr von Penautier hatte ihn gewissermaßen unter seine Aufsicht genommen, weil der junge Mensch mit bedeutenden Empfehlungen hoher Prälaten an ihn versehen, nach Paris gekommen war.

Die Herzöge und Herzoginnen von Brancas und Saint-Ibal, der Abbé Amarel, ein Verwandter des Herrn von Penautier, zwei Kammerherren des Herzogs von Orleans und, wie der Diener meldete: Se. Erlaucht der Herzog von Damarre nebst Gattin, das waren die Gäste des Herrn General-Controlleurs, die sich im Vorzimmer versammelt hatten, um die leckere Mahlzeit einzunehmen. Der Herzog

Damarre und seine Gattin waren der Einladung Penautier's gefolgt, weil der General=Controlleur einem Verwandten durch die Bekanntschaft des Herzogs mit La Feuillade bei der Marine Anstellung verschafft hatte. Penautier bat so verbindlich, ihm die Ehre eines Besuches zu erzeigen, daß der Herzog endlich einwilligte. Damarre war erfreut, den Colonel de Villebois zu treffen, der ihm schon von den früheren Feldzügen her bekannt war.

Als die Unterhaltung eine Zeitlang gedauert hatte, öffneten sich die Thüren wieder und der Diener meldete mit lauter Stimme: „Sieur Hanyvel von Saint=Laurent." Glücklicherweise hatte Susanne von Damarre sich einen Platz gewählt, der ihr Gesicht nur halb der Beleuchtung aussetzte. Sie war durch die Auftritte, welche zwischen dem Gatten und dem Sohne stattgefunden hatten, so verstört und verstimmt, daß sie es vermied, sich sogleich bei ihrem Eintritte den Blicken der Gesellschaft allzusehr auszusetzen. Diesem Umstande verdankte sie es, daß die furchtbare Veränderung, die ihr Gesicht plötzlich zeigte, nicht bemerkt ward. Die Herzogin von Saint=Ibal achtete gerade jetzt wenig auf Susanne, die ihre Finger krampfhaft in die Polster der Ottomane drückte. — Saint=Laurent trat ein. Er war höchst elegant, aber einfach gekleidet. Die unglückliche Zeit ihres Vergehens stand vor der Herzogin. Sie war ihm wieder nahe gerückt, jenem Manne, der den dunklen Flecken auf ihr Dasein geworfen hatte. Schlag auf Schlag rückten die Ereignisse näher, welche Personen und Erinnerungen mit sich führten, die in naher Beziehung zu dem Fehltritte Susanna's standen. Wohin sie sich wendete, trat ihr eine Gestalt entgegen, welche sie zittern machte.

„Kennen Sie den Herrn von Saint=Laurent?" fragte Villebois den Herzog Damarre.

„Nein. Man hört aber Viel von ihm reden. Er ist ein Freund des Königs.“

„Meine Herrschaften,“ sagte Penautier vorstellend, „mein College und Freund, der Sieur de Saint-Laurent.“ Er begann die Anwesenden einander bekannt zu machen. Susanne preßte die Hand auf ihre Brust — nur eine Minute noch und Saint-Laurent stand ihr gegenüber — er, den sie Jahre — lange Jahre gemieden, der Verführer, der Verräther, der sie treulos verlassen — der sein Kind hinausgehen ließ in die weite, unbekannte Welt. Ein Gewirre wie in dem Neste voll Schlangen, so tanzten und wanden die Gedanken sich blitzschnell durcheinander in dem pochenden Hirne Susanne's.

„Frau Herzogin Susanne Damarre“, präsentirte Penautier mit süßlicher Stimme. „Ein Musterbild — ich sage nicht zu viel — eine wahrhafte Ritterfrau, wie sie uns in den Gestalten der Briolane und Urganda geschildert werden.“

War der Augenblick gekommen? vermochte Susanne der Wucht schrecklicher Erinnerungen nicht zu widerstehen? Und Saint-Laurent? hatte ihn nicht das unerbittliche Schicksal ebenfalls in den Kreis des Längstvergessenen zurückgeschleudert? wird er die plötzliche, ungeahnte Begegnung ertragen können, ohne sich zu verrathen?

Susanne kämpfte in diesem Augenblicke wie ein Held gegen die Gewalt der Erinnerungen. Sie machte von ihrem, mit Stickerei und Perlen bedeckten Fächer Gebrauch, indem sie das Antlitz, welches bleich wie eine Leiche geworden war, halb dahinter verbarg und zugleich eine tiefe Verbeugung machte. Es war ein Zusammenbrechen, keine Verneigung.

Saint-Laurent's Gesicht durchflog ein Schatten, dann zuckte es wie ein Blitz darüber hinweg, dann zerknitterte

seine Hand leise, aber mit der Kraft einer Stahlzange die Ränder seines kostbaren Hutes. Dies Alles merkte Niemand als Susanne, die, ohne das Antlitz Saint-Laurent's zu sehen, dennoch wie durch Zauber empfand, was in der Brust des Mannes vorging, der nach jener schweren, unheilvollen Zeit zum ersten Male wieder vor ihr stand.

Saint-Laurent sprach mechanisch ein gewöhnliches Compliment und wendete sich dann zur Herzogin von Brancas, die er bereits kannte.

„Sie ahnten nicht, den Sieur von Saint-Laurent hier zu finden," lachte Penautier, dem Herzoge von Brancas näher tretend. „Ja, ich liebe die Ueberraschungen. Aber nun zu Tische. Mein Bernard wird ungeduldig; wir sind zwar noch nicht vollzählig, indessen wird nicht länger gewartet. Der fehlende Gast ist seit einiger Zeit bei mir wie Kind im Hause, er darf nicht schmollen, daß wir ohne ihn beginnen. Frau Herzogin Damarre, ich bitte um Ihren Arm — folgen Sie mir, meine Herrschaften. Amarel, Du nimmst den kleinen Schüler unter Obhut." Man nahm die Plätze ein. Zwischen Amarel und dem einen der beiden Kammerherren blieb ein Couvert leer.

Verstohlene Blicke warf Saint-Laurent auf Susanne, die seiner Beobachtung auswich, so viel sie vermochte. Allmälig kehrte ein wenig Ruhe in das Herz der geängstigten Frau zurück, sie hatte schon so viel ertragen, daß sich selbst in dieses sanfte Gemüth ein gewisser Trotz schlich, sie bäumte sich gegen die eisernen Griffe des Geschickes und beschloß zu kämpfen. Unwillkürlich hob sie das Haupt bei diesem Entschluß. — „Ich habe geduldet, ich habe gesühnt, ich leide noch — aber die Vergeltungen haben ihre Grenzmarken im Dasein des Gequälten."

Schon hatte die lebhafteste Unterhaltung sämmtliche ste Penautier's einander genähert. Selbstverständlich

drehte sich dieselbe um die ernsten Ereignisse der letzten Tage, um die Verhaftung Exili's und um das Befinden der Königin.

„Sie sehen," eiferte Saint-Laurent, „daß die höllischen Medicamente jenes furchtbare Leiden erzeugt haben, denn sobald sie entfernt wurden, befand sich die Majestät besser."

„Es giebt verschiedene Auffassungen," sagte Saint-Ibal, „ich erfahre — natürlich von Jemandem, der gut unterrichtet sein will — der Italiener habe bei seinem Verhöre in der Bastille eine sonderbare Behauptung aufgestellt."

„Und welche?" fragte Saint-Laurent nicht ohne einige Bewegung.

„Er bestreitet die Gefährlichkeit seiner Mittel. Er giebt allerdings zu, daß es Gifte seien, beruft sich aber auf das Zeugniß aller Aerzte von Unparteilichkeit, indem er klar darlegt, daß Gifte gerade die größte Heilkraft enthalten. Dies zugegeben, behauptet er: sein der Königin verordnetes Mittel sei durch den Neid der Aerzte unterschlagen, oder vielmehr unwirksam gemacht worden; denn man habe eine gewisse Zuthat unter die Flüssigkeit gemischt, welche die günstige Wirkung vereitelt habe."

„Das wäre ein infamer Streich," sagte der Colonel Villebois, die Gabel auf den Tisch stoßend.

„Glauben Sie solche Mährchen?" rief Saint-Laurent erhitzt.

„Ich sage nicht ja; allein man hat sonderbare Beispiele von dem Neide der Aerzte."

„Der Name Vallot's bürgt für die Lauterkeit des ganzen Verfahrens."

„Allgemein behauptet man, der Doctor Exili sei ein gefährliches Subject," sagte der Kammerherr. „Er soll geheimnißvolle Mittel besitzen."

„Ich hörte bereits davon," warf Damarre ein, „aber

ich glaube nicht daran. Man wollte in Flandern ein Gift entdeckt haben, das durch Einathmung tödten sollte. Erinnern Sie sich noch, Villebois? ein Seefahrer, so hieß es, habe es aus Surinam, glaube ich, mitgebracht."

„Ja — ja," sagte der Alte, „es hieß so. Aber man sah nie Etwas davon."

„Das ließe sich begreifen," meinte Amarel. „Die Verfertiger solcher Dinge müssen vorsichtig damit umgehen, aber warum sollte es nicht möglich sein, dergleichen Arcana herzustellen? Die Wissenschaft ist weit gekommen."

„Ein Gift, dessen Einathmung tödtet?" fragte plötzlich Penautier sehr aufmerksam. „Da bliebe keine Spur des Giftes? Das wäre merkwürdig."

„Alle Wetter, General=Controlleur," lachte Villebois. „Sie wollen uns doch nicht vergeben? Sie fragen in sonderbarem Tone."

Alle Gäste lachten mit dem Colonel, während Penautier eine leichte Verlegenheit zeigte. Man scherzte über Gifte und Vergiftungen, trank einander zu und ließ sich die köstlichen Speisen wohl munden. Susanne sah die ihr drohende Wolke allmälig am Horizonte verschwinden und die Spannung ihrer Nerven, die Angst, welche sich gleich eisernen Bändern um ihre Brust schnürte, machte einer wehmüthigen Empfindung Platz. Sie betrachtete das ehrliche, kräftige Gesicht ihres Gatten, der ihr von Zeit zu Zeit heiter über den Tisch nickte, sie gedachte des biedern Zutrauens, der nichts ahnenden Sorglosigkeit Damarre's, in dessen Augen Susanne das Muster weiblicher Tugend und Reinheit war und — wenige Fuß von diesem Manne entfernt saß Derjenige, dessen Griff in das Leben Susanna's ihr Glück — ihre Ruhe zerstört hatte. Er stieß sein Glas an das des Herzogs, er trank auf sein Wohl und auf das Gedeihen des Hauses Damarre — er, der jeden

Augenblick fürchten mußte, sein Geheimniß durch den Mund eines Galeerensträflings verrathen zu hören.

Susanne wandte ihr Haupt hinweg von dem Anblicke, den ihr die beiden Männer gewährten; wie träumend schaute sie einen Moment zur Decke des Saales empor, dann starrte sie über den reichbesetzten Tisch hinweg ihren Gatten an, der recht herzlich über irgend eine Anekdote lachte, welche der Kammerherr ihm in's Ohr flüsterte, und die zu hören sich Frau von Saint-Ibal vergeblich bemühte.

Als die Augen Susanna's, sich von dem Gatten wegwendend, durch den Saal glitten, hafteten sie unwillkürlich auf einer, dem Platze der Herzogin gegenüber liegenden Stelle. Susanne erzitterte, sie vermeinte etwas Schreckliches, Entsetzliches zu erblicken.

Der Speisesaal des Herrn von Penautier stand nämlich in Verbindung mit dem Garten. Um jedoch dahin zu gelangen, mußte man eine Art von Vestibule durchschreiten, welches von Säulen getragen und mit Statuen geziert war. Zur Winterszeit pflegte man dieses Vestibule mittelst treibhausartiger Fenster zu schließen, die zwischen den Säulen eingelassen waren. Man zierte dann den also gewonnenen und geschlossenen Raum mit Orangerie-Bäumen, Cacteen und sonstigen Zierpflanzen, wodurch vor dem Speisesaale ein ziemlich geräumiger Wintergarten geschaffen wurde, den breite, kupferne, mit glühenden Kohlen gefüllte Becken erwärmten. Den Eingang vom Speisesaale zu diesem Vestibule bildete eine große, mit Glasscheiben versehene Thür, die, ohne Vorhang, einen angenehmen Blick in den reizenden kleinen Garten gewährte.

Als Susanne eben diesen blumenreichen und geschmackvoll decorirten Ort betrachtete, glaubte sie zwischen den Orangerie-Bäumen, den zahlreichen Topfgewächsen, welche kleine Gruppen oder Lauben bildeten, einen Schatten streifen

zu sehen. Sie beachtete im ersten Augenblick diese Erscheinung fast gar nicht, da sie einen Diener im Vestibule vermuthete. Der Schatten verlor sich jedoch sehr schnell, und die Herzogin gewahrte die Gestalt eines Mannes, der sich, hinter die Gewächse und Blumen-Etagèren duckend, der Glasthüre näherte. Die Bewegungen dieses Eindringlings hatten etwas Verdächtiges: sie glichen denen eines schleichenden Raubthieres. Eben wollte die Herzogin die Gesellschaft aufrufen, als sie zu ihrem Entsetzen das Gesicht des Menschen dicht an der Scheibe der Thür gewahrte, und die beunruhigende Entdeckung machte, daß der Eingedrungene Niemand anders war als: Lachaussée.

Er hielt sein Antlitz so dicht gegen das Glas gedrückt, daß seine Nase sich plattete, und stierte in den Speisesaal. Die Beobachtung schien einer Person zu gelten. Zufällig trafen die Blicke der Herzogin auf die seinigen, und Susanne überlief es eiskalt, als sie den fürchterlichen, drohenden Ausdruck gewahrte, den die Züge des Bedienten annahmen. Er erhob die Faust und verschwand hinter den Gewächsen. Fast zu gleicher Zeit näherte sich Penautier der Herzogin.

„Ah — meine Gnädigste," sagte er, „ich sehe, Sie sind eine Freundin meiner Blumen, denn sie können Ihre Augen gar nicht von dem kleinen Garten hinwegwenden."

„In der That," entgegnete die Herzogin, „Ihre Gewächsanlage ist reizend. Ich wünschte sie wohl näher in Augenschein zu nehmen."

„Wir nehmen Kaffee nach dem Diner daselbst ein; oh — ich werde Ihnen einige seltene Exemplare zeigen."

Die Gesellschaft erhob sich und vertheilte sich in die anstoßenden Gemächer.

„Sie haben sich meine Vorschläge überlegt, werther Sieur?" sagte Penautier zu Saint-Laurent.

„Nur flüchtig, Herr von Penautier. Ich kann aus verschiedenen Gründen nicht heute schon zusagen, denn ich bin nicht unabhängig in der ganzen Sache. Die Geistlichkeit der Champagne hat mir großes Vertrauen geschenkt und die Abwicklung der Geschäfte erfordert viel — viel Zeit. Wenn ich aber auch davon absehen wollte, denn meine Bücher und Nachweise sind trefflich geordnet, so müßte ich doch meine Verpflichtungen innehalten, nach denen ich ein Jahr vorher kündigen muß, ehe ich die Stelle des General-Controlleurs niederlege. Sie würden also die Stelle doch nicht so schnell übernehmen können, als Sie zu wünschen scheinen. Außerdem — Sie verzeihen die Frage — wissen Sie denn so bestimmt, ob das hochwürdige Kapitel Sie mit dem Posten betrauen würde?"

„Ah — was das betrifft," sagte Penautier, „so glaube ich mit Gewißheit darauf rechnen zu dürfen. Ich habe die Geschäfte der Geistlichen von Languedoc sehr zur Zufriedenheit verwaltet, und — ich darf es wohl sagen — doch bedeutenderen Kapitalien vorgestanden, als die sind, welche die Geistlichen der Champagne verwalten lassen. Wie hoch — wenn es nicht unbescheiden ist — beläuft sich durchschnittlich das Vermögen, welches Sie geschäftlich in Schwung erhalten und arbeiten lassen?"

„Es ist kein Geheimniß. Ich arbeite jährlich mit etwa zehn Millionen Francs."

Penautier zuckte mit seinen Mundwinkeln und trat einen Schritt zurück.

„Ich arbeite mit größeren Summen," entgegnete er ruhig.

„Das glaube ich wohl," sagte Saint-Laurent; „die Pfründen und Stifte des Languedoc sind fetter, als die der Champagne, und dann vertreten Sie noch die Landstände."

Er wendete sich zu Brancas, der seinen Arm berührte.

Penautier blickte ihm verstohlen nach. „Zehn Millionen jährlich unter den Händen," murmelte er, „das lohnt sich. Ich könnte gewaltige Unternehmungen bewerkstelligen. Wenn ich rechne, daß ich mit sechszehn Millionen arbeite und noch zehn dazu! — Aber er scheint nicht gesonnen, die Stelle abzugeben — mit den Geistlichen würde ich einig werden, wenn er fort wäre." Er blickte um sich; die Gesellschaft hatte den Speisesaal verlassen. „Hm — ein Gift ohne Spuren, sagte Amarel vorhin. — Es wäre eine wirksame Waffe für Unternehmer." Penautier trat zu seinen Gästen. Diese waren in sehr lebhafter Unterhaltung über ein Bild begriffen. Es war ein Portrait König Ludwig's XIII., welches über einer Täfelung von Eichenholz hing. Das gleichgültige, blasirte Gesicht des Monarchen blickte so starr und nichtssagend von der Wand herab, seine Züge drückten es so deutlich aus, daß er Niemanden auf dieser Erde geliebt habe als sich selbst, und auch darüber konnte man Zweifel hegen.

„Es ist sehr ähnlich," sagte Brancas, „so sah ich ihn, als er die letzte Jagd in Rambouillet veranstaltete. Das Bild ist mit der Aussicht auf den nahen Tod gemalt."

„Man hat mir schon viel dafür geboten," sagte Penautier; „aber ein Original von Bourdon giebt man nicht so leicht fort."

„Es ist ein schönes Bild," meinte Saint-Laurent. „Die Vergangenheit rollt sich auf, wenn man es betrachtet."

Er blickte Susanne an, die eifrig mit der Herzogin von Saint-Ibal ein Gespräch führte.

„Ja — als Bild," warf der Kammerherr hin; „die Züge finde ich nicht schön."

„Sie sprechen dreist," lachte Brancas.

„Weshalb? Mein Geschmack ist nun der verstorbene König nie gewesen. Ich liebe eine Erscheinung, wie sie der

jetzige Herrscher uns zeigt. König Ludwig XIV. ist ein vollkommener Monarch."

„Wenn man die Persönlichkeiten vergleicht, den Sohn mit dem Vater, so muß man doch gestehen, daß nicht die geringste Spur von Aehnlichkeit zwischen Beiden vorhanden ist," sagte Saint-Ibal.

„Sie haben Recht," stimmte Brancas zu; „aber der jetzige König hat viel von seiner Mutter."

„Finden Sie? Nein — ich kann es nicht finden. Dort hängt das Portrait der Königin Anna von Oesterreich, betrachten Sie es genau und sagen Sie mir: wo liegt die Aehnlichkeit zwischen Mutter und Sohn? Weit eher gleicht der Herr Herzog von Orleans seinem Vater."

„Demnach wäre unser König Ludwig aus der Art geschlagen?"

„Je nun" — sagte Brancas ein wenig spitz, „ich finde, er hat viel geistreichere Züge, als seine Eltern."

„Die Königin ist eine Dame von großem Verstande."

„Zugegeben, aber Sie hat ein spanisches Gesicht. Sehen Sie den jetzigen König an, das sanfte und doch so majestätische Antlitz — Nichts von jener gallichten, reizbaren Schönheit der Mutter, und die Augen sind so seltsam — sie spiegeln noch nicht große Erfahrungen wieder, denn der König ist zu jung, aber sie haben einen wunderbaren Glanz, sie erinnern lebhaft an die Augen eines Mannes, der einst Frankreich beherrschte."

„Wen meinen Sie?" fragte Penautier.

„Den Cardinal Mazarin," sagte Brancas, auf das Bild des verstorbenen Ministers deutend.

Aller Augen wandten sich nach der bezeichneten Stelle.

Auffallend war das tiefe, plötzliche Schweigen, welches sich der Gesellschaft bemächtigte. Einer sah den Andern von der Seite an, und Jeder fühlte, daß die Aeußerung

des Herzogs eine sehr gefährliche und geheimnißvolle Angelegenheit berührt habe.

Zum größten Schrecken Penautier's ließ sich aber jetzt der blasse, unschöne Knabe Guilleaume Dubois sehr laut vernehmen:

„Ach, jetzt fällt mir Etwas ein," rief das frühreife Kind, „der Abbé Mortier, der bei uns im Stifte die Arbeiten beaufsichtigt, hat neulich zu dem Doctor Tolot gesagt: der König sei eigentlich ein Sohn Mazarin's."

Die Verlegenheit der Gesellschaft erreichte den höchsten Grad, Niemand wagte zu sprechen. Das schreckliche Kind, dessen vorlaute Bemerkungen schon während des Diners höchst unangenehm berührt hatten, war eine Geißel der Anwesenden, und sprach mit dreister Zunge ein fürchterliches Geheimniß aus, welches die höchsten Würdenträger des Staates kaum zu denken wagten. Penautier verfärbte sich bedeutend, und der alte Villebois sagte halblaut zu ihm: „Das ist ein infamer Junge, bringen Sie ihn hinaus."

Der General-Controlleur faßte sich kurz und sagte mit erzwungenem Lachen:

„Guilleaume, Sie haben sich ein Märchen aufbinden lassen — wir wissen genug — aber es ist Zeit, daß Sie in das Collége zurückkehren. Kommen Sie, mein Diener wird Sie geleiten."

„Aha! nun soll ich fort, wo die Sache erst interessant wird," rief der Junge mit spöttischem Tone. „Ja, so geht mir's immer. Mein Verstand ist nicht der schlechteste. Wenn sie nicht über Dinge reden dürfen, die ihnen den Hals brechen können, dann sollteu sie ganz schweigen."

Penautier brachte den Burschen mit vieler Mühe aus dem Zimmer. Schnell genug kehrte der Wirth zurück.

„Ich bitte Sie, meine Freunde," sagte er sehr erregt, „die Reden dieses Schlingels nicht gehört haben zu wollen.

Bedenken Sie, in welche furchtbare Lage wir Alle gerathen könnten."

„Es ist ein infamer Junge," sagte Villebois; „ich wiederhole es. Er wird ein Mal ein bedeutender Mann oder ein Spitzbube."

„Aber können Sie die Unvorsichtigkeit der Lehrer begreifen?" fragte der Kammerherr. „Vor den Schülern von solchen Dingen zu reden?"

„Meine Herrschaften," sagte Brancas sich erhebend. „Dies beweist nur, wie verbreitet die gefährliche Neuigkeit ist, derzufolge die Abstammung des Königs sich von Mazarin herleiten soll."

„Ich beschwöre Sie, Herzog, sprechen Sie leiser," flehte Penautier. Brancas fuhr fort:

„Gut. Sind Ihre Bedienten fern?" — „Ja." —

„Dann lassen Sie uns offen sprechen: Die bösen Zungen haben reichlichen Stoff. Ich begreife die vorsichtigen Gewalthaber, vor allen Herrn Colbert nicht, der um das Auftreten der räthselhaften Erscheinung wissen muß."

„Sie sprechen in Räthseln — wer? was?"

„Sie sollten von dem Auftauchen des geheimnißvollen Gefangenen noch Nichts vernommen haben, Herr Penautier?"

„Ich beschäftige mich mit eigenen Angelegenheiten. Welchen meinen Sie, Herr Herzog?"

„Die eiserne Maske," sagte Brancas. Alle fuhren zusammen.

„Ach, das ist herrlich — das ist schauerlich," rief die Herzogin von Saint-Ibal. „Lassen Sie uns davon hören, bitte, liebster Herzog."

„Reden Sie sich nicht um den Hals," warnte Saint-Laurent.

„Abgeschmackte Mährchen," lachte der Kammerherr. „Wer hat die Maske gesehen?"

„Niemand sicherlich," rief Saint-Ibal. „Wir dürfen überhaupt nicht darüber sprechen, meine Herren," sagte Penautier.

„Hoffentlich sind hier keine Verräther," sagte Brancas.

„Lassen Sie doch sprechen," rief Damarre. „Niemand glaubt daran. Wozu sollte man es verheimlichen? ich sehe den Grund nicht ein?"

„Das ist die Gefahr der Sache," flüsterte Brancas. „Bösgesinnte behaupten: der hochselige Cardinal Mazarin könne dem Könige Ludwig XIII. die Vaterschaft unseres jetzigen Herrschers streitig machen."

„Ah — das ist nichtswürdig," rief Saint-Laurent.

„Vielleicht. — Ueber die heimliche Ehe der Königin Mutter mit dem Cardinal waltet heute wohl kein Zweifel mehr. Es soll — so sagt man — die eiserne Maske die erste Frucht einer verbotenen Liebe zwischen dem Cardinal und der Königin sein. König Ludwig XIV. wäre das zweite Kind, welches der verstorbene Monarch für das seine ansah, nachdem man Sorge getragen hatte, den Beweis des ersten Fehltrittes zu verbergen. Solche Dinge kommen häufig genug vor, nur tragen die Bastarde nicht immer eiserne Masken."

Susanne athmete schwer und lehnte sich in den Sessel zurück. Saint-Laurent's Gesicht glich einem Marmorbilde.

„Man hätte also jenes Kind in der Verborgenheit gehalten?" fragte die Herzogin von Saint-Ibal.

„So ist es. Man scheute den Mord, und that wohl daran, das junge Leben zu erhalten."

„Aber weshalb die Maske?"

„Sehr einfach. Weil die Gesichtszüge des verhüllten Gefangenen denen König Ludwig's XIV. so täuschend ähnlich sehen, daß diese Aehnlichkeit sofort das Geheimniß verrathen würde, und wer steht Ihnen gut dafür, ob der

Gefangene nicht die Lust verspüren möchte, als Kronprätendent aufzutreten?"

„Sie haben Recht. Deshalb die strenge Gefangenschaft. Aber ich kann nur immer noch nicht begreifen, woher die Nachricht in das Publikum drang. Wer hat denn — frage ich wieder — die eiserne Maske gesehen?"

„Das ist der Kern der Frage," rief der Kammerherr. „Kein Mensch wird auftreten und sagen können: Ich habe den geheimnißvollen Gefangenen erblickt."

„Sie irren sich, mein theuerster Herr," sagte jetzt der alte Colonel Villebois, der bisher stillgeschwiegen hatte. „Es giebt Leute genug, die den unglücklichen Mann in der Maske gesehen haben."

„Das wäre? und Sie kennen einen dieser Menschen?"

„Sehr genau."

„Wer ist es? sagen Sie es mir, Colonel," rief die Herzogin von Saint-Ibal.

„Ich selbst habe den Maskirten gesehen."

Ein allgemeines Staunen durchlief die Gesellschaft.

„Erzählen Sie!" riefen die Meisten.

„Schweigen Sie," rief Penautier.

„Meine Herrschaften," sagte der Alte. „Ich glaube mit Bestimmtheit nichts zu wagen, wenn ich erzähle; denn wenn Jemand — Mann oder Frau — sich herbeilassen wollte zu plaudern, so würde er nicht weniger gefährdet sein, als ich selbst. Bedenken Sie wohl, daß jeder, dem eine Andeutung dieses Staatsgeheimnisses entschlüpft, dem sichern Verderben geweiht ist. Ob Entdecker, Angeber oder Mitwisser — gleichviel: Wer Kunde von dem Dasein des räthselhaften Gefangenen besitzt und diese Wissenschaft zum Ohre der Gewalthaber dringen läßt, ist ein todtes Wesen — reif für die Bastille, Schloß If oder irgend eine halbverborgene Bergfestung. Diese schreckliche Aussicht giebt

mir die sichere Bürgschaft, daß Jeder schweigen wird, und deshalb erzähle ich meine Abenteuer nur vier verschwiegenen Wänden."

Man rückte zusammen. Penautier, obgleich ängstlich und zaghaft, war nicht minder neugierig als seine Gäste. Der Colonel, den die Schwatzhaftigkeit eines alten Kriegers und das Bewußtsein, sich als den Mittelpunkt des Interesses einer gewählten Gesellschaft zu erblicken, hinrissen, rückte seinen Sessel zurecht, legte die Hände auf den Knopf seines spanischen Rohres, blickte die Zuhörer noch ein Mal vertrauensvoll an, räusperte sich und begann zu erzählen.

Was der Colonel Villebois von der eisernen Maske erzählte und wie er in seiner Erzählung unterbrochen wurde.

Es sind jetzt beinahe vier Jahre her, daß ich dem Corps angehörte, welches seit dem Frieden von Chierasco die Stadt Pignerol besetzt hält. Sie wissen, meine Herren, daß diese Besatzung alle Jahre wechselt, nur die zweihundert Mann, denen die Bewachung der Citadelle und des Forts anvertraut ist, bleiben für immer dort. Die herrliche Gegend Piemonts, die Nähe unseres Vaterlandes — denn es sind von Pignerol ja nur wenige Stunden bis zur Dauphiné — hatten uns Alle die Garnison lieb gewinnen lassen, und ich nahm die Nachricht von dem nahe bevorstehenden Abmarsche mit Stirnrunzeln auf.

Hauptmann d'Harleville, damals Commandant des Forts und der Citadelle von Pignerol, ein trefflicher

Officier, mit welchem wir Alle stets in bestem Vernehmen gestanden, suchte mich und die jüngeren Officiere zu trösten. Er beneidete uns, wie er sagte, daß es den Fortziehenden vergönnt sei, wieder ein Mal das schöne Paris zu sehen, oder doch in die belebten Städte Frankreichs rücken zu können, während er in dem zwar sehr romantisch gelegenen, aber doch von allem Verkehr entfernten Schlosse seine Zeit zubringen müsse. Wir sahen das auch schließlich ein und fanden, wie es wohl ein Jahr lang sich in der einsamen Garnison aushalten lasse, wie aber auf die Dauer das Leben in Paris oder in dem bevölkerteren Theile des nördlichen Frankreichs dem stillen Pignerol vorzuziehen sei. Während wir schon nach und nach unsere Vorbereitungen zum Abmarsche trafen, die Rechnungen ausglichen, mit den Commandeuren der Garnisonen Briefe wechselten und dergleichen, traf am achtundzwanzigsten März des Jahres 1661 ein Courier zu Pignerol ein, welcher die Nachricht brachte, daß Se. Eminenz der Herr Cardinal Mazarin am Morgen des neunten März in Vincennes bei Paris gestorben sei.

Diese Nachricht machte, begreiflicher Weise, große Sensation. Man fühlte wohl, daß eine neue Gestaltung der Dinge vor sich gehen werde; Viele hofften auf Beförderung, Andere fürchteten Zurücksetzung, wie denn bei dem Tode eines so mächtigen Mannes, als der Herr Cardinal gewesen, die Umwälzungen nicht ausbleiben konnten. Da ich schon mit dem Gedanken umging, meinen Abschied zu nehmen, so kümmerte mich die Zukunft nicht sonderlich, und ich wanderte denselben Tag noch, an welchem wir die Nachricht erhalten hatten, zum Fort hinauf, um über die Neuigkeit mit Harleville bei einem Glase Wein zu plaudern.

Ich fand den braven Commandanten in sonderbarer Aufregung. Er wollte nicht recht mit der Sprache heraus.

„Alle Teufel," sagte ich, „Harleville, was habt Ihr? geht Euch der Tod der geizigen Eminenz so nahe?"

„Nein, mein Freund," antwortete mir der Commandant, „das ist es nicht. Ich bin nur in Erregung über den seltsamen Befehl, den mir der Courier überbracht hat. Ich soll nämlich das Commando der Citadelle verlieren und dafür die Garnison in der Stadt überwachen. Das ist eine Herabsetzung. Habe ich einen Fehler begangen? Nein. Was zieht mir die Ungnade Sr. Majestät zu?"

„Und wer ist Ihr Nachfolger?" fragte ich.

„Ein mir unbekannter Officier. Ich hörte noch nie seinen Namen; er nennt sich Herr von Saint-Mars."

Ich hatte diesen Namen bei der Armee nennen hören und erinnerte mich, daß in meinen jungen Jahren ein Herr von Saint-Mars bei den Mousquetairs des Königs gestanden, der aber verschollen, verschwunden war und von dessen späteren Schicksalen wir Alle nie wieder Etwas erfahren hatten. „Sollte es dieser sein?" fragte ich Harleville, nachdem ich ihm meine frühere Bekanntschaft mit Saint-Mars erzählt hatte.

„Wohl möglich," sagte der Commandant. „Wir müssen es abwarten, was uns der Wechsel bringen wird."

Unsere Marschordre ließ nicht allzulange auf sich warten und bald nahm ich Abschied von Harleville, der noch immer nicht von seinen Zweifeln und Vermuthungen über die Abnahme des Commando's zurückkommen konnte. Meine Schwadron bestand aus gedienten Leuten und ihre Führung war stets musterhaft gewesen. Ich brauchte also nicht ängstlich und besorgt während des Marsches zu sein, durfte mir manche Erholung gönnen, in dieser oder jener Stadt einen Tag verweilen, während meine Lieutenants und die Gefreiten die Aufsicht über die Truppen führten. Unsere

Marschroute ging über Lyon, einen kleinen Theil Burgund's, dann durch das Nivernois und Courtenay nach Paris.

Es war ein ungewöhnlich heißer Tag gewesen, als wir bei Château Chinon anlangten, wo sich die Straßen von Dijon und Auxerre kreuzen. Meine Mannschaft war vorausgegangen, ich und der zweite Lieutenant blieben dagegen noch im Bernhardiner-Kloster, dessen Brüderschaft uns trefflich bewirthet hatte. Das Kloster liegt eine halbe Stunde von Château Chinon und ist durch ein Thal, durch Waldung und zwei Flußarme vollständig geschieden von der Umgegend. Nachdem wir noch einige Gläser trefflichen Burgunders auf das Wohl der gastfreien Mönche geleert hatten, suchten wir unsere Pferde, ordneten das Sattelzeug und schwangen uns hinauf. Bald lag das Kloster hinter uns und der Wald nahm die Reiter auf. Es mochte etwa die zehnte Abendstunde sein; nach einem Ritte von einer Viertelstunde bemerkten wir, daß wir von dem richtigen Wege abgekommen waren. So verdrießlich uns diese Entdeckung auch machte, wurde das Abenteuer doch noch weit fataler für uns, denn der Donner rollte über unsere Häupter dahin, die Blitze zuckten und bald rieselte der Regen in Strömen hernieder. Fluchend und schimpfend versuchten wir den Weg wieder zu gewinnen, allein es war unmöglich, wir wurden im Gegentheil sehr bald inne, daß wir uns, wie es gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten geschieht, immer tiefer in das Ungewisse hinein verloren. Unsere Kleider trieften, die Pferde schnauften und der Aerger machte uns ganz heiß. Wir hatten kaum noch Lust weiter zu reiten. In dieser sehr unangenehmen Lage alle Sinne anstrengend, um einen Retter zu erblicken oder durch irgend eine Hülfe aus der Noth zu gerathen, glaubte Lieutenant de Bellay in der Ferne ein Licht wahrzunehmen. Er machte mich darauf aufmerksam und bei schärferem Hinsehen bemerkte ich auch

wirklich einen leuchtenden Punkt, der bald stärker, bald schwächer strahlte, zuweilen sich bewegte, dann wieder still stand, sich entfernte und näher kam.

„Lassen Sie uns darauf zureiten, Bellay," sagte ich. „Jedenfalls sind Menschen dort in der Nähe."

Wir trieben unsere Pferde an und immer das Licht als Ziel unseres Rittes nehmend, gelangten wir auf eine Art von Weg. Der leuchtende Punkt verlor sich wohl sekundenlang, kam aber wieder zum Vorschein und strahlte endlich so viel Helle aus, daß wir trotz des Unwetters deutlich ein Gebäude gewahrten, aus dessen Fenstern der Lichtschein drang, der uns geführt hatte.

Glücklich dem nassen Vergnügen entrinnen zu können, im Voraus schon die Annehmlichkeiten eines guten Abendessens und getrockneter Kleider, so wie eines Bettes genießend, eilten wir guten Muthes auf das Haus zu. So viel wir in der Dunkelheit zu erkennen vermochten, war es ein Edelhof, der wie alle Herrensitze aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert einer kleinen Festung glich, das heißt mit einem runden Thurme, hoch über dem Erdboden gelegenen Fenstern und einer crenelirten Mauer versehen war, durch welche ein niedrig gewölbtes, mit Fallgatter und eisernen Flügeln versehenes Thor führte. Daß dieses Thor geöffnet, das Fallgatter hochgezogen war, konnten wir bei dem Scheine einer achteckigen, großen Laterne erkennen, die in dem kleinen Hofe angezündet war.

Wir hielten es für vollständig gerechtfertigt, obenein als Soldaten des Königs, bei einem Edelmanne, — denn ein solcher war der Besitzer des Schlößchens jeden Falls, das große in Stein gehauene Wappen über dem Thor deutete es schon an — vorzusprechen und um ein Nachtlager zu bitten. In dieser Absicht näherten wir uns dem Thore; kaum hatten jedoch die Hufe unserer Pferde das Pflaster des

Hofes betreten, als plötzlich aus der Dunkelheit drei Männer in den Lichtkreis der Laterne traten. Es wurde uns ein gebieterisches „Halt!“ zugerufen und bei dem Scheine des Lichtes gewahrten wir die blitzenden Läufe dreier Hakenröhre, welche in Anschlag auf uns gerichtet wurden.

Wir hielten unsere Pferde zurück und ich rief den Wächtern, deren Köpfe mit Pickelhauben bedeckt waren, zu: „Meine Herren, wir sind Offiziere der königlichen Truppen, welche von Pignerol nach Paris zurückkehren. Wir haben uns verirrt und bitten um eine Stelle, wo wir unsere Kleider trocknen können.“

„Trocknen Sie Ihre Kleider an des Teufels Feuer, mein Herr, aber nicht in diesem Schlosse, so lange wir hier sind,“ lautete die unhöfliche Antwort. Das Betragen sowohl, als die Reden der drei Kerle kamen mir verdächtig vor. Ich sprengte also auf sie zu und rief:

„Ich bin der Colonel de Villebois von den Dragonern Prinz Condé, wollen Sie mich aus dem Regen in das Schloß lassen oder nicht?“

„Nein, mein Herr Colonel,“ entgegnete mir der eine Kerl, zugleich sein Rohr auf mein Haupt richtend. „Zügeln Sie Ihr Pferd, Herr von Villebois, oder ich blase Ihnen eine Kugel zwischen Stirn und Nase.“

„Das wollen wir sehen,“ rief ich und spornte mein Pferd dergestalt, daß ich mich mit einem Satze zwischen den Leuten befand. Mochte nun das Gewehr die Richtung verändert haben, oder das Kraut des Radschlosses vom Regen feucht geworden sein, der Schuß, der augenblicklich loskrachte, ging fehl und ich blieb unversehrt, da aber noch zwei Läufe mit Ladung bereit waren, hielt ich es doch für gerathen umzukehren. Außerdem hatte sich die Scene gleich nach dem Fallen des Schusses geändert. Wir sahen Lichter an den Fenstern sich hin- und herbewegen, hörten

Stimmen und bald kamen aus der zum eigentlichen Schlosse führenden Thür eine Menge Leute mit Lichtern, Pistolen und blanken Degen in den Händen.

Sie schienen sich förmlich auf einen Ueberfall vorbereitet zu haben und waren so kampfgierig, daß sie ihre Waffen schwangen, noch ehe sie ihre vermeintlichen Gegner bemerkt haben konnten, denn Bellay und ich hielten in dem finsteren Theile des Hofes, wo wir uns allerdings kampfbereit machten, die gezogenen Degen fest in die Faust, den Zügel zwischen die Zähne und in die linke Hand ein Pistol nahmen. Wir waren ebenso neugierig als muthig und sehr gespannt auf den Ausgang des Abenteuers. Derjenige, welcher geschossen hatte, lief, wie wir bei dem Scheine der vielen Lichter sehen konnten, auf einen hochgewachsenen Mann zu, der uns der Anführer zu sein schien. Er hatte Degen und Pistol in den Händen. Der Schütze erzählte mit lauter Stimme, wie er dem Befehle gemäß, frechen Eindringlingen das Weiterschreiten gewehrt und auf sie Feuer gegeben habe. Wir schwebten noch im Zweifel, ob wir es mit Reisenden, mit einer Schloßbesatzung oder mit Räubern zu thun hatten, als wir eine neue Gestalt aus dem Schlosse kommen sahen; dieser Mann hörte kaum meinen Namen von dem Schützen nennen, als er sogleich rief: „Meine Herren! kein Befehl kann mich veranlassen, den würdigen Colonel Villebois von meiner Schwelle zu weisen. Bleiben Sie, wo sie wollen, ich führe den Colonel in mein Haus.“

Er lief über den Hof, obgleich es noch regnete bis zu uns und schrie mich an: „He, Achille, kommt zu mir in's Schloß. Ihr sollt keinen Augenblick länger draußen stehen. Kennt Ihr mich nicht mehr? Henri de Bois-Ramé, Euer alter Waffengefährte.“

„Bois=Ramé?“ rief ich den Degen senkend und den Zügel fallen lassend. „Ihr seid es?“

„Gewiß, Ihr befindet Euch in meinem Schlosse Boismont.“

Ich hatte meinen alten Kameraden wieder erkannt. Eilig stiegen wir von den Pferden, Bois=Ramé rief Knechte herbei und führte uns auf das Schloß zu, während unsere Gäule in den Stall gebracht wurden. Wir mußten natürlich alle diese Bewaffneten passiren. Als wir den Flur betraten, stellte sich der Mann, den ich gleich für den Anführer gehalten hatte, mir entgegen.

„Mein Herr,“ sagte er mit schnarrender, unheimlicher Stimme, „wenn Sie, wie ich nun nicht länger bezweifeln darf, ein Officier des Königs sind, dessen Rock Sie ja tragen, so werden Sie wissen, was Befehl des Königs heißt. In diesem Sinne haben wir gehandelt. Herr von Bois=Ramé kann Sie in seinem Schlosse beherbergen, er hat es auf sich zu nehmen, aber ich rathe Ihnen zu bedenken: daß der Befehl unseres Monarchen, dem auch Sie gehorchen müssen, Ihnen aufgiebt, so lange das Erdgeschoß dieses Hauses zu meiden, als ich mit meinen Leuten in demselben sein werde. Aus diesem Grunde die scharfe und strenge Zurückweisung, die Sie erfuhren. Sie Oben — ich Unten.“

Mich verdroß der barsche Ton, das stolze, grobe Wesen des Mannes, der mir übrigens bekannt vorkam; und mich auf meinen Degen stützend, sagte ich sehr bestimmt: „Dem Befehle des Königs gehorchen alle Franzosen, mein Herr; aber es fragt sich, wer der Ausführer, der Träger solcher Befehle ist.“

„Ihr Freund Bois=Ramé, unser gemeinschaftlicher Wirth, hat die Ordre gesehen. Ich bin der Major von Saint=Mars.“

Nun hatte ich genug erfahren. Daher klang mir der widerliche Ton so bekannt, daher waren die Gesichtszüge mir nicht fremd. Es war ein Mann, mit dem ich einst zusammen im Dienste des Königs gestanden, ich sagte daher: „Wenn Sie derselbe Saint-Mars sind, der ehedem bei den Mousquetairs König Ludwig's XIII. diente, der jetzt zum Commandanten von Pignerol ernannt worden ist, dann sind wir alte Bekannte. Ich bin Achille de Villebois."

Der Tölpel maß mich mit seinen grauen, stechenden Augen von unten bis oben, drehte sich dann auf dem rechten Hacken herum und ging in das Zimmer des Erdgeschosses, indem er grob mir zurief: „Ich liebe es nicht, verjährte Bekanntschaften zu erneuern." Damit warf er die Thür ins Schloß.

Bois-Namé beruhigte mich, was ihm schnell genug gelang, und bald saßen wir in seinem traulichen Stübchen. Das Unwetter hatte nachgelassen und eine erquickende Luft wehte zu uns herein. „Aber sagt mir, Henri," fragte ich, „was soll das Alles bedeuten? Euer Haus von den Leuten des Saint-Mars vollständig in Beschlag genommen — wie eine eroberte Feste behandelt — mit Posten umstellt —, der Major mit königlicher Ordre ausgerüstet — wozu das Alles? Was geht denn vor? Harleville wußte mir schon nicht genug zu erzählen von Geheimnissen, die er wittern wollte, und solchen Geschichten. Warum darf Niemand das Erdgeschoß betreten? Bleibt der Major lange hier?"

Bois-Namé hob sein Glas in die Höhe, hielt es gegen das Licht und blickte mit halbgeschlossenen Augen durch den Wein. „Es sind allerdings Geheimnisse," sagte er, „und zwar recht wunderliche, die Ordre des Königs, wonach alle Edelleute ihre Wohnung dem Major auf seiner Reise zur Verfügung stellen müssen, die Umstellung der

Häuser mit Posten, die Berufung des Saint-Mars nach Pignerol, — Alles das hat seinen guten Grund."

Ich wurde immer neugieriger. „Und kann man ihn nicht erfahren?"

Bois-Ramé sah sich um, dann legte er seine Arme auf den Tisch, beugte sich zu uns herüber und flüsterte: „Ich sage Euch Etwas, wovon Ihr nicht reden dürft, ohne die Gewißheit zu haben, in die Bastille oder nach Vincennes spazieren zu müssen: Saint-Mars escortirt einen Gefangenen."

„Ah" — rief ich. „Welchen?"

„Das ist die Frage."

„Es wäre nichts Neues."

„Dieser Gefangene ist etwas Neues."

„Etwa ein Türke oder Indianer?

„Nein."

„Ein Weib?"

„Wer kann es wissen?"

„Sie sind ebenso räthselhaft als Saint-Mars, lieber Henri. Man muß doch sehen können, wie die Züge, die Gestalt des Gefangenen beschaffen sind."

„Ha — ha — das ist es eben. Da liegt das Räthsel, die Unthat, die Neuigkeit, das Geheimniß, denn der Gefangene des Herrn von Saint-Mars kann sein Gesicht nie zeigen, weil er eine Maske trägt, die sein Antlitz vollständig bedeckt."

Wir blickten erstaunt den Erzähler an.

„Dieser geheimnißvolle Gefangene ist es, um dessentwillen Saint-Mars zum Major ernannt, aus der Dunkelheit hervorgezogen wurde, er ist es, den der finstere Kerkermeister auf die Citadelle von Pignerol bringen soll, wo Saint-Mars zum Commandanten ernannt, sich nun mit ihm einschließen wird. Kein Mensch darf sich nahen, so

lange der Maskirte in einem Hause ist, daher die strenge Wache."

„Aber," fragte ich immer erstaunter, „woher kommt der Gefangene?"

„Niemand weiß es. Die Leute, welche Saint=Mars bei sich hat, sind rohe, fast thierische Wächter. Keiner verräth ein Wort. Er selbst ist eine so mystische Person, daß er froh sein mag, wenn Niemand ihn anredet. Er sagt: er komme aus dem Berry, aber ich weiß, er kommt aus der Gegend von Dijon, dort mag er wohl den Gefangenen abgeholt haben. Es ist sicherlich ein furchtbares Staatsgeheimniß, welches der Major hütet; aber vergebens zerbricht man sich den Kopf. Im ganzen Lande ist kein hochgestellter Mann verschwunden, und die Maske muß eine gefährliche Aehnlichkeit bergen, um welche der König genau weiß, denn alle Ordres sind von des Monarchen Hand ausgestellt."

„Und habt Ihr die Maske gesehen?"

„Ja."

„Bois=Namé," sagte ich, „ich muß diesen merkwürdigen Gefangenen auch sehen."

„Seid Ihr toll?"

„Nein. Ich muß ihn sehen. Wenn Ihr mir nicht dazu behülflich seid, so renne ich hinab, sprenge mit dem Degen in der Faust die Saalthür und stürze zu Saint=Mars in das Gemach; was daraus entsteht, ist Eure Schuld."

Ich erhob mich, und Bois=Namé, der Unheil fürchtete, ward endlich bestimmt, mir meinen Willen zu thun.

„Ich bitte Euch aber, mich nicht unglücklich zu machen. Hört denn. Von meinem Zimmer aus geht ein alter, dreifach sich windender Gang bis an den großen Erdgeschoß=Saal, in welchem Saint=Mars und sein Gefangener in diesem Augenblick speisen. Die Thür, die von dem Gange

aus in den Saal führt, wird durch ein großes Gemälde, Heinrich II. darstellend, verdeckt. Zieht Eure Stiefel aus und Socken an, dann geht durch die kleine Pforte in den Mauergang, Ihr könnt nicht fehlen. Wenn Ihr unten angekommen seid, werdet Ihr ein Paar kleine Oeffnungen in der Thür bemerken; da wo auf dem Bilde sich das Gürtelschloß des abgemalten Königs befindet, ist der Ort zum Einbringen des Schlüssels, von hier aus könnt Ihr den Saal überschauen. Macht kein Geräusch — seid vorsichtig und verschwiegen — ich wasche meine Hände in Unschuld."

Fünf Minuten später befand ich mich, auf Socken gehend, in dem geheimen Gange. Ich ging langsam, schleichend die enge Mauerspalte entlang, durch deren schießschartengleiche Oeffnungen mir der Zugwind um den Kopf brauste. Endlich fühlte ich, daß ich auf eine Holztreppe gerieth, während ich vorher Steinquadern betreten hatte, offenbar näherte ich mich dem Ende. Ich stieg leise bis zu der bezeichneten Thür, sie mußte es sein, denn durch zwei kleine runde Oeffnungen fielen matte Lichtstrahlen. Ich beugte mich nieder und sah nun ziemlich bequem in den großen Saal, woselbst ich denn auch einen seltsamen Anblick hatte. Etwa dreißig Schritte von meinem Posten entfernt sah ich einen reich gedeckten Tisch, auf welchem neben köstlichen Speisen, silbernen Geschirren und funkelnden Gläsern zwei vergoldete, fünfarmige Leuchter mit brennenden Kerzen standen. An dem Tische saßen Saint-Mars, sein Lieutenant, ein durch Trunk bis zum Blödsinn herabgekommener Mensch, und drittens ein herrlich gewachsener junger Mann. Der Letztere war in braunen Sammet gekleidet, kostbare Spitzen quollen aus den Aermeln, dem offenen Wamms hervor und fielen als Kragen auf die Schultern, Ringe blitzten an den Fingern, reiches Haar

wallte um sein Haupt — aber das Antlitz war unkenntlich, denn eine schwarze Sammetmaske bedeckte es vollständig. Der Gefangene trug diesen Sarg seines lebenden Ichs mittelst eines feinen, über den Kopf laufenden Stahlbandes im Nacken befestigt, woselbst ich ein Schloß gewahrte. Die Maske, welche gleich dem Visir eines Helmes das Gesicht umgab, hatte bewegliche Kinnstücke, wodurch Sprechen, Essen und Trinken leicht möglich gemacht waren, ohne daß der Mann nöthig gehabt hätte, die Larve abzunehmen.

Die seltsame, unheimliche Erscheinung des maskirten Gefangenen hatte mich so angezogen, daß ich nicht auf die Unterhaltung Acht gab, welche die Tischgenossen unter einander führten; auch durfte oder wollte ich keinen Augenblick verlieren, der mir zur Betrachtung vergönnt blieb. Ich vermeinte immer, die Maske durchdringen zu können, oder ich hoffte, es würde dem Gefangenen die Erlaubniß ertheilt werden, sein Gesicht von der Fessel zu befreien — umsonst. Die Larve blieb fest geschlossen, und ich konnte nur mit großer Anstrengung die Blitze der feurigen Augen sehen, welche aus der schwarzen Bekleidung hervorschossen; dennoch hörte ich einzelne, abgebrochene Sätze sprechen, und die Stimme des Verlarvten klang so edel, so wohllautend, daß ich bekennen muß, nie ein angenehmeres Organ vernommen zu haben. Ich bemerkte zu meinem Erstaunen, daß die zwei, den Tisch bedienenden Soldaten stets in einer fast unterwürfigen Stellung dem Maskirten nahten, daß Saint-Mars ihm das Essen servirte, den Wein einschenkte und jede Anrede, die er zu machen hatte, mit tiefer Verbeugung begleitete. Es mußte also ein Mann von Stande sein, der hinter der Maske steckte; er mußte sogar hoch — sehr hoch im Leben, in der Freiheit gestanden haben, denn seine Wächter bezeigten ihm die größte Ehrfurcht, das sah ich bei jeder Ge-

legenheit, wo es sich um eine Annäherung handelte; ich sah aber auch, daß ein furchtbares Geheimniß diesen unglücklichen Mann zu einem lebendig Begrabenen und zu einem Wesen gemacht hatte, welches, gleich einer wilden, im Käfige noch gefährlichen Bestie, bewacht wurde; so sanftmüthig er auch erschien; diese Ansicht ward mir durch vier schwere, auf dem Tische in Bereitschaft liegende Fauströhre und Pistolen zur Gewißheit, von denen zwei neben dem Teller des Saint-Mars, zwei neben dem seines Lieutenants lagen, und die offenbar bestimmt waren, den Maskirten, oder doch Jemanden, der zu seiner Befreiung herbeieilen würde, sofort niederzuschießen, wenn kein Mittel übrig bliebe. Ich ward von dem Eindrucke dieser unerhörten Gewaltthat, an einem Manne vollzogen, dem die Geburt wahrscheinlich eine der höchsten Stellen in der menschlichen Gesellschaft angewiesen hatte, dergestalt überwältigt, daß ich unwillkürlich einen Seufzer ausstieß. So entfernt nun auch mein Posten von dem Tische war, so mußte dieser Laut des Unwillens dennoch bis zu dem Ohre des Gouverneurs gedrungen sein, denn er erhob sich blitzschnell, faßte ein Pistol und einen Leuchter und schrie: „Wer da?“ Zugleich sah ich, wie der Lieutenant mit der Ruhe eines Kannibalen, der an Mordscenen gewöhnt ist, eines seiner Feuerröhre auf den Gefangenen richtete, welcher regungslos, ergeben in sein Schicksal, auf dem Sessel blieb.

Saint-Mars lief durch den Saal, schlug mit dem Pistolenkolben gegen alle Wände und rief: „Wer ist hier? Ich schieße! Heraus, Spione!“ Ich hielt den Athem an, aber da die Thüre, hinter welcher ich stand, durch ein Bild verdeckt war, fiel sie dem Suchenden nicht auf. Er blieb nicht weit davon stehen und rief dem Lieutenant zu: „Was war das? Mir schien es, als hörte ich einen Seufzer oder einen Ruf! Ich rathe es Niemandem, den Neugierigen zu

spielen, er würde sein Hirn suchen müssen, denn ich schmettere es ihm aus.“ Da ich mir wohl sagte, daß ich bei einer Entdeckung den Kürzeren ziehen müßte, so hielt ich es für gerathen, so leise als möglich meinen Rückzug anzutreten; bleich und aufgeregt kam ich in das Zimmer Bois=Ramé's zurück, der mich in Bellay's Gesellschaft ängstlich erwartete. „Nun?“ sagte er, „was haltet Ihr davon?“ „Ich bin starr,“ entgegnete ich — „meine Gedanken sind noch nicht geordnet.“ „Was meint Ihr, wenn die Maske abfiele und vor uns stände — — —“

Bis hieher hatte Villebois erzählt; gerade als er die letzten Worte aussprach, wurde die Thüre des Zimmers mit heftigem Rucke und Geräusche aufgerissen, laut schreiend fuhr die Gesellschaft auseinander — in das Zimmer trat ein schöner, junger Mann, gekleidet in die Uniform eines Dragoner=Offiziers.

„Himmel, ist dies der räthselhafte Mann?“ rief Frau von Saint=Ibal.

Susanne Tardier aber fühlte auf's Neue ihr Herz schlagen; dieser schreckliche Abend war bestimmt, sie alle Qualen der Folter durchmachen zu lassen, denn wenig Schritte von ihr stand ihr Sohn: Saint=Croix; nur einige Fuß entfernt saß der Vater ihres Kindes: Saint=Laurent. In irgend einem Winkel des Hauses kauerte sicherlich die unheimliche Gestalt Lachaussée's, bereit, eine kühne, unheilvolle That zu wagen. An dieser Stelle waren sie Alle vereinigt, die in das Geheimniß verflochten; gleich der zerschmetternden Lawine konnte auf die Häupter der Schuldbewußten das Gewicht der Entdeckung fallen.

„Aber Lieutenant,“ rief Penautier, „welcher böse Geist plagte sie denn, uns so zu erschrecken? Wir erwarteten Sie nicht mehr.“

„Verzeihung," sagte Saint-Croix, „ich hatte eine unvermuthete Abhaltung. Habe ich Sie erschreckt?"

„Wir hörten eben eine Spukgeschichte erzählen," scherzte Penautier, „als Sie im entscheidenden Augenblicke das Zimmer betraten."

„Ich bedauere sehr."

„Erlauben Sie, daß ich Sie den Herrschaften vorstelle. Meine Damen und Herren, dies ist der Herr Lieutenant von Saint-Croix."

Die Anwesenden betrachteten den Gast Penautier's mit sehr verschiedenen Empfindungen. Claude Damarre ballte unwillkürlich die Fäuste, als er den Mann vor sich sah, der seinen Sohn in die ärgerliche Geschichte der Straße La Bourbe verwickelt hatte. Susanne weinte, sie zerdrückte verstohlen eine Thräne der Mutterliebe und der weiblichen Angst; Saint-Laurent's Hand fuhr krampfhaft zum Herzen, er richtete die Augen fest auf den Bastard und kniff die Lippen zusammen, dann suchten seine Blicke Susanne, die ihm dieses Mal nicht auswich; die Nähe der Gefahren hatte die zarte Frau gestählt. Penautier schien stolz auf seinen Freund, Villebois blickte den jungen Officier, dessen muthige Thaten schon bekannt waren und ebenso, wie seine Ausschweifungen erzählt wurden, wohlwollend an; die übrigen Herren schüttelten die Köpfe über die gemischte Gesellschaft, die man bei Penautier fand, und die Damen flüsterten, neugierig lächelnd, einander zu: „Das ist der Geliebte der Brinvilliers. Sie hat keinen schlechten Geschmack, denn er ist sehr schön." Der Gegenstand aller dieser, ihm gänzlich unbekannten Empfindungen hatte sich gleich in die Unterhaltung geworfen, er plauderte, wie ein jeder Stutzer und Cavalier seiner Zeit that, ohne sich im Geringsten fremd oder befangen zu fühlen.

Weit befangener waren die drei Personen, welche an

Saint=Croix Interesse nehmen mußten. Damarre drängte zum Fortgehen, Saint=Laurent wollte um jeden Preis Susanne noch einmal sprechen, und die Herzogin wünschte sehnlichst, wenigstens ein Wort mit dem Sohne wechseln zu können, den sie auf ewig verläugnen mußte.

„Wissen die Herrschaften das Neueste?“ sagte plötzlich Saint=Croix.

„Nun, was ist es?“ fragten Alle durcheinander.

„Heute Abend um neun Uhr ist Herr Fouquet, der bisher in der Bastille gefangen saß, aus seinem Gefängnisse geholt worden, um in einen anderen Kerker gebracht zu werden.“

Diese Neuigkeit verursachte große Sensation, das Schicksal Fouquet's interessirte allgemein.

„Und wohin transportirt man ihn?“ fragte Brancas.

„Herr von Artagnan eskortirt ihn auf die Citadelle von Pignerol.“

Jeder in der Gesellschaft horchte auf, denn die Erzählung Villebois' hatte mächtig erregt.

„Dann kommt er unter strenge Aufsicht,“ sagte Saint=Ibal, „denn Herr von Saint=Mars ist ein schlimmer Wächter.“

„Herr von Saint=Mars hat dann zwei wichtige Gefangene,“ warf der Lieutenant keck hin.

„Meine Herrschaften, hier kommt prächtiger, soeben aus Hollaud geschickter Kaffee,“ rief Penautier ängstlich, laut, und glücklich ein Mittel gefunden zu haben, die Unterhaltung von dem gefährlichen Gegenstande ablenken zu können.

„Gaudin,“ flüsterte er im Vorbeigehen dem Lieutenant zu, „Saint=Laurent will die Stelle nicht abgeben.“

„Sie scherzen.“

„Penautier,“ sagte Saint=Laurent leise zu dem General=

Controlleur, „ich habe Gründe, Sie zu bitten, einige Augenblicke den Herzog Damarre zu fesseln. Sie wissen, die Geschichte im Wappen von Paris, mit dem Lieutenant —"

„Hm. Was geht das Sie an?"

„Mehr als Sie glauben. Der junge Sallenches ist auch dabei gewesen. Ein Auftrag seines Vaters — —"

„Ach — so. Ich verstehe." Er ging zu Damarre.

Saint-Laurent's Augen suchten Susanne, er richtete flehende Blicke auf die blasse Frau, und als er sah, daß die Herzogin auch ihn betrachtete, gab er einen Wink mit den Augen, wobei er langsam das Zimmer verließ. Susanne hatte ihn verstanden. Er wollte sie sprechen, vielleicht ein neues Unglück, aber heute sollte sie Alles ertragen lernen. Die ängstliche Stimmung wich, sie folgte dem Manne, der sie um ihre Ruhe gebracht, und mit einer ihr ungewohnten Kühnheit, die Bilder betrachtend, die größte Gleichgültigkeit heuchelnd, während ihre Pulse schlugen wie im Fieber, gelangte sie aus dem Zimmer. Der Speisesaal war verlassen, und als sie ihn betrat, sah sie, wie Saint-Laurent in das mit Gewächsen gefüllte Vestibule huschte. Auf die Gefahr hin, gesehen zu werden, eilte sie ihm nach — vielleicht galt diese Unterredung dem Wohle ihres Sohnes, der den süßen Namen: Mutter nie zu ihr aussprechen durfte. Wer wollte übrigens etwas Auffälliges darin finden, wenn sie mit Saint-Laurent in dem Wintergarten war? Noch einige Schritte, und von den Gebüschen, die in reichverzierten Kübeln stehend, eine dichte Laube bildeten — gegen Lauscher ganz verdeckt — sahen sich die Beiden einander gegenüber.

„Susanne," rief Saint-Laurent leidenschaftlich, „hier — hier finden wir uns wieder."

„Pierre, es ist ein wundersames Schicksal. In diesen Kreis, wo ich Sie wiederfinden muß, tritt unser Sohn,

das Pfand der Liebe, die Sie mir geschworen und nicht gehalten.“

„Schmettern Sie mich nicht durch Vorwürfe nieder, lassen Sie mich Ihre Hand fassen — Verzeihung erflehen.“ Die Herzogin entzog ihm die Hand nicht. „Denken Sie, was ich empfand, als ich Sie wiedersah.“

„Vergeuden wir die Zeit nicht mit leeren Reden, Pierre. Was wollen Sie thun? Gaudin muß gerettet werden.“

„Ich fürchte, er ist halb verloren, lassen Sie ihn weiter schreiten.“

„Wie? Sie wollten nicht Ihr — mein Kind von dem Wege, dem gefahrvollen Wege, auf welchen Jugend, Schönheit und Ihre Gleichgültigkeit gegen ihn den Verlassenen gebracht, zurückziehen? Oh! ich hielt Sie noch für den gefühlvollen Anbeter von Susanne Tardier — verzeihen Sie.“

„Aber bedenken Sie meine Stellung, ich bin —“

„Es giebt keine Rücksicht auf Stellungen, wenn das Glück eines Menschen — eines Kindes davon abhängt. Jene Marquise von Brinvilliers ist das Verderben unseres Sohnes. Entfernen Sie Gaudin.“

„Aber wie?“

„Er hat gewaltige Schuldenlasten, die Brinvilliers ist ohne Credit, Wucherer belagern ihre Schwelle. Kaufen Sie seine Verschreibungen, Sie haben ihn dann in Händen. Wenn er nicht zahlen kann, muß er thun, was Sie begehren.“

„Das ist Wahnsinn, Susanne. Ich würde mich blosstellen — Jedem gegenüber, dem ich dieses Geschäft antrüge.“

„Sie sind ledig — ein freier Mann.“

„Aber meine Stellung und dann — wissen Sie, glauben Sie nicht, daß ich von Feinden umringt bin? Einen

brachte ich glücklich, durch Hülfe der Umstände bei Seite, aber der Zweite droht mir noch. Er ist bei Ihnen, in Ihrem Hause. Nur wenn ich ihn beseitigt habe — —"

„Lachaussée?" rief die Herzogin. — „Er ist es. Dieser Bandit, dieser Alp meines Daseins, er weiß Alles, hat Beweise; so lange er mich peinigen kann, bin ich nur ein halber Mensch. Er muß fort, Susanne."

Das Wort versagte der Herzogin vor Grauen und Schrecken, als in diesem Augenblicke sich dicht vor ihr der Boden öffnete und aus der Tiefe, gleich einem Dämon der Unterwelt, die Gestalt Lachaussée's emporstieg. Bleich und mit zerzaustem Haare, sein Pistol in der Rechten, stand der fürchterliche Diener zwischen Susanne und Saint-Laurent.

„Hebe Dich weg, Satan," rief der Sieur.

„Schreien Sie nicht so laut, Herr General-Controlleur," sagte Lachaussée mit dumpfer Stimme, „die Gesellschaft würde sonst herbeigelockt. Ich will Ihnen nur sagen, daß Sie mich nicht so schnell beseitigen werden, als Sie hoffen. Für Ihr Verderben ist übrigens auch nach meinem etwaigen Tode gesorgt. Heute bin ich nur gekommen, um mein Geld einzukassiren, welches Sie mir versprachen. Heute habe ich den Anfang gemacht mit der Verfolgung. Wo Sie sein werden, bin auch ich. Ich wußte, daß Sie dieses Haus betreten würden, schon seit mehreren Stunden laure ich Ihnen auf, Susanne weiß es; Sie sind nirgends sicher vor mir, als in der unmittelbaren Nähe des Königs; wohin Sie sich wenden — ich eile Ihnen nach."

„Aber Hund — Scheusal," rief Saint-Laurent. „Weshalb? ich gebe Dir Geld, ich will Dich unangerührt lassen, wozu die Jagd? die Verfolgung?"

„Ich liebe es so, mich an Ihrer Angst zu weiden. Lassen Sie es doch zum Scandal kommen. Wenn ich Sie schonte, so war es um Dieser willen," er zeigte auf Su-

sanne. „Ich werde Sie bis Rheims, bis an das Ende der Welt verfolgen, denn Sie wollen mich ja verderben. Herr von Saint-Laurent: Einer von uns bleibt auf dem Platze. Für heute: Mein Geld, oder ich plaudre morgen früh."

„Ich habe Nichts bei mir als erbärmliche zehn Dukaten."

„Zu wenig. Meine Genossen verlangen Geld. Sie kennen unser Abkommen, aber halt — Sie tragen einen kostbaren Ring an Ihrem Finger. Geben Sie ihn. Wenn Sie bei Kasse sind, lösen Sie ihn wieder aus."

Saint-Laurent streifte den Ring vom Finger und reichte ihn dem Banditen. „So — nun verschwinde ich wieder. Achten Sie auf das, was Susanne Ihnen sagte: Retten Sie Gaudin aus den Händen der Brinvilliers — sonst — — Es steht viel Unheil am Himmel. Gute Nacht Susanne." Er verschwand in die Vertiefung. Die Beiden starrten ihm nach, sie glaubten ein Gespenst gesehen zu haben, aber ehe noch das stumme Entsetzen dem Worte weichen konnte, hörten sie schon die Gesellschaft.

„Auf Susanne, sei vorsichtig," flüsterte Saint-Laurent, die Herzogin schnell zu einer Statue führend.

„Sieh — sieh," lachte Damarre. „Da bist Du Frau? mit dem ehrenwerthen Vertreter der Geistlichkeit im Stelldichein?"

„Ja," entgegnete Saint-Laurent. „Ich nahm mir die Freiheit, der Frau Herzogin einige dieser Antiken zu erklären, für welche sie großes Interesse zu haben scheint."

„Das Erste, was ich höre," sagte Damarre. „Nie hat sie sonst danach gefragt. Wenn es noch Blumen wären?"

„Ich wollte mir die Büsten ansehen und Herr von Saint-Laurent ward bereitwillig mein Führer," sagte Susanne. Der Lieutenant von Saint-Croix trat auf sie zu.

„Verzeihen Sie Frau Herzogin, ich fand soeben dort

am Boden, in der Oleander-Laube diese Kapsel. Sie war geöffnet und da ich in derselben das Miniaturbild des jungen Herzogs René Damarre gewahrte, schloß ich, daß es die Ihrige sein müsse."

Susanne ergriff hastig die Kapsel, welche bei dem Schreck über das Erscheinen Lachaussée's eine heftige Bewegung des Armes von dem Goldreifen, an dem sie hing, losgerissen haben mußte.

„Ich danke Ihnen, mein Herr," sagte sie, leise die Hand Saint-Croix's drückend. Sie richtete einen Blick voll unendlicher Wehmuth und stiller, zärtlicher Mutterliebe auf dieses verläugnete, einsam dastehende Kind, sie wollte ein Wort sprechen, sie wollte „Gaudin!" rufen — aber Damarre trat hinzu.

„Susanne," sagte er, „Lauchaussée ist mit dem Wagen unten."

„Herr Herzog," sagte Saint-Croix. „Ich habe mich heute noch nicht entschuldigt wegen der Angelegenheit, in die ich Ihren Herrn Sohn — —"

„Lassen Sie das, mein Herr," entgegnete barsch der Herzog ihm den Rücken wendend. Die Gäste verabschiedeten sich von Penautier.

„Dieser Damarre ist ein rechter Landbaron," sagte Saint-Croir zu Penautier. „Aber seine Frau scheint eine liebenswerthe Dame zu sein. Ich fühle mich zu ihr hingezogen." Penautier lachte.

„Sie war sehr schön. Heute ist sie zu alt für Gaudin von Saint-Croix."

„Sie sind ein Unverschämter," sagte Gaudin heftig. „Ich wollte die fatale Geschichte im Wappen von Paris wäre nicht vorgefallen; sie hat mir den Eintritt in das Hôtel Damarre verschlossen. Ich hätte in jener Familie heimisch werden können."

„Bleiben Sie im Hôtel Aubrey," scherzte Penautier frivol.

Saint-Laurent trat ein, um sich zu verabschieden.

„Sind Sie mit meiner Bewirthung zufrieden gewesen?" fragte Penautier.

„In jeder Beziehung. Ihr Haus ist reizend. Sagen Sie doch, Herr College," fuhr Saint-Laurent fort, „die Souterrains haben wohl eine große Ausdehnung? ich höre, Sie unterhalten auch bedeutende Weinlager."

„Ei ja. Die Keller dieses alten Gebäudes, welches einst die Grafen von Nevers erbauten, erstrecken sich bis zur Straße Francs Bourgeois."

„Dann stehen Sie also, wie mir Ihr Haushofmeister sagte, mit den Steinbrüchen in Verbindung."

„Das ist richtig. Von meinen Kellern aus kann man eine unterirdische Wanderung antreten. Wenn Sie Lust haben, machen wir eine Partie. Es ist das ein Uebelstand, denn die Steinbrüche wimmeln von Gesindel; ich kann aber nicht alle Schlupflöcher vermauern lassen."

„Aus den Steinbrüchen ist er hiehergekommen," sagte Saint-Laurent zu sich selbst. „Vielleicht kann man ihn in der Nacht dieser Gewölbe begraben."

Er grüßte Saint-Croix artig, aber kalt, reichte Penautier die Hand und ging.

„Hat er mit Euch wegen des Vorfalles im Wappen von Paris gesprochen?" fragte Penautier den Lieutenant.

„Er hat kein Wort mit mir gewechselt."

„Sonderbar, er wollte mit Ihnen darüber sprechen. Ein seltsamer Mann dieser Saint-Laurent. Ich beobachtete ihn heute genau, und er schien mir einige Male so plötzlich verstört — hm. Er muß mir die Stelle ablassen — mir scheint, er hat genug andere Dinge zu ordnen, als die Kassen der Geistlichkeit."

Eine Verhaftung auf dem Pont-Neuf.

Es war ein sonnenheller Nachmittag des Jahres 1665, also etwa sieben Monate nach den soeben erzählten Begebenheiten. Auf dem Carrefour du Châtelet wimmelte es von Müßiggängern, Bettlern und Gauklern. Der Platz, welcher sich vom Châtelet bis zur sogenannten „Passage" erstreckte, bot einen weiten Raum dar, um große, durcheinanderwogende Menschenmassen aufzunehmen. Schon damals lag ein Theil des Châtelet, welches jetzt ganz verschwunden ist, in Trümmern, und das ehemalige alte, gefürchtete Schloß wurde als Durchgang benutzt, wenn man vom Pont au Change zur Straße St. Denis gelangen wollte. Da hier ein fortwährender Verkehr herrschte, hatten sich zahlreiche Handelsleute in der Nähe des halbverfallenen Gebäudes niedergelassen, die alten Mauern, Nischen und Stufen benutzt, um zwischen oder auf ihnen Krambuden und kleine Läden mit Erfrischungen zu etabliren. Wenn Bürgerfamilien oder Pflastertreter die Kunststücke eines Seiltänzers bewundert, die Erklärung eines Ausrufers gehört oder ein wildes Thier begafft hatten, dann gingen sie zu einer dieser Buden, um sich durch den Genuß der ausgebotenen Dinge zu stärken.

An jenem Nachmittage trat, aus dem dichten Menschenhaufen, der sich vor dem Zelte eines Taschenspielers versammelte, hervorschlüpfend, ein ziemlich gut gekleideter Mann zu der Bude Meister Bertollet's des Liqueurhändlers. Der Mann sah vorsichtig rings umher, dann warf er sein Geldstück auf das Zahlbrett und rief: „Ein Spitzglas voll Dominicaner!" Man nannte so eine Art von Getränk, welches in einer, den Dominicanern gehörenden kleinen Fabrik bereitet wurde.

„Ah — sieht man Euch endlich ein Mal wieder, Herr Morel," rief Bertollet, aus dem Hintergrunde seiner Bude tretend. „Ihr lebt, wie es scheint, ganz Eurer geheimen Kunst."

Morel fuhr auf und blickte den Fragenden sehr unwillig an. „Ihr habt wohl großes Verlangen nach mir, Herr Bertollet," brummte er, „ich arbeite allerdings mehr wie ein Boutiquenbesitzer." Er stellte bei diesen Worten zwei große Blechflaschen, die er unter den Armen getragen und vor der Zahlung abgesetzt hatte, auf den Tisch.

„Um Gottes willen, bleibt mit Euren Mixturen hier fort," rief der Schankwirth. „Ihr braut gewiß wieder Gifte."

„Redet nicht solche Albernheiten."

„Na — Ihr seid mit Eurem alten Ausstopfer, dem tollen Huet, noch ziemlich glatt fortgekommen, als sie den Italiener bei Euch verhafteten."

„Was geht's mich an," brummte Morel. „Mitgefangen — mitgehangen. Aber ich war an jenem Abende gar nicht im Hause, folglich konnten sie mir Nichts anhaben."

„Der Alte ist wieder obenauf. Nicht wahr?"

„Hm — wie man's nehmen will. Er ist einsilbig geworden. Seit der junge Herzog René Damarre der Tochter den Kopf verdreht hat und nun ihr davongelaufen ist, spricht er wenig — aber er zahlt gut, und ich bin Herr im Hause, wenn ich nur erst die stille Frau Brunet entfernt hätte."

„Ja, Jeder lebt in Sorgen um sein Bischen Brod. Hm — hm — hm —. Also man hat von dem jungen Herzoge Nichts gehört, man weiß gar nicht, wo er sich befindet?"

„Man glaubt, er werde bald ein Mal wieder kommen. Der junge Herzog soll ein scharfer Kopf sein. Er hat

seinen Eltern schriftlich Lebewohl gesagt und gemeint, er könne sich als Rechtsgelehrter seine Stellung in der Welt machen, ohne des adligen Vaters zu bedürfen. Die Mama hat geweint — geschrieen, aber der Alte, der strenge Herzog blieb unerbittlich und hat dem Liebhaber der schönen Amande die Thür des Hôtel Damarre vor der Nase zugeschlossen."

„Ja — es gehen tolle Dinge vor. Mein Freund Lachaussée ist auch verschwunden?"

„Ha ha!" lachte Morel, „der gute Junge. Gleich nach dem Abzuge des jungen René schnürte Lachaussée sein Bündel. Er wollte nicht ohne den Junker im Hause bleiben."

„Possen," sagte Bertollet, „ich weiß, daß aus früheren Zeiten allerlei wunderliche Gerüchte über Freund Lachaussée umherliefen. Es ist ganz klug von ihm gewesen, daß er dem Hôtel den Rücken wendete. Ah — da kommen neue Gäste."

Die Personen, welche Bertollet als seine Gäste begrüßte, waren vier Sergeanten des hochlöblichen Polizeigerichts von Paris. Sie hatten ihre Pferde in einiger Entfernung von Bertollet's Bude festgebunden, wo ein Obstverkäufer die Aufsicht übernahm.

„Bertollet schnell, vier Liqueure," rief der Erste.

„Sogleich, meine Herren."

Morel, der eine unüberwindliche Abneigung gegen Diener der Gerechtigkeit hatte, wendete sich von den Sergeanten und nahm seine Blechflaschen herab, was ihm zugleich Gelegenheit bot, seine Gesichtszüge möglichst verbergen zu können. Er band die Flaschen mittelst eines Strickes zusammen und wollte sich soeben entfernen, als er deutlich den Namen „Saint-Croix" flüstern hörte. Der Gauner wurde aufmerksam. Die Sergeanten waren ihm gleich bei ihrer Ankunft sonderbar vorgekommen, sie schienen auf

Fang auszugehen; aber wenn sie irgend welche Persönlichkeit in dem Bereiche des Platzes aufstöbern sollten, würden sie nicht in voller Amtstracht, zu Pferde gekommen sein. Was wollten sie also? Der Name Saint=Croix war von einem der Häscher dem Andern zugeflüstert worden, und Morel's Angst vor dem Lieutenant regte sich wieder. Er glaubte sich auf's Neue verfolgt, obwohl er sorgfältig verborgen im Hause Huet's gelebt und den Lieutenant höchstens aus der Ferne beobachtet hatte. Ohne Zweifel, so wähnte er, hatte doch Saint=Croix die Häscher hierher bestellt.

Morel beschloß zu spioniren. Das Menschengewühl war dicht und groß, unter diesen Massen erblickte Morel genug Bekannte, sie grüßten ihn verstohlen, aber alle diese trauten dem Gauner nicht. Endlich gewahrte er einen Limonadenhändler, dessen zweirädriger Karren eine Art von Schutzwand besaß, an welcher die Kannen und Becher hingen.

„Guten Tag, Civadier," sagte Morel.

„Guten Tag, Morel," erwiederte der Limonadenhändler, der nach Allem zu schließen, neben seinem Handel mit Erfrischungen auch andere Gewerbe trieb.

„Hast Du Zeit, Civadier?"

„Ja, wenn ich den Platz nicht verlassen darf?"

„Du sollst mir nur den Gefallen thun und mit Deinem Karren hier, dicht neben der Bude Bertollet's verweilen, Du mußt ferner gestatten, daß ich mich während der Zeit hinter der Schutzwand Deines Karrens aufhalten darf."

Civadier blinzelte. „Ich bleibe. Ein kleines Geschäft, he? Morel sage."

„Kann sein."

Civadier führte seinen Karren neben die Bude Bertollet's, Morel schlüpfte hinter die Schutzwand, durch deren Fugen und kleine Löcher er die Ereignisse vor der Boutique

des Schankwirths beobachten und zugleich jede dort geführte, nicht allzu leise Rede vernehmen konnte.

„Limonade! Limonade!" schrie Civadier, indem er mit einer großen Handglocke läutete.

„Liqueur! Liqueur!" rief der Kellner Bertollet's, welchem die Nachbarschaft des Limonadenhändlers sehr unangenehm war.

Indessen sammelten sich Leute um den Karren Civadier's — was Morel ganz willkommen sein mußte, der desto ungestörter seinen Posten einnehmen konnte. Er hatte wohl eine Viertelstunde daselbst gestanden, als er aus dem Gange des alten Châtelet einen Gefreiten oder Exempt, der hoch zu Pferde saß, im Trabe auf den Carrefour sprengen sah. Der Reiter suchte mit den Augen umher und hatte kaum die vier Sergeanten an der Bude Bertollet's bemerkt, als er, ohne auf die Schimpfreden der Menge zu achten, quer über den dicht gefüllten Platz ritt und seine Leute anrief. Morel beugte den Kopf vor und verstand den Ruf: „Eilt Euch, sie kommen!"

Der Gauner wußte nun, daß die Häscher nicht um seiner Person willen auf dem Carrefour sich befanden. Er sah, wie sie eiligst die Bude verließen und sich in die Sättel ihrer Pferde schwangen, dann ritten sie paarweise hinter dem Gefreiten, der, als Führer der kleinen Schaar, seinen Weg nach dem Quay de la Megisserie nahm. Morel wollte mindestens wissen, um was es sich handelte und nachdem er Civadier durch ein Geldstück für seine Gefälligkeit entschädigt hatte, eilte er den Reitern nach, die er einholte, als sie eben an der Ecke der Straße Dauphine angelangt waren; er sah, wie sich die Häscher vertheilten. Da wo die Straße vor dem Pont-Neuf auslief, postirten sich zwei Sergeanten an jeder Ecke, während der Gefreite auf die Brücke ritt. — — Hier also mußte eine Scene

spielen, bei welcher Morel einen Zuschauer abgeben wollte.

Eine offene Kutsche fuhr über den Grêve=Platz. Schon spielten die gluthrothen Strahlen der Abendsonne auf den Giebeln und Dächern des Stadthauses und vergoldeten die Fenster. Die in der Kutsche Sitzenden betrachteten das reizende Schauspiel, welches der schöne, warme Abend mit seiner herrlichen Beleuchtung und das Gewimmel der Menschen auf dem Platze ihnen gewährte. Es waren ein Cavalier in glänzender Uniform und eine Dame. Die Dame hatte einen leichten, spanischen Schleier über ihr Gesicht geworfen, sie ruhte, halb liegend in den Polstern der Kutsche.

Das Fuhrwerk näherte sich, in die Straße des Gêvres biegend, dem Platze des Châtelet.

„Ah — sieh nur Gaudin, welch' ein buntes Gewimmel," sagte die Dame in der Kutsche, welche keine andere war, als die Marquise von Brinvilliers.

„Es ist äußerst interessant," entgegnete Gaudin, sich über den Schlag ein wenig hinausbeugend. „Sieh diese Seiltänzer hoch über den Köpfen der Menge schwebend, dort die Kugelspieler, welche ihre blitzende Spielwerke in die Strahlen der Sonne schleudern — wirklich ein reizender Abend und mit Dir, mit Dir ihn genießen zu können —" Er drückte die schöne Hand der Marquise.

Maria's Augen strahlten von Liebe und Glück durch das feine Gewebe des Schleiers hindurch.

„Mein Gaudin," lispelte sie. „Glücklich bin auch ich, und doch — wie unglücklich hätte ich sein können, wärest Du mir entrissen worden. Ich vermochte nicht zu helfen. Hast Du in der That keine Ahnung, vom Wem der heimtückische Schlag geführt worden?"

„Keine, Maria. Deine Familie? nein, sie spielen

offnes Spiel. Dein Gatte? er hat Paris verlassen und weilt in Deutschland. Ich habe keine Ahnung; ohne daß ich Etwas vermuthete, stellt sich ein Mann bei mir ein, der alle meine Schuldverschreibungen aufgekauft hat. „Zahlen Sie," brüllte der Schurke, „binnen vierundzwanzig Stunden." — „Ich kann nicht so schnell zahlen, mein Herr," rufe ich. Der Schlingel lacht höhnisch und sagt nach einer Pause: „Sie werden nie zahlen können, mein Herr; ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Verlassen Sie Paris auf immer — auf zehn Jahre — meinetwegen, unterschreiben Sie das und ich zerreiße Ihre Schuldbriefe." Das fuhr mir durch den Kopf — Paris verlassen, heißt von Maria mich losreißen und — das kann ich nicht mehr. „Also suche Hülfe, rette Dich, wenn Du kannst," rief es in mir. „Bis Morgen um diese Zeit habe ich Frist?" „Aber keine Minute länger" antwortete der Fremde. „So kommen Sie Morgen wieder."

Als er am folgenden Tage sich einstellte, zahlte ich die Summe ihm auf den Tisch. Er strich sie mit wüthender Geberde ein; ich aber frohlockte, Penautier hatte mir geholfen; ich bleibe Dein, Maria, ich bin frei von den Verfolgungen. Aber wer kann mir nachstellen? regt sich meine mir unbekannte Familie wieder? Man kann heutzutage keinen Tonneau für mich finden. Offenbar sollte ich aus Paris geschafft werden. Noch ging es nicht, noch blicke ich von diesen munter belebten Straßen empor zu dem schönen Himmel, noch fasse ich Deine liebe, reizende Hand — und wehe dem, der mir sie jetzt noch entreißen will."

„Oh — Gaudin," rief in leidenschaftlichem Tone die Marquise. „Wäre ich frei, ich wollte jedes Opfer bringen, ich wäre das glücklichste Weib; mit Dir mein Geliebter, an Deiner Seite vergesse ich jetzt schon die Welt — Alles. Dürfte ich Dich offen vor den hämischen, den Neidern

unsres Glückes meinen Gatten nennen — ah — Gaudin, dann — ich würde kein Opfer scheuen, wie gesagt, ich wäre fähig Alles zu wagen, ich scheute nicht den Dolch, keine Gewaltthat, wenn es gälte die Hindernisse aus dem Wege zu räumen."

Saint-Croix erzitterte vor der Leidenschaft seiner Geliebten.

„Armer, thörichter Brinvilliers," seufzte er. „Ein solches Weib hast Du nicht zu fesseln gewußt. Ja — Maria, ich erkenne es, Du warst mir bestimmt, Du mußtest in mein Leben treten, mit Dir wandle ich den gefahrvollen Weg, mit Dir vereint gehe ich unter oder schwebe, Dich umschlingend, zur sonnigen Höhe hinauf."

„Gewiß, mein Gaudin — gewiß, ich klammere mich an Dich und Niemand soll es wagen, uns zu trennen. Es gab eine Zeit, wo ich meinte, ich würde nur im Wahnsinn, nur im Taumel, den Störer meines Glückes mit furchtbarer Rache vernichten können — heute fühle ich, daß ich es mit kaltem Blute, mit Ueberzeugung vollbringen werde, wenn es gilt die Räuber meines Erdenglückes zu strafen oder sie zu hindern, ihre verfluchten Arme nach uns zu strecken."

Der Wagen fuhr auf den Pont-Neuf. Zahlreiche Fuhrwerke kreuzten sich hier, Reiter trabten vorüber, Gaudin und die Marquise wechselten Grüße mit vielen Bekannten. Ihr Verhältniß war ein allgemein bekritteltes, von Vielen — beneidetes! von Allen geduldetes geworden; man rechnete ihnen Das nicht schlimm an, was zu jener Zeit bereits mit wahrhaft heldenmäßiger Unverschämtheit sich das Recht der Duldung in den Familien der höchsten Gesellschaft erkämpft hatte.

„Sieh — wie belebt die Seine ist," rief Gaudin auf den Fluß zeigend, der von kleinen Booten wimmelte.

Der Wagen war bei der Statue Heinrichs IV. angekommen, plötzlich hielt er still.

„Was ist das, Jean," rief die Marquise. „Weshalb geht es nicht vorwärts?"

Ehe aber der auf dem Schlage sitzende Diener antworten konnte, erschien an der Seite des Wagens, wo Gaudin seinen Platz hatte, von einer großen Menschenschaar umringt, die Gestalt eines berittenen Gefreiten der Marechaussée. Die Marquise schrie laut auf, denn sie ahnte Gefahren, als sie bemerkte, daß zwei Sergeanten den Pferden ihres Wagens in die Zügel gefallen waren.

„Mein Herr," rief Gaudin, sich in dem Wagen hoch aufrichtend, „was soll das heißen? mit welchem Rechte halten Sie unsre Karosse auf."

„Herr Lieutenant," entgegnete der Gefreite, „folgen Sie, ohne weiteres Aufsehen zu machen."

„Es ist schon Aufsehen genug entstanden. Hinweg, sage ich. Vorwärts," rief Gaudin dem Kutscher zu. „Haut in die Pferde — Vorwärts."

Der Kutscher ließ sich diesen Befehl nicht noch ein Mal wiederholen, er peitschte wie toll auf die kraftvollen Thiere los, welche aufspringend und dann mit gewaltigem Rucke vorwärts stürzend die beiden Sergeanten und deren Rosse bei Seite schleuderten. Die Kutsche jagte donnernd über den Pont-Neuf. Erschrocken suchten alle Fußgänger das Weite, die Menge, welche immer ihre Freude durch rohes Geschrei kund thut, wenn den Dienern der Polizei ein Streich gespielt wird, brüllte auch hier Beifall — aber der Gefreite und seine Sergeanten ließen sich nicht irre machen. Sie wendeten sogleich ihre Pferde und sprengten dem Wagen nach, ihren beiden Genossen, die noch an der Straße Dauphine hielten, Zeichen gebend. Durch die immer dichter sich herandrängende Menschenmasse wurde der Kutscher genöthigt, langsamer zu fahren; als er daher

die Straße Dauphine erreicht hatte, konnte der eine der dort postirten Sergeanten leicht den Pferden aufs Neue in die Zügel fallen.

Die Marquise hielt ihren Schleier fest und umklammerte mit der anderen Hand den Arm Gaudin's.

Der Gefreite und zwei der Sergeanten umringten den Wagen zu beiden Seiten, während die zwei Letzten jedes Vordringen verhinderten.

Wieder näherte sich der Beamte dem Schlage.

„Machen Sie mir nicht unnütze Mühe, mein Herr," sagte er sehr artig. „Ersparen Sie es mir, Gewalt gegen einen Officier des Königs brauchen zu müssen."

„Aber zum Teufel, mein Herr, was wollen Sie? es ist eine offenbare Verwechslung. Was wollen Sie, noch ein Mal?"

„Ich will Sie verhaften."

„Mich?"

„Sind Sie der Chevalier, Lieutenant Gaudin von Saint-Croix?"

„Allerdings."

„Dann sind Sie mein Gefangener."

„Auf wessen Befehl?"

„Auf Befehl des Königs."

Der Gefreite hielt zugleich dem Lieutenant ein Exemplar der berüchtigten Lettres de Cachet hin.

Saint-Croix warf einen Blick auf das Papier, sah die Unterschriften des Königs, des Polizeiministers und seufzte.

„Gaudin," sagte die Marquise, „es ist eine Schandthat meiner Brüder, meines Vaters. Wir müssen uns trennen."

„Wir m ü s s e n," sagte Saint-Croix, mit den Zähnen knirschend. „Aber so wahr ich dort die Gestalt des vierten Heinrich in Erz gegossen auf der Brücke sehe, so gewiß die riesigen Pfeiler sicher die Last tragen — so gewiß will ich

mich rächen an Denen, die mir solche Schmach zugefügt auf dem Pont-Neuf zu Paris. Verderben über sie."

„Willst Du Dich rächen? wirst Du nicht zurückbeben? schwöre es mir," rief die Marquise.

„Ich schwöre es, Maria," sagte Gaudin mit blauen vor Zorn bebenden Lippen; sein Antlitz glich dem eines Sterbenden; geisterbleich, zusammenzuckend wie im Kampfe, verzerrten sich seine schönen Züge.

„Ich schwöre es", wiederholte er.

„Dann gehe mit Ruhe und Festigkeit in Deinen Kerker, Du wirst nicht lange zu schmachten haben. Verderben über sie," flüsterte die Marquise.

„Herr von Saint-Croix, ich bitte, sich zu beeilen," sagte der Gefreite; „ich habe bereits eine Miethskutsche von der Place-Dauphine holen lassen. Steigen wir ein."

„Ich bitte Sie, mein Herr," sagte Gaudin, „meinen Wagen weiter fahren zu lassen. Sie können folgen. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich keinen Versuch zur Flucht machen werde. An der Ecke des Quay de l'Horloge lasse ich halten und steige mit Ihnen in die Miethskutsche. Es ist nur der gaffenden Menge wegen."

Der Gefreite grüßte militairisch und gab den Sergeanten Befehl, die Kutsche frei zu lassen.

Man fuhr bis zum Quay de l'Horloge. Maria und Saint-Croix sprachen kein Wort, sie hielten sich bei der Hand, sie sahen einander stumm in die von Thränen und Zorn blitzenden Augen, ihre Blicke sprachen so deutlich — als es Worte vermocht hätten — es waren unheilvolle, drohende, sprühende Blicke.

Der Wagen hielt. Saint-Croix küßte die Hand der Marquise, sie war fieberheiß.

„Lebewohl," sagte er.

„Lebewohl," antwortete Maria mit gepreßter, dumpfer Stimme.

Die Miethskutsche stand bereit. Gaudin stieg hinein, der Gefreite, der sich vom Pferde geschwungen hatte, nahm neben ihm Platz, die Sergeanten ritten in einiger Entfernung hinter dem Wagen.

„In die Bastille," rief der Gefreite.

Der Zug ging in die Richtung des Quay de l'Horloge bis zum Port au Change, über welche Brücke trabend er hinter dem Châtelet verschwand.

Maria von Brinvilliers stand aufrecht in ihrer Kutsche; unbekümmert, der Menge nicht achtend, welche dem Schauspiel gefolgt war, sah sie dem Miethswagen nach, den Häschern, die ihr den Geliebten entführten. Als Reiter und Wagen hinter dem Gemäuer des alten Schlosses verschwunden waren, setzte sich Maria nieder. Sie murmelte Etwas zwischen den Zähnen. Es klang halb wie Fluch — halb wie Gelöbniß, dann rief sie ihrem Diener zu: „In das Hotel d'Aubrey."

Die Kutsche rollte über den Pont-Neuf zurück.

„Ich habe Glück," sagte Morel zu sich, die Stufen des Quay de l'Horloge hinaufsteigend. „Aus der Bastille kommt Keiner so schnell wieder zum Vorschein. Ich muß Lachaussée aufsuchen."

Im Thurmzimmer der Bastille.

Als der Wagen, welcher Saint-Croix und den Gefreiten in die Bastille geführt hatte, unter dem großen Thorwege hielt, erschien nach dem Rufe der Glocke der Gouverneur Herr von Besemaux. Er bewillkommnete den Lieutenant mit großer Freundlichkeit und ersuchte ihn, das Bureau vor dem Gerichtssaale zu betreten. Hier fand die

Einschreibung in das Register der Bastille unter den üblichen Formalitäten statt.

„Mein Lieutenant," sagte Besemaux zuvorkommend, „ich bitte Sie, den Aufenthalt in der Bastille sich nicht allzu schrecklich auszumalen. Sie kommen weder in die Oubliettten*) noch in die Cachots, sondern werden als ein Gefangener Sr. Majestät gut behandelt. Damit Sie nicht Ihren trüben Gedanken zum Raube werden, habe ich daran gedacht, Ihnen ein Zimmer anweisen zu lassen, wo Sie Gesellschaft finden. Ich darf die Namen der Gefangenen nicht nennen — Sie werden die Bekanntschaft eines interessanten Mannes machen, dessen Kenntnisse die Gelehrten unseres Schlosses bereits einige Male in Erstaunen versetzt haben."

„Es ist mir gleichgültig, Herr Gouverneur, wohin Sie mich bringen lassen," erwiderte Saint-Croix mit dumpfer Stimme. „Mein Leben ist ein verfehltes. Von der lähmenden Einwirkung einer Kerkerhaft erholt man sich nie wieder, man schleppt die Erinnernng daran während des irdischen Daseins mit sich herum; ob ich also in einen mit vergoldeten Meubles und lustiger Gesellschaft gefüllten Käfig gesteckt werde, oder ob ich meine Haft zwischen den feuchten Mauern eines Cachots verbüßen muß — Kerker bleibt Kerker."

„Ah — den Teufel auch, mein bester Freund," lachte Besemaux. „Man sieht wohl, daß Sie die festen Schlösser und die Behälter darin nicht kennen. Es ist ein verdammter Unterschied. Wenn Sie einige Zeit hier gewesen sind — und ich hoffe, Sie werden nicht allzulange bleiben — dann zeige ich Ihnen gelegentlich ein Mal die Verschiedenheiten der Wohnungen. Uebrigens sprechen Alle so, die den ersten Schritt in unsere Bastille thun — wenn sie ein Weilchen

*) Eine besondere Art unterirdischer Gefängnisse, aus denen die Gefangenen nie wieder zum Vorschein kamen.

hier sind und keine schlimme Behandlung erfahren, dann finden sie sich in ihr Schicksal."

Saint-Croix stöhnte vor Beklemmung, welche ihm der Gedanke verursachte, sich in das Loos einer langjährigen Gefangenschaft finden zu müssen. Er nahm von Besemaux Abschied und folgte den Schließern. Ueber den Hof schreitend gelangte man zum Thurme Liberté. Saint-Croix's Kniee zitterten, nicht vor Furcht — vor Wuth und Schaam über seine Ohnmacht.

„Wehe Euch," murmelte er, „wenn ich diese Thore einst wieder hinter mir habe."

Nachdem man viele Stufen hinaufgegangen, blieben die Schließer vor dem Zimmer Numero Zwei des Thurmes stehen. Carambe schloß die furchtbaren Thürschlösser auf, schob die Riegel zurück und ließ den Gefangenen in das Zimmer treten, welches von den Strahlen der im Untersinken begriffenen Sonne noch spärlich erleuchtet war.

„Ihr Zimmergenosse wird bald erscheinen," sagte Carambe. „Er hat die Erlaubniß, auf der Plattform sich ergehen zu dürfen, aber die Stunde ist bald vorüber."

Die Schließer gingen. Saint-Croix blieb allein. Je weiter die Tritte der Wächter in der Ferne verhallten, um so ruhiger wurde er. Es schien ihm, als ziehe ein wohlthuendes Gefühl durch seine Brust, als er allein — ohne Menschen war, er konnte nach den erschütternden Scenen, die seit wenig Stunden ihn so mächtig erregt hatten, endlich Athem schöpfen, seine Gedanken sammeln, sich überzeugen, daß nicht Alles ein Traumbild war. So weit es die überhandnehmende Dunkelheit gestattete, besichtigte der Lieutenant zunächst das ziemlich geräumige Gemach. Es enthielt zwei Himmelbetten mit grünen Vorhängen, einen Tisch, Stühle und Waschtoilette. Der Mitbewohner dieses Zimmers schien ein Gelehrter zu sein, denn auf dem Tische lagen eine Menge Bücher größeren und

kleineren Formates. Saint-Croix gewahrte viele Zeichen in denselben, auch sah er beschriebenes und unbeschriebenes Papier, Dintenfaß und Federn. Auffällig schien es ihm, daß trotz des warmen Sommerabends die Reste eines ziemlich starken Feuers in dem Kamin sichtbar waren und ein sonderbarer Geruch das Zimmer erfüllte.

Der Lieutenant rückte nach dieser Forschung einen Sessel in die Nähe des Feuers und warf sich ermattet in das schlechte Polster. Mechanisch hatte er eine kurze Eisenstange ergriffen, die zum Anschüren der Gluth diente und stöberte damit in den glimmenden Resten des Feuers umher. Eine beängstigende Stille lastete auf dem düsteren Gemache. Zuweilen war es dem Lieutenant, als höre er über seinem Kopfe Tritte, dann vernahm er ganz in der Ferne dumpfes Rufen, dann heulte der Wind in den Kamin hinab und blies einige Hände voll Asche empor. Ein ferner Donner rollte über die Dächer und Thürme der Bastille dahin. — Saint-Croix schien für Nichts mehr Gedanken zu haben. Er stützte seinen linken Arm auf das Knie, legte seinen Kopf in die hohle Hand und stierte in die röthliche Gluth, welche der Wind eines Gewitters, das über Paris heraufzog, wieder angefacht hatte, die Eisenstange hielt er unbewegt in seiner Hand, er lauschte eine Zeitlang den seltsamen Tönen, welche man nur in der Nacht oder in der Stille der Einsamkeit vernimmt. Heimchen zirpten in den Ritzen des alten Gemäuers, Nachtvögel flatterten gegen das Fenster, und mit knisternden Tönen, rastlos vorwärts dringend, begannen die einzigen, vierfüßigen Gesellschafter der Eingekerkerten: die Mäuse, ihre nächtliche Arbeit. Diese Eintönigkeit, dieses sich wiederholende Nagen und Zirpen, der Dunst, welcher durch das Gemach zog, die Erschöpfung — wiegten Saint-Croix in einen traumartigen Zustand. Seine Gedanken nahmen Form und Gestalt an. Er sah sich in der Hütte Tonneau's, er machte die Reisen

mit dem Alten, die Mordnacht, die vielen Gefahren, welche er in seinem Kriegerleben bestanden; dann endlich stieg über alle diese Dinge eine reizende, verführerische Erscheinung empor: Maria von Brinvilliers. Dicht neben ihr tauchte der verlassene Gatte auf, dann zog ein Heer häßlicher, grinsender Larven an den Augen Gaudin's vorüber, es waren die Mahner der Brinvilliers, die wachsende Geldnoth der Marquise, der Mangel, die Sorge — Alles nahm Gestalt an. Aus diesem Wuste von Phantomen trat eine andere Dame, sie verscheuchte die widerwärtigen Figuren — sie schien Saint-Croix bekannt, er glaubte die Herzogin Damarre in ihr zu erkennen, aber er wagte nicht genau hinzusehen und die Gestalt zerfloß in Nebel. Nun blieb es eine Zeitlang leer in dem dunklen Kamine, durch den alle diese Phantome zogen, bis wieder eine helle Wolke sich herabsenkte. Sie theilte sich und zeigte dem Träumenden ein in der Luft schwebendes Kästchen von alter Arbeit. Der Deckel desselben stand offen, im Innern lagen eine Menge Päckchen und Rollen mit wundersamen Aufschriften; hinter dem Kästchen stand eine schwarze Gestalt, deren Gesicht eine gläserne Maske bedeckte, Saint-Croix vermochte aber das Antlitz nicht zu erkennen, denn ein Dampf stieg aus dem Kasten empor, doch deutete die Gestalt fortwährend auf die Packete, welche sich zu bewegen begannen; sie fielen raschelnd übereinander, ein ekelhafter, grünlicher Wurm wand sich zwischen ihnen hervor, ringelte sich über den Kasten hinaus und fuhr nach Saint-Croix's Brust. Der Träumer stieß einen furchtbaren Schrei aus und erwachte. Er fühlte einen Druck auf seiner Schulter und wendete sein verstörtes Antlitz, um die Ursache dieser Empfindung zu erblicken. Er schreckte zusammen, denn heller Lichtglanz blendete seine Augen. Dicht neben ihm stand eine hagere, dunkle Gestalt; sie preßte ihre Linke auf Gaudin's Schulter und hielt in der Rechten eine brennende

Kerze, welche den unheimlichen Gast vollständig beleuchtete. Der Lieutenant starrte den Schwarzen an, der ihm von allen soeben erblickten Traumgestalten die einzige zurückgebliebene zu sein schien. Er kannte dieses dämonische Antlitz, diese krallenartigen Finger, er wollte die Gestalt anreden, als sie schon das Wort ergriff und mit schneidendem Tone sagte: „Es ist lange her, daß wir uns sahen. Ich grüße Sie, Herr von Saint=Croix, als meinen Gefährten im Kerker der Bastille.“

„Doctor Exili!“ rief Saint=Croix sich an der Armlehne des Sessels aufrichtend.

„Ich bin es. Der römische Doctor im Thurme Liberté,“ entgegnete Exili mit heiserer Stimme.

Trotz seines Muthes bebte Saint=Croix. Er hatte den Doctor seit der letzten Nacht, wo dieser sein grausiges Experiment unternahm, nicht wieder gesehen, er hatte ihn gemieden, und nur der Ruf von Exili's Thaten war zu ihm gedrungen. Sich einschüchtern zu lassen, war jedoch nicht des Lieutenants Sache; er erhob sich aus dem Sessel und trat dem Doctor gegenüber.

„Ich wußte, daß es mit Ihnen also kommen würde, mein Herr Doctor,“ sagte er.

„Ich könnte sagen: auch Ihr Schicksal, Herr von Saint=Croix, war mir im Voraus bekannt,“ entgegnete Exili, „aber Sie würden denken, ich wolle prahlen, und das ist wahrlich meine Sache nicht. Da unsere Wege zusammentreffen: lassen Sie uns Freunde bleiben.“

„Freunde? mit Ihnen, mit dem —“

„Giftmischer — wollen Sie sagen. Immerhin! Wer weiß, ob Sie die Gifte nicht noch brauchen, mein Herr Lieutenant!“

„Ich kämpfe mit anderen Waffen.“

„Pah! kein unnöthiges Geschwätz von soldatischer Ehrenhaftigkeit, von ritterlichem Kämpfen und dergleichen. Ich

weiß, daß Sie eingesperrt sind wie ein Schüler, wie man einen nichtsnutzigen, ungehorsamen Buben einschließt, für den die Ruthe des Präceptors nicht mehr ausreicht."

„Herr Doctor," schrie Saint=Croix, einen Schritt zurücktretend und mit der Hand an die Stelle greifend, wo noch vor wenig Stunden sein Degen klirrte.

„Lassen Sie das," sagte Exili; „wir sprechen ohne Rückhalt. Es ist so, wie ich sagte. Die lettre de Cachet gegen Sie war längst ausgefertigt, täuschen Sie sich über die Feinde keinen Augenblick: es sind der Civil=Lieutenant Dreux d'Aubray und dessen Söhne, der Vater und die Brüder Ihrer Geliebten, der Frau von Brinvilliers."

„Ah — ich dachte es," knirschte Saint=Croix. „Aber woher wissen Sie —?"

„Man kann auch in der Bastille von Allem unterrichtet werden, Alles haben, wenn man zahlt und wenn Herr von Besemaux Gouverneur ist. Sie werden davon noch andere Beispiele sehen. Der Marquis von Brinvilliers wird nun aus Deutschland zurückkommen, eine Versöhnung wird versucht werden, und indeß Herr von Saint=Croix hinter Schloß und Riegel sitzt, zieht der Waffenbruder wieder in die Gemächer seiner Gattin."

Saint=Croix zitterte vor Wuth.

„Sie sind rasend vor Zorn, Sie hätten heute bei Ihrer Verhaftung die ganze Welt vernichten mögen," fuhr Exili fort. „Man sieht es Ihnen an; Sie haben nur einen Gedanken, nur einen glühenden, verzehrenden Wunsch, nur eine Aufgabe haben Sie sich gestellt: Rache."

„Ja — ja! Das ist es, das treibt mich: Rache! Rache!" schrie Saint=Croix mit wilder Stimme.

„Sehen Sie — ich wußte es. Das ist so natürlich. Aus den Armen eines liebenden Weibes gerissen, der Gewalt des Kerkers überliefert, die Feinde im Triumphe hohn=

lachend, der Spott aller Müssiggänger und Klatschzungen von Paris, unfähig die Geliebte zu schützen —"

„Schweigen Sie — schweigen Sie, oh — eine Stunde der Freiheit, und ich will mich rächen."

„Hm" — sagte Exili mit seltsamem Lächeln, „wodurch? Sie wissen also, daß Herr von Aubray gegen Sie die lettre de Cachet beim Könige erwirkte. Sie würden hinstürzen zu ihm, den Degen ziehen, Sie würden seine Söhne anfallen — was geschähe dann? Gesetzt, Sie bohrten den Einen nieder — die Andern wären sicher, denn bevor eine Stunde verginge, säßen Sie wieder im Kerker, wenn man Sie nicht gar auf den Grève-Platz schleppte, denn Sie wissen, was auf den Zweikampf gesetzt ist, wenn Seine Majestät nicht ein Auge zudrücken wollen; dann also wäre der Triumph Ihrer Feinde vollkommen. Sie sind ohnmächtig, Herr von Saint-Croix, den Aubray's und deren Freunden gegenüber."

Saint-Croix senkte das Haupt und rang die Hände.

„Ich kenne solche Lagen, solche Empfindungen," knirschte Exili. „Auch ich bin das Opfer der schändlichsten Intrigue. Ein Mann, dessen Geheimnisse ich besitze, von dessen Leben ich genau unterrichtet bin, hat mich in der Nacht dieses Kerkers begraben. Meine Medikamente für die Königin Mutter hat man durch einen Liquor verdorben, dessen Vermischung mit den von mir angegebenen Mitteln verderblich wirken mußte. Die Königin und ich sind die Opfer. Auch ich möchte — ich muß mich rächen. Aber ich bin gelähmt, denn schwerlich werde ich die Freiheit wieder erhalten, man wird Alles anwenden, mich auf ewig zu begraben, weil die Schurken wissen, welche furchtbaren Mittel mir zu Gebote stehen, um sie zu züchtigen. Mittel, die kein Machtspruch in ihrer Wirkung hindern kann, die sicherer und schneller vernichten als Degen, Dolch oder Geschütze."

Der Italiener betrachtete während dieser Rede den Lieutenant sehr aufmerksam. Saint-Croix erhob den Kopf und sah den Doctor mit stechendem Blicke an, dann faßte er krampfhaft dessen Arm.

„Sie besitzen also — wirklich solche Mittel?“ rief er.

„Ohne Zweifel. Ich habe seit langer Zeit das Studium der verderbenbringenden, geheimen Kräfte der Natur betrieben, Anfangs zu dem Zwecke, aus ihnen die heilsamsten Arzneien bereiten zu lernen, denn es ist eine alte Erfahrung, daß Alles was vernichtet, auch heilen, beleben kann. Nach und nach lernte ich kennen, welche furchtbaren Waffen mir meine Wissenschaft geschmiedet hatte. Das feindliche Auftreten meiner neidischen Genossen, die Bosheiten, welche sie gegen mich verübten, der Haß, den ich einsog und der mich gleich einer Natter giftgeschwollen machte, trieben mich, meine Kräfte zu prüfen, die Mittel, die Waffen zu gebrauchen, welche ich besaß. Meine Schläge fielen und Niemand vermochte zu widerstehen. Ich ward ein Gegenstand des Schreckens, man floh mich, man suchte meine Verzeihung — endlich verfolgte man mich wieder, aber meine Kenntniß der wohlthätigen Kräfte ward ebenso gesucht, als die der verderblichen, und ich trotzte den Verfolgern. Unterdessen suchte ich eifrig weiter. Die wunderbaren Geheimnisse der Naturkräfte, welche sich mir offenbarten, die Zersetzungen, Verbindungen, ihre mannigfache Wirkung auf die belebten Körper, die Säfte der Pflanzen, die stille, schreckliche Gewalt, die da verborgen liegt in den Mineralien, übten einen unbeschreiblichen Zauber auf mich, den Forscher, aus. Wenn nach langer, mühevoller Arbeit, nach tagelangem Denken ein vernichtender Stoff aus meinen Retorten hervorging, dann Herr von Saint-Croix jubelte ich; der Forscher und der Rächer waren Beide in meiner Person befriedigt. Ich wurde ein mächtiger Gebieter im Reiche des Verderbens.“

Ein Schauer durchrieselte das Gebein des Lieutenants. Exili schien es nicht zu bemerken. Er fuhr, sich auf die Lehne des Sessels stützend, fort:

„Ich hatte meine Mittel so zu verfeinern gesucht, daß eine große Kenntniß, ein tiefes Wissen dazu gehörten, um die eigentlichen Ursachen der Vernichtung ergründen zu können. Die Menschen sind Raubthiere, glauben Sie es mir, ich ward aufgesucht — man erkaufte meine Mittel. — Denken Sie sich das Weitere. — Bei aller Kraft meiner Droguen und Elixire bemerkte ich aber doch, so oft ich Versuche, wie Sie es ja selbst sahen, sogar an lebenden Wesen machte, daß die Wirkung entweder nicht zur rechten, von mir bestimmten Zeit eintrat, oder: daß gewisse Theile des Körpers zum Verräther werden konnten durch die seltsame Verwandlung, welche sich nach dem Genusse meiner Mittel an ihnen zeigte. Ich mußte weiter in meiner Arbeit kommen. Wo nur Rezepte, Bereitungsarten, Angaben von Experimenten aufzutreiben waren, da riß ich sie an mich. Mein Büchervorrath war bereits ein sehr ansehnlicher und in Venedig, wo sich meine Wohnung befand, errichtete ich ein Laboratorium. Stets mit dem Gedanken der Auffindung des: keine Spuren hinterlassenden Giftes beschäftigt, fuhr ich eines Tages von Cavanella zurück nach Venedig.

Auf dem Schiffe befand sich eine bunte Gesellschaft. Mönche und Soldaten, Kaufleute, Handwerker und eine Gauklerbande. Das Wasser war ruhig, der Wind schwach, unser Fahrzeug bewegte sich nur langsam vorwärts. Ich ging nach dem Vorderraum, wo die Gaukler, in bunten Flitterkram gekleidet, nachlässig und faullenzend umherlagen. Sie wollten in Venedig Vorstellungen auf der Piazetta geben. Von einem der Matrosen erfuhr ich, daß zugleich mit den Seiltänzerkünsten sich ein berühmter Wunderdoctor, einer der in Italien so vielfach umherziehender Charlatane, produziren werde. Er nannte sich Dottore Basanzano und

stand in dem Rufe großer Gelehrsamkeit. Mich interessirte es, die Bekanntschaft des Marktschreiers zu machen, da man oft für die Kenntniß des Menschen Nutzen aus solchem Zusammentreffen ziehen kann. Bald war ich mit Basanzano bekannt, der außer seiner seltsamen, auffallenden Persönlichkeit nichts Besonderes aufzuweisen hatte. Er schwatzte wie alle Leute seines Handwerks eine Menge Unsinn mit gelehrten Floskeln vermischt durcheinander.

„Woher," fragte ich, „nehmt Ihr denn nun aber Eure „tausendfältigen" Mittel, wie Ihr sie nennt?"

„Ich besitze zahlreiche Bücher," sagte der Charlatan; „Schriften und Druckwerke."

Ich wurde aufmerksam.

„Habt Ihr sie bei Euch?" — „Gewiß." — „Und ist es einem Genossen Eurer Kunst gestattet, die Schätze ein Mal zu sehen?"

„Nicht gern," sagte Basanzano. „Ihr wißt — der Brodneid —"

„Ohne Sorge. Ich will keine Geheimnisse ablauschen. Nur einen Blick vergönnt mir auf den Vorrath zu werfen." Basanzano führte mich unter das Deck des Schiffes, wo zwischen Tambourins, Seilen, Bällen und sonstigem Gaukelkram ein mit Büchern gefüllter Korb sichtbar war.

„Dies sind meine Schätze," sagte der Charlatan. Ich durchstöberte die Werke, fand aber nur wenige, welche mir unbekannt gewesen wären. Als ich bis zum Boden des Korbes gekommen war, stieß ich auf ein sorgfältig in Leinwand gewickeltes Buch.

„Was ist dieses?" fragte ich. Basanzano nahm das Packet hervor und erwiderte:

„Hierin befindet sich ein seltsames Werk. Ich kaufte es in Spanien von einem Alguazil, der es bei Seite gebracht hatte, als er den Eigenthümer verhaften mußte, um ihn den Händen der Inquisition zu überliefern. Dieses

Werk ist nicht zu enträthseln und die Zeichen haben sogar meiner Wissenschaft Trotz geboten."

„Sie können sich denken, wie gespannt ich wurde. — Basanzano schlug die Leinwand zurück und gab mir ein Buch, dessen sonderbarer Einband mich schon in Erstaunen setzte. Begierig schlug ich es auf. Kaum hatte ich einen Blick hineingethan, so ward es klar, daß ich hier eine jener seltenen, uralten Handschriften vor mir sah, welche die wundersamsten Mittel, Nachrichten oder Aufzeichnungen enthalten; daß sich aber dieses Buch mit Pflanzen und Mineralien beschäftigte, darauf deuteteten die, wenn auch mangelhaften Handzeichnungen von Gewächsen und Steinen; das Wichtigste aber war die Entdeckung eines Schlüssels, der am Ende des Buches befindlich, das Lesen der in Chiffern und Zeichen geschriebenen ersten Theile möglich machte, denn er enthielt in arabischer Sprache die Erklärung der geheimnißvollen Schriftzüge. Ich zweifelte nicht, daß ich einen Schatz in den Händen hielt, doch mäßigte ich meine Freude. Gleichgültig das Buch durchblätternd sagte ich lächelnd:

„Es ist kein großer Schatz für die Wissenschaft, sondern einfach nur eine Pflanzenkunde der Indier, welche Valentinus uns mittheilt. Interessant aber ist es als Antiquität und deshalb möchte ich es wohl besitzen. Seid Ihr geneigt es mir abzulassen?"

„Basanzano, der wohl schwerlich eines der Zeichen zu enträthseln vermochte, that sehr wichtig. Er wollte nicht in den Verkauf willigen, endlich, als er sah, daß ich — ein bekannter Kunstgriff beim Handeln — das Buch niederlegen wollte, forderte er hundert schwere, spanische Thaler. Ich gab, was ich bei mir hatte, nahm das Buch und ging mit dem Charlatan zu dem Kapitain des Schiffes, der sich für den Rest der Zahlung verbürgte. Basanzano sollte am folgenden Tage in meine Wohnung kommen, um sich das

Geld zu holen. Kaum im Hause angelangt, begann ich das Buch zu prüfen. — Was soll ich noch länger erzählen. — Dieses Buch enthielt, was ich suchte. Es war eine vollständige Schule der Giftbereitung, die Gewichte, die Stoffe, die Zusammensetzungen, die Hinweise auf den Gebrauch, die Bezeichnung der Körpertheile, welche am schnellsten zerstört werden — Alles ist darin enthalten. Gifte lernt der Staunende kennen, gegen die alle Erzeugnisse der Borgia, Medicis, der Spanier, der Inder schwache Versuche genannt werden können. Seitdem ich in den Besitz dieses Buches gekommen bin, frage ich: Wer wagt es mit mir? Lassen Sie eine Luftwelle in das Gemach rollen — ich schwängere sie mit dem Hauche meines Arcanums und der Tod schwebt durch das geöffnete Fenster. Sie wähnen einen stärkenden Parfüm zu riechen, indem Sie das silberne Fläschchen an die Nase bringen? Sie sind ein Kind des Todes, denn nur ein Atom meines Giftes befindet sich unter der wohlriechenden Flüssigkeit und es stocken Ihre Pulse — der Schlag trifft Sie. Das köstlichste Mahl wartet Ihrer, Sie führen den Löffel zum Munde, kaum berührt die mit meinem Gifte versetzte Speise die Schleimhäute, da entsinkt Ihnen der Löffel, leblos, eine Leiche, ruhen Sie im Sessel — oh — es ist so häufig vorgekommen, daß Esser am Tische vom Schlage getroffen umsinken — ein Gehirnschlag. Niemand ahnt meine geheime Macht. Lesen Sie nicht jenes Schreiben, denn der Sand, welcher auf die Schriftzüge gestreut wurde, ist ein Pulver, welches aus meinen Retorten hervorging — Sie lesen sicherlich das Schreiben nicht zu Ende. Ziehen Sie diese weichen Handschuhe auf Ihre Finger, dann plötzlich befällt Sie ein entnervendes Jucken, der Arm schwillt an — die Geschwulst legt sich sofort wieder, der Reiz hört auf — Niemand kann die geringste Veränderung an dem Körper wahrnehmen — *aber* Sie sind hinüber — eine Leiche liegt in dem Gemache;

die rechte Hand dieser Leiche trägt einen Handschuh, den ich eine Sekunde lang in meine Giftauflösung tauchte. — Kein Ding ist auf dieser Erde, das mein Gift nicht in sich aufnähme — kein Organismus existirt, den es nicht zerstörte — kein Auge, das seine Spuren entdeckte. Glauben Sie nun, Herr von Saint=Croix, daß meine Waffen mächtiger, sicherer verderben können, als die des vierzehnten Ludwig? halten Sie mich für einen Mann, der im Stande ist, sich an seinen Feinden zu rächen?"

Saint=Croix wankte; er rollte die Augen wild und fuhr mit der Hand in seine dunklen Haare; die Luft des Gemaches schien ihm von dem Gifthauche erfüllt, es war, als dampfte und qualmte es aus allen Winkeln des Gemaches, als beleuchteten die Blitze des Gewitters, welches schon längere Zeit tobte, eine Menge von Flaschen und Phiolen, die im Zimmer umherhüpften und sich öffneten.

„Und — Sie besitzen dieses Buch noch?" fragte er endlich nach tiefer Pause den Doctor.

„Hier ist es," rief Exili zum Tische eilend. Er kehrte zurück und reichte dem Lieutenant ein Buch in Quartform, etwa zwei Finger dick. Eiserne, mit rothem Sammet bezogene Platten bildeten den Einband. Der Sammetüberzug war mit einem, stellenweise zerbrochenen Netze aus Elfenbeinfäden überdeckt, dessen Knoten aus kleinen Todtenköpfen gebildet waren. Saint=Croix wendete das Buch und las, als er den Rücken betrachtete, die unter einem Wappenthiere stehenden Worte: „Ich trage den Tod in mir."

„Glauben Sie," rief der Lieutenant, „glauben Sie, daß Jeder aus diesem Buche lernen könnte, Doctor?"

„Wollen Sie sich die Lehre der Gifte aneignen?"

„Ich könnte dazu gelangen," stöhnte Gaudin. „Oh — ich glaube, das wäre eine sichere — unfehlbare Rache."

„Keine, die besser, vernichtender träfe," sagte Exili. „Aber es bedarf eines Meisters, der den Jünger unterrichte.

Sie sollen sehen, daß ich Vorrath habe von meinen Erzeugnissen."

Exili stieg in den Kamin, und nachdem er einige Minuten an der inneren Bekleidung desselben herumgetastet hatte, kam er wieder heraus mit einem Kästchen in der Hand. Er stellte es auf den Tisch und öffnete den Deckel, wodurch vier krystallne Phiolen sichtbar wurden.

„Hier sind meine Elixire," sagte er.

Das Gewitter wurde immer stärker; der Doctor sprach mit erhobener Stimme:

„Wollen Sie eine Wirkung sehen?"

„Top — zeigen Sie mir eine Wirkung," rief Saint-Croix mit bebender Stimme, die Aufregung schnürte ihm fast die Kehle zu. „Zeigen Sie Etwas, damit ich noch mehr staunen kann."

„Treten Sie dort in die Ecke," befahl der Doctor. „Nun nehmen Sie hier dieses Fläschchen; wenn Sie einen Schwindel spüren, riechen Sie daran. Geben Sie Achtung."

Exili zog unter seinem Bette einen Kasten hervor, nahm aus demselben einen Schwamm, den er sich vor Mund und Nase band. Dann stellte er das Licht auf den Boden, öffnete eine der vier Krystall-Phiolen und goß ein paar Tropfen ihres Inhalts in die Fugen der Steinfliesen, mit denen das Zimmer gepflastert war. Es währte kaum einige Minuten; als unter scheußlichem Quiken und Rasseln eine große Anzahl abscheulicher Ratten, eine Menge kleiner Mäuse aus den Löchern hervorschlüpften. Die ekelhaften Bewohner der Kloaken und finstern Winkel rannten angstvoll durcheinander, bissen sich, sprangen an dem Doctor empor und suchten die Wände hinanzuklimmen.

„Passen Sie auf, rief Exili dem Lieutenant zu, ein wenig seinen Schwamm lüftend und eine andere Phiole ergreifend. Der Italiener setzte dieselbe auf den Erdboden mitten unter das Gewimmel der abscheulichen Thiere, öffnete

den Pfropfen und ließ den Dunst aus der Flasche strömen, indem er zugleich mit der Hand über die Oeffnung hin und her fuhr, um die Ausströmung zu verbreiten.

„Riechen Sie an Ihre Flasche," rief er Saint-Croix zu, schnell in einen andern Winkel eilend.

Gaudin gehorchte und sah in demselben Augenblicke, wie sämmtliche Ratten und Mäuse nach wenig Zuckungen todt auf den Steinfliesen lagen. Der Dunst des Giftes hatte sie verrecken lassen.

Exili öffnete das Fenster, dann schloß er die Flasche und goß aus einem andern Gefäße einige Tropfen auf den Erdboden; ein weißer Dampf stieg empor.

„Jetzt treten Sie näher," sagte er, seinen Schwamm abbindend.

Zitternd vor Staunen und Erregung nahte sich Saint-Croix.

„Sind Sie zufrieden mit dieser Probe?" fragte Exili.

„Ich bedarf keiner weiteren."

Gaudin untersuchte die Thiere — sie waren alle getödtet.

„Die zweite Flasche enthielt Gegengift," sagte Exili, indem er die Körper der Thiere aus dem Fenster warf. Dann brachte er seine Flaschen in den alten Versteck und kehrte zu Saint-Croix zurück, der das Buch wieder ergriffen hatte. Beide sahen sich starr und fragend an.

„Wie lange denken Sie hier zu verweilen, Herr von Saint-Croix?" fragte der Italiener.

„Mindestens sechs Monate."

„Man kann viel in dieser Zeit lernen."

Gaudin fuhr empor; die Dämonen der Rachsucht und des Verbrechens bemeisterten sich seiner.

„Laß mich von Deiner Weisheit kosten, Meister der schwarzen Kunst," rief er, „damit ich meine Feinde zu Boden werfe; ich will lernen von Dir, wie man sich rächen kann."

„Saint=Croix," sagte Exili, „bedenkt, daß es gefahrvolle Wege sind, auf welche ich Euch führe, eine mangelhafte Kenntniß der Kunst würde Euch verderben. Wollt Ihr durchaus mein Schüler werden — wohlan ich bin bereit; aber höret mich an: Es ist sicher, daß Ihr vor mir aus dem Kerker entlassen werdet; ich bleibe vielleicht ewig zwischen den Mauern der Bastille. Schwöret mir, wenn Ihr, bewaffnet mit der Kenntniß der furchtbarsten Mittel frei hinausgeht, auch den Feind zu vernichten, der mich gestürzt und gefesselt hat, und dessen Namen ich Euch nennen will an dem Tage, wo Ihr diesen Thurm verlassen werdet — schwört mir das, und ich will Euch einweihen in die geheime Wissenschaft."

Saint=Croix schlug in die Hand des Italieners und preßte das verhängnißvolle Buch an sich. „Ich schwöre!" rief er laut.

Ein furchtbarer Donnerschlag erschütterte in diesem Augenblick die Bastille tief bis in die Grundfesten hinein; die Fenster erzitterten und kreischend wirbelten die rostigen Wetterfahnen um ihre Achsen; — ein grüngelber Blitz fuhr knisternd an dem Thurme herab, das Gemach einen Augenblick durchflammend und mit seinem fahlen Lichte die dunkle Gestalt Exili's umsäumend, der die Rechte Gaudin's in der seinigen hielt — Satan umstrickte eine Seele.

Lautlos standen die Neuverbündeten; ihre Gedanken waren schwarz wie die Nacht, welche auf den blendenden Blitzstrahl folgte. Gleich Weherufen heulte der Wind um die Zinnen des Thurmes, und aus der Tiefe empor stiegen die gellenden Töne der Wachtglocke, welche im Rundengange geläutet wurde.

„Sie sind **mein**, Gaudin von Saint=Croix," sagte Exili, die Kerze löschend.

Ende des zweiten Bandes.

Hiltl, Georg,

Gefahrvolle Wege historischer Roman aus der Zeit Ludwig's XIV

Bd.: 2

Berlin [1865]